This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

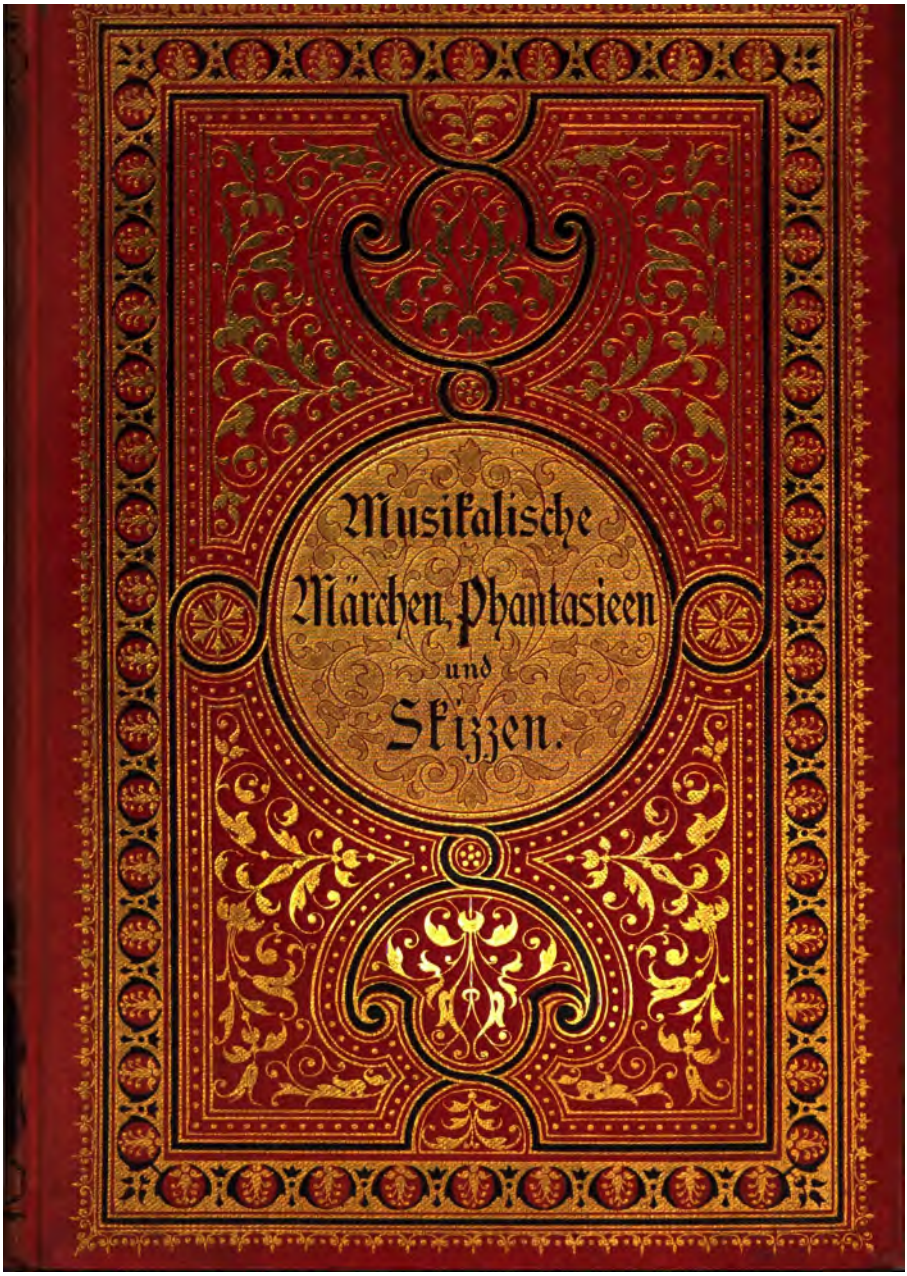
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Musikalische
Märchen, Phantasieen
und
Skizzen.

From the library of
WILLIAM ALPHA COOPER
1868–1939
Department of Germanic Languages
1901–1934

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

V. WARTENBERG - ESMARCH.

Mit Genehmigung des Verlegers Jacques Casper, Berlin.

Musikalische Märchen,

Phantasieen und Skizzen

von

Elise Polko.

Zweiter Band.

---

12. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe in zwei Bänden.

Mit Titelbild.

Leipzig,
Johann Ambrosius Barth.
1890.

ML3925
P769
1890
v.2

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Papier aus den Vereinigten Bautzner Papierfabriken in Bautzen.
Lichtdrucke von Römmler & Jonas in Dresden.
Einband von Gustav Fritzsche, Kgl. Hofbuchbinder in Leipzig.

Muſik, auch in wortloſen Tönen, hat ein Erhabenes, das keine andere Kunſt hat, als ob ſie, eine Sprache der Genien, nur unmittelbar an unſer Innerſtes als einen Mitgeiſt der Schöpfung ſpräche.

Herder.

ML3925
P769
1890
v.2

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Papier aus den Vereinigten Bautzner Papierfabriken in Bautzen.
Lichtdrucke von Römmler & Jonas in Dresden.
Einband von Gustav Fritzsche, Kgl. Hofbuchbinder in Leipzig.

Muſik, auch in wortloſen Tönen, hat ein Erhabenes, das keine andere Kunſt hat, als ob ſie, eine Sprache der Genien, nur unmittelbar an unſer Innerſtes als einen Mitgeiſt der Schöpfung ſpräche.

Herder.

Inhalt.

	Seite
Ein Ehrengedächtnis (Wilhelmine Schröder-Devrient) . . .	1
Rote und weiße Rose (Marg. Schwan, Karoline Ziegler) . .	17
Ein unbekanntes Grab (Emanuel d'Astorga)	50
Der letzte Gambenspieler (Carl Friedr. Abel)	74
Ein erstes Auftreten (Liszt)	107
Flauto solo (Gottfr. Pepusch)	113
Eine Reliquie (Paganini)	126
Aus dem Jugendleben eines prinzlichen Musikers (Woldemar von Holstein)	145
Der blöde Schäfer (Joh. Gottfr. Schicht)	160
Die Handorgel der Urahne (Joh. Gottfr. Arnold)	180
Der kleine Jean Baptiste (Lully)	202
Ein zertretenes Leben (Doris Ritter)	220
Das Bienenliedchen (K. Zöllner)	234
Der alte Bach kommt (Joh. Seb. Bach)	257
Der Bückeburger Bach (Joh. Christoph Friedrich Bach) . .	271
Der Londoner Bach (Joh. Christian Bach)	301

Der stille Student (Joh. Ad. Hiller) 329
Eine lustige Reise (Dittersdorf, Händel) 365
Eine Überraschung (Minna Brandes) 391
Schwere Wahl (Peter Winter) 411
Schön-Ännchen (Simon Dach) 429
Am Hörselberge (Joh. Wilh. Häßler) 447

Muſikaliſche Märchen,

Phantaſieen und Skizzen.

Zweiter Band.

Ein Ehrengedächtnis.

Ein Frauenherz iſt zur Ruhe eingegangen, das im Leben keine Ruhe kannte; zwei Augen haben für immer ſich geſchloſſen, die gar manchem wie Sterne geleuchtet; ein Mund iſt verſtummt, der Tauſenden Troſt, Licht, Freude und Entzücken in die Seele geſungen: Wilhelmine Schröder-Devrient, Deutſchlands größte Sängerin, ſtarb zu Koburg am 25. Januar 1860.

Das ſtille Grab deckt nun eine Frau, die, wie vielleicht keine zweite, ein Liebling der Götter und Menſchen genannt zu werden verdiente, eine Frau, die viele Jahre wie eine Sonne am Himmel der Kunſt geſtrahlt, die wie wenige geliebt und angebetet über die Erde ging, des Lebens höchſte Luſt und höchſtes Leid gekoſtet, und dennoch erfahren mußte, wie kein Zauber,

kein Glanz zu schützen vermag vor jener grausamsten Strafe der Welt, die sie jenen angedeihen läßt, die es wagten, Auserwählte zu sein: vor der Strafe des Vergessenwerdens.

Wie wenige mögen bei der Nachricht ihres Todes in der Tiefe ihrer Herzen länger als einen flüchtigen Augenblick dankbar jener Erscheinung gedacht haben, die wie ein lebendig gewordener Dichtertraum einst vor ihnen gestanden. Der Verfasserin dieser Erzählungen war es nicht vergönnt, die Entschlafene in ihrer Blütezeit zu sehen; erst im Spätsommer ihres Lebens ging Wilhelmine Schröder damals den Augen eines jungen, warmherzigen Mädchens auf, um nie, nie wieder vergessen zu werden. Nur in wenigen Rollen durfte ich sie bewundern, nur dreimal Schubertsche und Schumannsche Lieder von ihr hören, und doch hat später keine einzige der vielen glanzvollen Erscheinungen, die an mir vorüberzogen, das Bild und den Gesang dieser Frau in meiner Seele verwischen können. Als ich erst ein Jahr vor ihrem Tode mit dieser unvergeßlichen Frau in Briefwechsel zu treten und ihr die erste Auflage dieser zweiten Reihe meiner „Musikalischen Skizzen" zu widmen wagte, da fühlte sich Wilhelmine Schröder-Devrient schon von den eisigen Fingern dieses Vergessenseins berührt, jenes heimlichen Leidens, das ihr das Herz brach; denn sie antwortete in einem Briefe

vom 9. Januar 1859: „Vor allem, teuerste Frau, meinen Herzensdank für das treue Gedächtnis, welches Sie mir bewahrt, Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal wieder von einer Menschenseele höre, daß meine Klänge in ihr festgehalten haben; oft will es mich jetzt bedünken, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Wie traurig ist des Mimen Los! Wir sollen, wir können ja hauptsächlich nur auf die Massen wirken, vermögen aber keine tieferen Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt — ein leichter Windhauch kräuselt darüber hin und alles ist verweht und — vergessen. . . . . Mein Herzblut habe ich ihnen hingesungen — und nun?!. . . .“

Beim Anblick ihrer festen edeln Handschrift füllen sich unwillkürlich die Augen mit Thränen, der Gedanke an das Los alles Schönen auf dieser Erde steigt auf, an jene unabwendbare Vergänglichkeit alles Irdischen. Warum giebt es nicht eine ewige Jugend und Lebenskraft für so viel Schönheit und Genie, für den Augen- und Herzenstrost so vieler? Wer das Portrait der Devrient, von Hanfstängl lithographiert, anschaut, das einst in unzähligen Abdrücken verbreitet gewesen, und jetzt kaum mehr aufzutreiben sein soll, empfängt, nach der Aussage der Künstlerin selbst, das richtige Bild ihrer persönlichen Erscheinung. Das ist der Kopf einer begeisterten Muse des Gesanges, das sind Linien im

edelsten griechischen Stil, das sind Augen, blitzend vom göttlichen Feuer des echten Genius; das sind vornehme, reizende Lippen und Körperformen, wie sie nur die antiken Marmorgebilde uns zeigen.

Als Kind schon (sie wurde am 6. Oktober 1805 in Hamburg geboren), wo sie als tanzende Amorette auf der Hamburger Bühne erschien, entzückte sie durch ihre Grazie und Schönheit. Ungleich größeres Aufsehen erregte sie jedoch in Wien, wohin ihre Mutter, Sophie Schröder, Deutschlands größte Tragödin, im Jahre 1815 übersiedelte und woselbst Wilhelmine in dem Horschelt-schen Kinderballett auftrat. Das Mutterauge entdeckte gar bald die hohe Begabung des reizenden Mädchens und übernahm selbst den Unterricht der genialen Tochter, um sie zur Schauspielerin auszubilden. Wilhelmine trat auch wirklich auf dem Wiener Hofburgtheater an der Seite ihrer Mutter als Aricia auf. Welch' ein Zusammenwirken! Eine Sophie Schröder als Phädra, die damals fünfzehnjährige Wilhelmine als Aricia! Die Mimik des jungen Mädchens, die vollendete Plastik ihrer Bewegungen und ihre rosenfrische, wunderbare Schönheit begeisterten in hohem Grade das Publikum, dessen auserwählter Liebling von diesem Abend an Wilhelmine genannt werden konnte.

Aber während die geweihte Hand der Mutter den Schatz einer wunderbaren Begabung für die darstellende

Kunst in der Tochter hob, entdeckte sie noch einen zweiten ungleich größeren Schatz: eine goldene, herrliche Stimme. Man vertraute dies Kleinod mit größter Sorgfalt einer guten und gewissenhaften Lehrerin an, der Italienerin Mozatti, und am 20. Januar 1821 war es, wo Wilhelmine als Pamina in Mozarts Zauberflöte zuerst als Sängerin vor den jubelnden Wienern erschien. An jenem denkwürdigen Abend fand sich auch Ludwig van Beethoven unter den Zuhörern, dessen Leonore sie später so hinreißend sang wie keine nach ihr. Wer einmal von ihren Lippen jenen Aufschrei eines schmerzzuckenden, glühenden Frauenherzens gehört:

„Töt' erst sein Weib!"

der mußte sich ihr zu eigen geben. In dem Beethovenschen Fidelio war sie nicht nur das Ideal einer Sängerin, sondern auch das Ideal eines Weibes, und ihr wundervolles, naturwahres und selbst in dem Moment des höchsten Affektes noch immer vollkommen edles Spiel mußte die kältesten Naturen entflammen. Beethovens, des großen Meisters, unverhohlene Bewunderung für sie war der erste Lorbeerzweig, der sich durch die Rosenkrone schlang, mit der der Enthusiasmus des warmherzigen Wiener Völkchens die jugendliche Sängerin schmückte und die schöne Wilhelmine war stolz auf diesen Lorbeerzweig und hielt ihn in Ehren ihr Leben lang.

In ihrem 17. Jahre wurde sie mit dem Schauspieler Karl Devrient vermählt, und das junge Paar trat eine gemeinsame Kunstreise, oder besser gesagt, einen Triumphzug an. In den Städten Königsberg, Berlin und Dresden rief Wilhelmine Scenen eines Enthusiasmus hervor, wie ihn heutzutage wohl keine Sängerin mehr erlebt; der ungemessene Jubel galt freilich zu gleichen Teilen der reizend schönen blonden Frau und der bezaubernden Sängerin. Die Stimme Wilhelminens war ein Sopran von einem seltsam bestrickenden Klang und von mehr dunkler als heller Färbung. Mächtige Fülle, Glockenreinheit waren ihm eigen, Leichtigkeit in der Koloratur, ein Nachtigallentriller und ein mezza voce von nicht zu beschreibendem Reiz, das Ergebnis ernster und gewissenhafter Studien. Sie war nicht allein Künstlerin von Natur, sie war auch bewußte Künstlerin. Sie sprach so deutlich aus, daß nie eine Silbe des Textes verloren ging. Ihr Portamento war ruhig und seelenvoll. Aber ihre Hauptmacht lag nicht in dem Klang der süßen Stimme, sondern in ihrem Vortrag. Wenn sie sang, war es, als könne das Gesungene nie anders als eben so vorgetragen werden; denn was sie sang, gewann auf ihren Lippen ein rasch pulsierendes glühendes Leben und erblühte wie eine Blume im Sonnenlicht. Wie viele neideten ihr dies geheime Zaubermittel und suchten

vergebens ihr nachzuahmen. Man zerbrach sich den Kopf über die Lösung des Rätsels, mit den einfachsten Mitteln so ungeheure Wirkungen zu erzielen und fand den Schlüssel nicht, der doch so nahe lag. Sie selbst hat jenes Geheimnis ihres Gesanges in den Worten verraten: „Ich sang ihnen mein Herzblut hin!“ — Ja, der höchste Zauber, die höchste Kraft dieser Frau war und blieb ihr Herz; es wurde ihre Rosenkrone, aber ach, auch ihre Geißel! — „Ein heißes Herz gehört eben zu einer echten und wahren Künstlerin,“ schrieb sie, „aber eine Segnung, wie Sie es nennen, ist es nicht! Wüßten Sie, teure Frau, wie es mir in meinem Leben zum Fluch geworden! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein. Denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und scheut nicht vor der Gefahr zurück, daran zu verbrennen?“

Dresden war es, wo Wilhelmine Schröder-Devrient sich zuerst für längere Zeit fesseln ließ, und die ganze Stadt lag bald zu den Füßen der jungen Sängerin. An der Spitze ihrer begeisterten Freunde stand wiederum ein deutscher Tonmeister: Carl Maria von Weber. Wilhelmine wurde die Preciosa, Rezia, Euryanthe und Agathe dieses schöpferischen Genius, und von ihrer Agathe äußerte er einmal: so habe er sich diese Mädchengestalt geträumt, ihre Verwirk-

lichung aber nimmer für möglich gehalten. Wenn sie jubelte:

„Er ist's, er ist's!
Die Flagge der Liebe mag weh'n!"

flogen ihr alle Herzen im Sturm entgegen. Ihr „Glöcklein im Thale" in der Euryanthe war von schmelzender Lieblichkeit, und in der Scene im „öden Felsenthal", wo die Verlassene so rührend haucht:

„Sie fand von Lieb' und Leide Ruh'",

blieb kein Auge trocken, nach Aussage aller Theaterenthusiasten damaliger Zeit. Zu ihren Glanzrollen gehörte auch die Emmeline in Weigls Schweizerfamilie, und später die reizende Libella des entschlafenen, verdienstvollen Reißiger. In jenem anmutigen Terzett der erstgenannten Oper:

„O wie herrlich ist der Morgen"

veranlaßte ihr Anblick allein, als Schweizermädchen an dem geöffneten Fenster der Hütte, einen lauten Freudenaufbraus, so strahlend erschienen Antlitz und Ausdruck der seltenen Frau.

Sie war und blieb aber eben in ihrem blonden Haar und ihrer hohen Gestalt, in ihren blauen Augen und ihrem lieblichen Lächeln, in dem Klange der Stimme und in der Einfachheit ihrer Sangesweise doch so recht eigentlich die Muse der deutschen Musik, und so glänzende Triumphe sie auch später in fremden Opern,

als Romeo, Nachtwandlerin, Norma, Desdemona, Marie in Gretrys Blaubart, Vestalin und Valentine, feierte, ihr eigentliches Wesen und vor allem ihr Herz waren für unsere große deutsche Musik geschaffen. Das Höchste, Vollendetste leistete sie doch als Fidelio, Donna Anna, Armida, Agathe und in ihren Liedern. Als Repräsentantin deutscher Musik hat sie damals 1830 Paris bezaubert; sie war es, die den Franzosen zuerst Schubertsche Lieder sang und diese schönsten aller Liederblüten für immer in dem fremden Boden heimisch machte. Und sie unterwarf sich eben mit ihnen damals gewiß nicht weniger Herzen als ein Jahrzehnt später an derselben Stelle mit ihrer Valentine in den Hugenotten, so zündend diese ihre Darstellung auch wirkte. — Wie hinreißend erschien sie in jenem großen Duett mit Raoul, wo sie den Geliebten zurückzuhalten strebt mit den angstvollen Worten:

„O, mein Raoul — dieser Schmerz —
Er beweget nicht Dein Herz?
Du vernimmst nicht mein Wort?
Höreſt nicht — eilest nur fort?
Sieh'st nicht die Gefahr, die Dir droht,
Eilest fort in den sichern Tod — —
Vermagst Du dies — rührt Dich mein Fleh'n nicht mehr?
Nun wohlan! stoß' mich nieder vorher!"

In jeder Stellung gab sie ein wahrhaft klassisches Bild, jede Armbewegung war von unnachahmlicher

Schönheit. Und in jener Scene, wo sie, den Geliebten umschlingend und auf Marcel gestützt, in fast fanatischer Begeisterung ihre unbeschützte Brust den Feinden darbietend, jenen Triumphgesang der protestantischen Kirche singt:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

war sie da nicht überwältigend und unerreichbar?

Als sie aus Paris zurückkehrte, lorbeer- und rosenbekränzt, da ahnten gewiß nur wenige, daß ihr glänzendes Leben schon seine stechenden Dornen hatte, daß dies lächelnde Antlitz die Schmerzen eines aus den Wunden bitterster Täuschungen blutenden Herzens zu verbergen strebte. Man empfing sie in Dresden mit Stolz und Freude; doch verweilte sie kaum zwei Jahre daselbst und ging dann nach England, wo sich jene in Paris gespielten Scenen der Begeisterung wiederholten. Später trat sie in Wien auf, nahm selbst eine Einladung nach Petersburg an, besuchte dann noch einmal London und wurde überall, als Künstlerin wie als Frau, in fast beispielloser Weise gefeiert.

Ihre unglückliche Ehe war getrennt und sie wählte nun, zur Freude der ganzen Stadt, Dresden zu ihrem bleibenden Aufenthalte.

Niemand hat wohl weniger unter den sogenannten Theaterintriguen gelitten als Wilhelmine Schröder; sie unterwarf sich eben unvermerkt alle und jeden; auf

die Dauer konnte ihr nun einmal niemand widerstehen. Allein sie bezwang nicht durch die überwältigende Macht ihres Genius oder durch den Zauber ihrer Persönlichkeit, sondern wiederum meistens nur durch ihr Herz. Dies Herz war in ihren Augen, in dem Ton ihrer Stimme und in ihrer Hand. Niemand konnte gütiger, menschenfreundlicher, aufopfernder sein als eben sie, darin stimmen die Aussagen aller ihrer Genossen und Freunde überein. Helfen, fördern, retten, wo es galt, dazu war sie jede Stunde in der großartigsten Weise bereit. Sie vergaß jede ihr zugefügte Kränkung und liebte ihre Feinde, sobald diese verlassen und hülfsbedürftig waren. Ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine seltene Offenheit und Wahrhaftigkeit beseelte diese wunderbare Frau und riß sie oft bei dem Feuer ihres Wesens zu unbesonnenen Äußerungen oder Handlungen hin; allein nur diejenigen, die sie nicht kannten, vermochten an der ursprünglichen Reinheit der Motive aller ihrer Thaten zu zweifeln. Die Natur Wilhelminens war ja durchaus groß angelegt, in jeder Weise, und so konnte auch ihr Irren und Fehlen nicht das einer kleinlichen Seele sein. Vielleicht erinnert sich noch eine oder die andere unserer jetzt gefeierten Sängerinnen der uneigennützigen, warmen Teilnahme, die diese Frau jedem jungen, strebenden Talente entgegentrug; denn gar manche dankt allein

der Unterweisung der großen Künstlerin ihren Ruhm. Für jede Begabung im Gebiete der Kunst hatte sie ein achtsames Auge und es war nicht möglich, unermüdlicher zu sein als eben sie, wenn es galt, einem wirklichen Talente Bahn zu brechen. Das Gefühl des Neides kannte sie nicht.

Man erzählt sich aus ihrem Theaterleben gar viele wunderliche Geschichten, deren größter Teil natürlich nur erfunden war, meist geistlos genug, und die von ihr selbst mitleidig belächelt wurden, wenn sie ihr zu Ohren kamen. Es geschah freilich nicht selten, daß sie sich in einer gewissen Derbheit gefiel und die Dinge ohne Zurückhaltung bei ihrem rechten Namen nannte. Offen war sie stets und zumeist auf ihre eignen Kosten. Man hat ihr diese seltene Offenheit aber nicht als ein Verdienst angerechnet. Die Welt liebt es, über gewisse Dinge getäuscht zu werden und ist daran gewöhnt, dieselben Fehler, sittsam verschleiert, lächelnd zu dulden, die sie unerbittlich verdammt, sobald ihnen jene Hülle fehlt. Wilhelmine Schröder-Devrient hat weder ihre Lippen noch ihre Seele jemals mit einer Lüge befleckt, ihr ganzes Leben lag mit allen seinen Irrtümern offen vor aller Augen, und wer fühlt sich unter uns so rein, dieserhalb einen Stein auf sie zu werfen? Man hat sie verdammt, als sie nicht mehr jung und schön war, und es ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie jene

Kunst ihrer Tage nicht verstanden, besser zu scheinen als sie war, und hat sie gescholten, weil sie nur ihrem heißen Herzen folgte. Daß die ganze Welt auch Zeugin ihrer Schmerzen und ihrer Buße war, vergaß man, weil man es vergessen wollte; denn nie sang ein Weib rührender und erschütternder sein Leid in die Welt hinaus als eben sie. Wer hat das Schumannsche „Ich grolle nicht" von ihr gehört? Wer das Schubertsche „Am Meer", „Wasserflut", „Gefrorene Thränen", „Die Krähe", und hätte da nicht mit ihr geweint? Und dann wieder, wenn nach schweren Tagen voll Sturm und Gewitter der Sonnenschein kam und dieselbe gebrochene Frau mit dem Blick und Lächeln einer Achtzehnjährigen das Weberschе Liedchen sang:

„Mein Mädchen ist so rein und hold"

mit jenem alles elektrisierenden, schelmischen Refrain:

„Kind, thu mir das nicht mehr!"

Oder Schumanns „Sonnenschein", oder „Seit ich ihn gesehen", oder Schuberts „Horch, horch die Lerch' im Aetherblau", „Ungeduld" und das Mendelssohnsche „Es brechen im schallenden Reigen" — wer hätte diese Lieder von ihren Lippen schweben hören und die Sängerin nicht lieben müssen? In solchen Augenblicken vergaß wohl jeder, daß das Leben und das Leid so viel von dem Schmetterlingsstaub der Flügel dieses wundersamen Wesens abgestreift; sie erschien dann

wieder wie ein junger liebetrunkener Falter, der die blaue Blume Musik zärtlich kosend umflattert.

An Dresden hing Wilhelmine mit ihrer ganzen Seele, und so oft sie auch Reisen in die glänzendsten Städte Europas unternahm, immer zog es sie mit Macht zurück in das freundliche Elbflorenz zu jenen Menschen, die ihre erste glückselige Jugend gesehen und in deren Mitte das Seligste und Schwerste ihr armes Herz getroffen. Und als im Jahre 1849 eine aus warmer Neigung und tiefer Sehnsucht nach Ruhe geschlossene Ehe die große Künstlerin den Blicken der Welt entzogen hatte, wanderte sie doch zu tausend Malen im Geiste zurück in jene lieben bekannten Umgebungen und fühlte Heimweh nach ihrem Dresden und ihren dortigen Freunden. Nach zehn Jahren erschien sie plötzlich wieder auf der Stätte ihrer einstigen Triumphe, freilich aber wie jener Wanderer aus dem traurigen Märchen, der da fortgezogen war und sich im Walde verirrt hatte und heimkehrend alles so seltsam verändert fand und sich selber auch, bis man ihm endlich sagte, daß er wohl hundert Jahre fern gewesen. Es war vieles, vieles anders geworden in jenen zehn Jahren, und eine kürzere Zeit genügt schon, um vergessen zu werden hienieden. „Es ist kein Platz mehr da für mich", sagte sie mit traurigem Lächeln. Und doch sang die kranke Frau — ein Schattenbild ihrer

ehemaligen Herrlichkeit — wieder ihre alten Lieder; ach, es war der Gesang eines sterbenden Schwans! — Aber denen, die sich um sie versammelten, bebten doch wunderbare Schauer durchs Herz bei diesen Tönen. Ihr unvergeßliches

„Ihr Blümlein alle, die sie mir gab"

klang ja noch ergreifender als sonst, denn man sah schon den Hügel schimmern, der bald die Sängerin zudecken sollte. Sie war krank, sehr krank; von jener früheren Zauberin Wilhelmine waren nur geblieben die wunderbaren Augen, die Reste einer wunderbaren Stimme und — das heiße Herz.

Wilhelmine Schröder-Devrient legte nicht in ihrem geliebten Dresden das Haupt zur ewigen Ruhe nieder; die Schwesterhand führte sie in das stille Koburg, wo endlich die Müde, umgeben von zärtlicher Freundschaft und Liebe, den letzten schweren Kampf des Erdendaseins auskämpfte. Mit stolzer Standhaftigkeit ertrug sie die Leiden einer qualvollen Krankheit, der Tod erschien ihr nicht als ein Feind, nur das Vergessenwerden ängstigte und marterte sie.

Aber Du sollst nicht vergessen werden, große Künstlerin, herrliche Sängerin, wunderbare Frau, so lange wir noch unsere deutsche Musik heilig halten, so lange wir unseren Gluck, Mozart, Beethoven und Weber nicht verleugnen, so lange eine Menschenstimme Schubertsche

Lieder ſingt! Und ſo lange der Lorbeer grünen wird auf dieſer Erde, ſoll auch Deiner Büſte der friſche Schmuck nicht fehlen. Du ſollſt die Muſe des deutſchen Geſanges heißen und mit dieſem Namen die Sternenkrone der Unſterblichkeit tragen.

Deine Grabſchrift ſei denn jenes Wort, das ein treuer Freund Deinem Staube nachrief in die ſtille Gruft:

„Entſchwand uns auch Dein Bild,
Iſt auch Dein Lied verklungen:
Dein Ruhm, Dein Name lebt für alle Zeit!“

Rote und weiße Rose.

Eine Rose gebrochen, ehe der
Sturm sie entblättert.

Lessings Emilia Galotti.

1.

Knospen.

Es mußte durchaus heute, an dem sonnigen Oktobertage anno 1776, etwas Besonderes zu erwarten sein im Hause des wohlangesehenen kurpfälzischen Hofbuchhändlers Schwan zu Mannheim. Die große Comptoirstube wurde ja schon Punkt vier Uhr am Nachmittage geschlossen und in der hübschen Wohnstube im oberen Geschoß stand der schwere eichene Familientisch in der Mitte und war bedeckt mit einem gar köstlichen Damasttuche, dessen gelbliche Farbe deutlich zeigte, daß es zu jenen echt vornehmen Geweben gehörte, dessen Teint man nimmermehr dem Wind und Wetter auf den

Bleichplätzen aussetzt, wohl aber in gut verschlossenen Kasten und Truhen zu konservieren pflegt. Die rührige Hausfrau, Sybilla Schwan, schaltete und waltete, mit dem mächtigen Schlüsselbunde an der Seite, in Küche und Vorratskammer, während der Herr des Hauses behutsam mit eigenen Händen lange Pfeifen zurechtlegte und ein schweres Kästlein köstlichen Tabaks dazu aufstellte. Dazumal erachteten es nämlich jeglicher Wirt und Wirtin noch der Mühe wert, selbsteigens für das Wohlbehagen ihrer erwarteten Gäste zu sorgen, und ihnen auf solche Weise kund zu geben: „Ihr seid willkommen, und wir halten Euch genugsam in Ehren, um eigenhändig Euch Euren Imbiß und Labetrunk zu bereiten." Heutzutage verrichten dergleichen Mägde und Diener, und gar manches Hausfräulein dürfte in gewaltige Bedrängnis geraten, wenn es einem Gaste einfallen wollte, die Zubereitung einer schlichten Suppe von ihr zu verlangen.

Der kurpfälzische Hofbuchhändler kletterte mit rechter Herzensfreude in den Keller hinunter, hielt dort die bestaubten Flaschen alten Weines sorgsam prüfend ans Licht, wählte und verwarf lange und bepackte sich und seinen alten Diener endlich mit der kostbaren Last. Seine Ehehälfte fürchtete indessen nicht, ihrer weißen Haut vor dem flackernden Küchenfeuer zu schaden, und hielt rote Hände für ein echtes und rechtes Ehrenzeichen

einer fleißigen Frau. Ruhig, ohne Lärmen und Schelten, wurde die Arbeit vollbracht, bei der eine Magd helfend hin und wieder ging, und nur einmal, als sie die Schritte ihres Eheherrn auf der Kellertreppe hörte, unterbrach Frau Sybilla ihre Thätigkeit, trat mit dem Rührlöffel in der Hand in den Rahmen der Küchenthür und fragte: „Hast Du die Kinder gesehen?"

„Sie spielen noch immer droben in der Hinterstube; ich höre sie lachen und toben!" antwortete er. „Aber ich habe den Christian hinaufgehen heißen, der ist verständig. Du weißt, wenn die kleine Zieglerin da ist, giebts nur allzuviel Leben!" — „Wenn der Christian bei ihnen, dann ist alles gut," sagte sie beruhigt und nickte freundlich.

Er blieb trotz seiner Last auf der obersten Stufe noch einen Augenblick stehen, um sie anzuschauen. Das schmale Flurfenster über der Hausthür warf just ein warmes Licht auf ihre Gestalt, und da erschien sie denn wie ein Fleisch gewordenes Frauenbild des Adrian van Ostade oder Rembrandt oder Kaspar Netscher. Das frische runde Gesicht unter der weißen gestreiften Haube, das von den Schläfen weggestrichene Haar, die vollen Formen unter dem blendenden Busentuche, die reichen Falten des dunklen Kleides mit der weiten, halb in die Höhe geschlagenen Schürze, die aufgekrämpelten Ärmel, die noch immer schöne Arme enthüllten, und

endlich die kleinen Füße in zierlichen Hackenschuhen — das war ein gar anmutiger Anblick, dessen sich die muntern Augen des stattlichen Eheherrn höchlich zu erfreuen schienen. Mit ganz besonderer Freundlichkeit erwiderte er ihr Nicken und schaute ihr noch wohlgefällig lachend nach, als sie wieder zu ihren Pfannen und Töpfen ging.

Die erwähnte Hinterstube wurde den Kindern nur bei besonderen Gelegenheiten und auf ganz besonderes Bitten zum Spielen überlassen; sie war das sonst immer wohlverschlossene Paradies für das älteste, dazumal zehnjährige Töchterlein des Hauses, Margarete genannt, und mehr noch für deren liebste Gespielin Karolina, einziges Kind des Hofregistrators Ziegler, welches in gleichem Alter mit ihr stand. Kinder hängen sich mit ihren Herzen und Sinnen ja an wunderliche Dinge. Dem einen ist die kopflose Puppe, aus Lappen zusammengeflickt, lieber als das sauberste Wachskindlein mit geringeltem Flachshaar; dem andern der schmutzige Stock, auf der Straße gefunden, teurer als das stattlichste Steckenpferd.

Worin der Zauber des großen halbdunkeln Gemachs im Schwanschen Hause lag, wußten sich die erwachsenen Leute auch nicht zu erklären. Es war eigentlich gar kein rechter Platz zum Spielen da, überall hatte man etwas hingeschoben, aus der Hand gelegt,

übereinander gestapelt. Das einzige schmale Fenster, aus vielen kleinen grünlichen Scheiben bestehend, öffnete sich nicht, wie die Fenster heutzutage, in zwei Flügeln, um einen kräftigen Luftstrom einzulassen; wenn man einen frischen Atemzug thun wollte, mußte man vielmehr mit großer Anstrengung die unterste Hälfte des Fensters in die Höhe schieben. Der zerfallene Lehnstuhl einer Urahne, überzogen mit einer verblichenen kunstvollen Stickerei, stand in der Mitte der Stube und war der Thron für die kleine Karoline, wenn sie, wie sie es so gern zu thun pflegte, den andern Märchen erzählte. Rund herum standen wunderlich geformte Truhen und Schemel. Auf breiten Brettern, die man an die Wand genagelt, schimmerte unter grauen Staubschleiern allerlei fremdartiges Geräte aus längst vergangenen Zeiten, und erblindete Spiegel in zerbrochenen Rahmen waren gegen die Wände gelehnt. Ein riesiger Kachelofen, der niemals geheizt wurde, war auch da, und ihm gegenüber dehnte sich ein mächtiger Schrank von Nußbaumholz, als wollte er zeigen: „Ich bin doch noch breiter als du!“

Just dieser Schrank war das heimliche Entzücken der Kinder. Mit Ehrfurcht und brennender Neubegier zugleich hatten sie allezeit seine schweren Flügelthüren angeschaut, die so fest ineinander schlossen, daß auch für das schärfste Auge kein Ritzchen gefunden werden konnte

zum Durchgucken, und den Schlüssel ließ leider die ordentliche Hausfrau nimmer im Schlosse stecken. Man wußte nur, daß Kleider, Schleier und Bänder von den Voreltern dort verwahrt wurden. Ach! wer diese hätte so recht nach Herzenslust beschauen dürfen!

Heute hatten die beiden Mädchen zuerst mit den kleinen Geschwistern Suchen und Finden gespielt; nachher in der Dämmerung — und es wurde früh dämmerig in der Hinterstube — war die Magd mit den ermüdeten Kleinen in die Schlafkammer gegangen, und da erzählte denn Karoline wie gewöhnlich ihre tollen Märchen, bis Christian Götz kam, der dreizehnjährige Lehrling des Schwanschen Hauses. Er war ein sinniger, freundlicher Knabe, Sohn des als Dichter vielfach gerühmten Superintendenten Götz in Wintherburg bei Kreuznach, und besonderer Liebling der Frau Sybilla, deren Herzensfreundin Christians Mutter gewesen. Mit stillem Wohlbehagen gewahrte sie das Aufblühen einer geschwisterlichen Zärtlichkeit zwischen ihrem Schützling und ihrem ältesten Töchterlein, und seit Christian gar die kleine Margarete mit Gefahr seines eigenen Lebens auf offener Straße vor einem wild gewordenen Pferde geschützt, träumte sie in echter Frauenweise allerlei frohe Zukunftsträume, in denen ein blühendes Myrtenkränzlein sich um die Stirn ihres Kindes schlang und

Christian als Bräutigam mit den treuen Augen recht selig dareinschaute.

Die kleine Zieglerin war die einzige, die sich mit dem Christian nicht recht vertragen konnte. Waren die beiden zusammen, so gab es Hader und Zwietracht, und Margarete hatte allezeit zu schlichten. Er war ihr gar zu still und verständig und pflegte ihre Märchen just an der schönsten Stelle zu unterbrechen mit einem ruhigen: „Es ist aber doch alles nicht wahr!" — O sie hätte dareinschlagen mögen, die Kleine, vor Ärger, wenn er das sagte. Heute aber war Friede zwischen ihnen, denn der Christian hatte die wichtige Nachricht gebracht, daß im Schwanschen Hause zum Abendschmaus ein ganz berühmter Gast erwartet werde, eine Art Magister aus Wolfenbüttel, der die klügsten Bücher geschrieben, die noch kein Mensch zu Wege gebracht.

„Wie heißt er denn?" fragte Karoline. — „Ephraim Lessing." — „Ich möchte einmal solch einen Bücherschreiber ordentlich anschauen dürfen," meinte Gretchen. — „Poeten, mußt Du sagen!" verbesserte Christian. — „Sehen möchte ich den Ephraim Lessing," sagte Karoline, „aber nicht weil er Bücher geschrieben, sondern weil er mit heiler Haut aus dem Lande der Wölfe kam. Denn die laufen in Wolfenbüttel doch sicherlich auf den Straßen herum." — Christian bezweifelte das zwar, gestand aber, daß auch er jenen

Mann, von dem sie in der Stadt gewaltig viel Wesen machten, einmal recht ungestört anschauen möchte. — „Nun so laßt uns kecklich in die Wohnstube gehn, wenn sie alle beisammen sitzen!“ entschied Karoline. „Ich will dem Papa Schwan schon sagen, was wir gern möchten. Er wird uns seinen Gast zeigen, ich wette.“

„Wir liegen aber längst in unsern Betten, wenn die Männer kommen,“ rief Margarete, „und Du wirst ja allezeit heimgeholt in der Dunkelstunde, Lina!“ — „Heut vergißt Deine Mutter das Zubettschicken, sie hat allzuviel zu schaffen; und meine Mutter denkt vielleicht nicht an das Heimholenlassen, da die Base Marianne bei ihr sitzt mit ihrer Tochter Martha, und die erzählen gar viele Geschichten! Sehen muß ich aber den Mann aus Wolfenbüttel und sollte ich die Nacht auf der Treppe schlafen!“ — „Du hast ja allezeit tolle Einfälle,“ sagte Christian, „besinne Dich fein und hilf uns allen.“ — Und sie sann nach. Mit einer schmollenden Miene warf sie sich zurück in den Lehnsessel der Urahne und wandte das Köpfchen ab von den beiden andern, die wie getreue Vasallen auf Schemeln zu ihren Füßen saßen.

Plötzlich fuhr sie auf. Ihre herrlichen dunkeln Augen leuchteten ordentlich, ein köstliches Rot überflog das holdselige Kindergesicht. „Wir werden uns vermummen und als fremde Gäste Einlaß fordern!“ be-

fahl sie mit dem Tone einer Gebieterin. — „Wie soll das geschehen?“ fragte Christian und Margarete erstaunt. — Karoline aber antwortete nicht. Mit dem glückseligsten Lächeln ergriff sie den Arm ihrer Gespielin und deutete geheimnisvoll auf den Schrank von Nußbaumholz. Sprachlos starrten die andern das Wunder an, das sich jetzt ihnen enthüllte. Nein, es war keine Täuschung — der Schlüssel steckte! —

Es mußte heute sicher etwas ganz Besonderes zu erwarten sein im Schwanschen Hause.

— — —

In dem eben erwähnten Jahre war es, als in dem hübschen Mannheim zuerst Stimmen laut wurden, die von der Errichtung eines deutschen Theaters auf deutschem Grund und Boden redeten, Stimmen, die über jene französischen Possen und Rührstücke, mit denen man damals überall gefüttert zu werden pflegte, den Bann zu sprechen sich nicht scheuten. Die bedeutendsten Männer der Stadt nahmen den lebhaftesten Anteil an der Ausführung dieses Planes und verhießen, wenn die Not es erforderte, als Vorkämpfer in die Schranken treten zu wollen. Die Idee selbst war zuerst in jener sogenannten „kurpfälzisch-deutschen Gesellschaft“ entstanden, die zu ihren Mitgliedern die klügsten Köpfe Mannheims zählte. An die Spitze der Theaterfreunde

stellte sich der feine, liebenswürdige Reichsfreiherr von Dalberg mit seinem sanften Freunde, Otto Heinrich von Gemmingen-Hornberg. Ihren vereinigten, unablässigen Bemühungen gelang es denn auch, den kurfürstlichen Herrn für eine deutsche Komödie derartig günstig zu stimmen, daß er ohne Verzug den vielgerühmten Poeten Ephraim Lessing, dazumal Bibliothekar zu Wolfenbüttel, nach Mannheim berief, um allda mit ihm über die Stelle eines obersten Leiters und Theaterdichters der gedachten Anstalt zu unterhandeln. Mit gar großer Spannung und Erwartung sah man seinem angekündigten Erscheinen entgegen.

Lessing hatte sich unlängst verheiratet und nahm seine junge Ehefrau mit nach Mannheim. — Am dritten Tage nach seinem Eintreffen war es, als der Hofbuchhändler Schwan jenen Abendschmaus dem Berühmten zu Ehren veranstaltet, der seiner getreuen Sybilla so viel zu schaffen machte, daß sie darüber vergessen, den Schlüssel von dem Nußbaumschranke abzuziehen.

Die geladenen Gäste sammelten sich zeitig um den runden Tisch in der Wohnstube; Ephraim Lessing hatte den Ehrenplatz neben dem Freiherrn von Dalberg. Dann folgten Gemmingen, Peter van Verschaeffelt, Direktor der Mannheimer Zeichenschule, der Maler Kobell und dessen Schwager, der Hofregistrator Ziegler. Die Schüsseln der Wirtin mundeten, der Wein des

Hauswirts, der mit heiterem Gesicht die Gläser füllte, nicht minder. Es war ein freundliches Hin- und Widerreden, aber erst als die Pfeifen angezündet, lösten sich die Zungen recht. Das große Thema des Tages wurde eifrig besprochen, Wangen und Stirnen begannen hierbei zu glühen.

Lessing hatte tages zuvor schon eine lange Audienz gehabt bei dem Kurfürsten, die ihn aber nicht sonderlich hoffnungsreich gemacht. Er sprach darum auch jetzt im Kreise dieser ihn verehrenden Männer offen die Befürchtung aus, daß die Unterhandlungen zwischen ihm und dem hohen Herrn vielleicht nicht zu dem erwünschten Ende führen dürften, alldieweil Höchstderselbe verschiedentliche Bedingungen gestellt, die anzunehmen er sich weigern müsse. Diese Äußerungen erregten einen gewaltigen Sturm in dem kleinen Kreise. Man schalt und stritt lebhaft und lange herüber und hinüber. Dabei redete Dalberg in seiner unwiderstehlichen Weise dem erregten Lessing zu, Verschaeffelt, der ewig heitere, versuchte endlich einige kecke Scherze dazwischen zu schleudern und neckte den schweigsamen Hofregistrator, offenbar in der Absicht, die Aufmerksamkeit des fremden Gastes auf ein minder peinliches Feld hinüber zu leiten. Als dann der Hofregistrator nach manchem unwilligen Kopfschütteln gereizt die Lippen zum Reden öffnete und die qualmende Pfeife aus dem Munde

nahm, gebot er mit lauter Stimme und unter komiſchen Geberden den übrigen Schweigen, und Ziegler ſprach in eine plötzliche Stille hinein.

„Den Herrn Hofbibliothekarius möchte ich ſchon feſthalten," ſagte er ruhig, „wie Ihr alle es möchtet; ſonſt aber bin ich von Herzen froh, daß ſich Eure Komödienſpielerei noch eine Weile verzieht." — „Und warum?" fragte man durcheinander. — „Alldieweil und ſintemal ich ein Töchterlein habe, das mir zweifelsohne unter die Komödianten läuft, wenn ihr die Gelegenheit dazu ſo bequem geboten. Wußte ich doch kaum, wie ich dem tollen Kinde all das unſinnige Zeug austreiben ſollte, das ſie eingeſchluckt, als ihre Mutter ſie einmal in die franzöſiſche Komödie mitgenommen. Verſtanden hatte das kleine Ding kein Wort, und doch ſtand ſie hernach halbe Tage lang vor dem Handſpiegel und ſchnitt wunderliche Geſichter, bewegte ſeltſam die Arme und hielt lange Reden."

Die Männer lachten und Leſſing fragte: „Wie alt iſt dieſe meine künftige Emilia Galotti?" — „Zehn Jahre alt, Herr Hofbibliothekarius!" — „Das iſt ſchlimm! Ich hätte ihr gar zu gern meine Emilia ſchon jetzt zugeſteckt. Suche ich doch noch immer für ſie nach einer echten und wahren Schauſpielerin. Warten wir alſo!"

Juſt in dieſem Augenblick entſtand ein heftiges Gepolter auf dem Gang vor der Stubenthür, klagende

Kinderstimmen wurden laut. „Ich rufe Papa Schwan!“ unterschied man die aufgeregte Stimme Karolinens. Der Hausherr nahm ein Licht und öffnete die Thür, eine wunderliche Gruppe war's, auf die sein Blick und die Augen der erstaunten Gäste fielen, die sich alle nach und nach erhoben hatten, um hinauszuschauen. Auf der Thürschwelle stand zornglühend die kleine Karoline, aber in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt.

Schleppende Gewänder von längst verschollenem Schnitt und schwerem Stoff bauschten um die zierliche Gestalt; sie waren aber mit solchem Geschick aufgenestelt und zusammengehalten, daß sie für den kleinen Körper der Trägerin bestimmt schienen. Eine gewaltige Dormeuse umschloß den Kopf, unter ihren Flügeln hervor schaute das süßeste aller Kindergesichter mit großen aufgeregten Augen, von der schönen Stirn bis zum Kinn herab in Rosenfarbe getaucht. Karoline zeigte auf eine seltsame Gestalt hinter sich — es war Christian Götz, der in des Urgroßvaters Jabot nebst Zubehör fast verschwand, und brach dann in die heftigen Worte aus: „Siehst Du, Papa Schwan, er verdirbt mir wiederum die Freude, weil er nicht mein Mann sein will!“ — „Und warum nicht?“ — „Nun, weil ich nur Margaretens Mann sein will!“ antwortete Christian mit finsterm Trotz. — „Da hörst Du's, Papa Schwan! Aber das soll er nicht und das darf er nicht, denn die

Margareta muß ja die Fee sein, und Feen haben niemals Männer. Sieh sie Dir nur an! Sie sollte dem fremden Bücherschreiber, den wir alle so gern anschauen wollten, einen Kranz von Astern bringen. Nun verdarb der Trotzkopf alles! — Mich nicht zur Frau zu wollen!" schloß sie schluchzend.

Ja, Karoline hatte recht, Margarete sollte die Fee sein in dem Spiel, das sie sich ausgedacht hatten, das war klar; sie trug ja ein weithinschleppendes weißes Atlaskleid und einen weißen Schleier und wunderliches Geschmeide an Hals und Armen. Den Asternkranz hielt sie in der Hand. Aber ihr Gesicht war bleich vor Angst, und sie trat jetzt, die hindernde Schleppe aufhebend, zagend vor und bat den Vater, dem Christian nicht böse zu sein.

Es gab jetzt ein allgemeines heiteres Gelächter; alle sprachen und riefen durcheinander. Die Kinder wurden in die Stube gezogen, die Fee klammerte sich aber ängstlich an den Arm Christians, dem unter einer ungeheuren Perücke die Schweißtropfen über die Stirn liefen. „Dich nicht zu wollen!" rief der Hausherr und zog seinen Liebling in die Arme. Margarete drängte sich heran und flüsterte: „Gieb Du ihm den Kranz, Lina, Du machst das besser als ich!" — „Ja, ja, sie hat recht!" sagte Schwan, „suche Dir ihn aber selbst, Mädchen, ich zeige Dir ihn nicht. Laß sehen,

ob Du die Feenrolle verdienst. Schau fein um Dich! Weiß ich doch, daß Du hier nur Deinen Vater kennst, Deinen Oheim und mich. Sag an, wer verdient Deine Krone?"

Karoline durchlief ernst mit ihren glänzenden Augen den Kreis. O, es waren bedeutende Köpfe, die da die Revue passierten. Dalberg mit dem vornehmen Gesicht und milden Lächeln, Gemmingen mit dem schwärmerischen Blick und den feinen Zügen, Verschaeffelt mit dem schalkhaften Mund und der hellen Stirn, der schöne Kobell — endlich Ephraim Lessing. — Karolinens Augen hingen nur einen Moment an ihm, dann flog etwas wie ein Sonnenstrahl über ihr Angesicht, und ehe jemand sie zu hindern vermochte, lief sie auf jenen Mann zu mit der prächtigen Götterstirn und den demantklaren Augen und warf sich an seine Brust. „Er muß die Krone tragen — er ist der König!" rief sie in höchster Erregung und umschlang ihn mit beiden Armen.

Eine leise Rührung überschlich aller Herzen. — Lessing drückte die Kleine an sich, küßte ihre Stirn und fragte dann lebhaft: „In wessen Garten erwuchs diese Rosenknospe?"

„Mit Verlaub, Herr Hofbibliothekarius, diese tolle kleine Person nennt sich mein Töchterlein," antwortete der Hofregistrator Ziegler.

Auch Margarete und Christian gingen nun von

Hand zu Hand, wurden bewundert, ausgefragt, hin und her gedreht und weidlich geneckt, und endlich zeichnete Kobell die drei Kinderköpfe in sein Taschenbuch. — Christian flüsterte selig Margareten ins Ohr: „Wir beide stehen allein auf einem Blatt.“ — „So ist's auch recht!“ sagte hier die gedämpfte Stimme der Frau Sybilla hinter ihnen, und das Mädchen fühlte den Kuß und die Thränen der Mutter auf ihren Wangen. „Ihr gehört auch zueinander allezeit!“

Als die Kinder dann fortgebracht und wieder Ruhe in den Kreis der Männer gekommen war, da sprach Lessing mit heiterem Lächeln: „Wenn diese Mädchenknospe zur Rose sich entfaltet, dann möchte ich — ein Stück für sie schreiben.“

Lessings Besorgnisse waren nur allzu begründet. Seine Unterhandlungen mit dem Kurfürsten zerschlugen sich trotz der unabläßigen Bemühungen Dalbergs, und der gefeierte Mann und Dichter reiste niedergeschlagen mit seiner Frau nach Wolfenbüttel zurück. Es war ein gar wehmütiges Scheiden. Melancholisch scherzend rief er seinen neuerworbenen Freunden noch aus dem Wagen zu: „Ich versuche mich mit Huß zu trösten, der noch viel übler daran war als ich. Vielleicht fliegt bald genug statt meiner ein »Schwan« zu Euch! Mag er ungebraten bleiben!“

2.

Rosen.

Eine lustige Zeit war 1779 für Mannheim gekommen, als die jungen Schauspieler Iffland, Beil, Böck und der hübsche Beck allda ihr Wesen trieben als Komödianten auf dem nun wirklich errichteten deutschen Theater und als Herzensdiebe bei den Mägdlein und Frauen jeden Alters und Standes. Das Städtchen feierte einen ununterbrochenen Sonntag. Die ganze Bevölkerung nahm den innigsten Anteil an den theatralischen Bestrebungen, und dem lustigen Komödiantenvölkchen verschloß niemand seine Thür. Dalberg, dem es endlich gelungen, seinem Lieblingswunsch Erfüllung zu verschaffen, wurde von allen dafür gar hoch gepriesen, jedermann zog sein Käpplein, so tief er konnte, vor ihm ab, und unzählige Dankesblicke und manches reizende Dankeslächeln wurde ihm von den Frauen. Das deutsche Theater wurde das Lieblingsvergnügen von hoch und niedrig, und in den verschiedenartigsten Kreisen der Gesellschaft besprach man mit gleichem Eifer die Leistung dieses oder jenes Mitgliedes und den größeren oder geringeren Wert der Stücke.

In dieser Zeit wandten sich auch alle dichterischen Kräfte dem Schauspiel zu. Otto von Gemmingen

arbeitete an einem größeren Schauspiele, und es war fast ein Volksfest zu nennen, als er mit dem vollendeten Werke einige Jahre später ans Licht trat und sein „Deutscher Hausvater" wirklich aufgeführt wurde. Die Ehren und Kränze, die der bescheidene Dichter erntete, ließen den jungen Iffland nicht ruhen; auch er spitzte die Feder, um ein Rührstück zu schreiben. Gar bald flüsterte man sich in die Ohren, daß er gar ein Ritterschauspiel bringen werde, und die guten Mannheimer und noch mehr die schönen Mannheimerinnen konnten kaum mehr ordentlich schlafen vor Spannung.

Am Abend nach der ersten Aufführung des deutschen Hausvaters war es, als in dem bekannten Wohnzimmer des Schwanschen Hauses zwei junge Mädchen beisammen saßen. Sie hatten ihre hübschen Köpfe dicht aneinander geneigt und lasen miteinander einen Brief, was freilich nicht gar zu schnell von statten ging. Es war just die erste leise Dämmerung des Sommerabends gekommen; die Fenster standen weit offen, und von der Straße herauf klangen die ruhigen Schritte heimkehrender Luftwandler. Auf dem breiten Fenstersims stand ein blühender Rosenstock und erfüllte die Stube mit seinem lieblichen Dufte.

Das kleine, mit wunderlichen Lettern beschriebene Blatt war endlich entziffert; die größere der beiden

faltete es sorgsam wieder zusammen und legte es in ein braunes Holzkästchen mit silbernem Schloß.

„Wie fleißig schreibt er, der gute Christian," sagte sie; „alle Monate solch einen langen Brief!" — „Aber wie wunderlich," antwortete die andere, „daß er sich nach dem kleinen Mannheim so gewaltig sehnt, und er lebt doch in dem großen Leipzig, wo die Messen sind. Das würde ich ihm nicht nachthun, Margaret." — „O Du, Karoline! Er hat aber hier ein Elternhaus gehabt in unserem Hause; dort muß er einsam leben, niemand kümmert sich um ihn." — „Nun, ich wette, er vermißt doch am meisten sein sanftes, allzeit freundliches Schwesterlein, das ihm die Butterbrote zurecht schnitt und so getreulich für ihn sorgte." — „Ich vermisse ihn aber auch — er fehlt mir recht, und besonders seit die Mutter tot ist . . . ." — Hier stockte ihre Stimme, Margarete Schwan wandte sich leise weinend ab.

„Hast Du nicht mich?" fragte da Karoline, leidenschaftlich die Freundin umschlingend. — „Gewiß habe ich Dich und halte Dich auch, so fest ich kann, aber Du bist doch nicht tagtäglich bei mir vom Morgen bis zum Abend. Und dann habe ich auch für Dich nicht, wie für den Christian, zu sorgen und zu schaffen." — „Du schiltst doch oft genug, daß Du dich eben sorgen müsseſt um mich!" — „Ach, das sind ganz andere

Sorgen als jene; die machen keine Freude. Du weißt auch recht gut, warum mir's so gewaltig bange ist um Dich!" — „Weil Du meinst, ich liefe Dir und Euch allen auf und davon, um unter die Komödianten zu gehen!" und sie lachte nach diesen Worten, aber ein silberneres Lachen konnte man nimmer hören, und schönere Lippen hatten nie gelacht als diese.

„Sprich ernsthaft — möchtest Du's nicht fürs Leben gern?" fragte Margarete. — „Ja — Gott weiß es! Aber von der Mutter und Dir weglaufen könnte ich nimmermehr. Eine Komödiantin möchte ich werden, doch nur hier bei Euch. Ihr alle müßtet mich sehen und hören, Ihr alle müßtet mir sagen: das war gut oder schlecht."

Margarete Schwan strich seufzend mit der Hand über die erglühten Wangen Karolinens; dann fragte sie: „Hast Du Dein Buch wieder mitgebracht? Du wolltest mir ja heute das Stück auslesen." — „Meine Emilia Galotti, meinst Du? O gieb her, wir sind ja schon im siebenten Auftritt des letzten Aktes. So höre!" Und das Buch aufschlagend, deklamierte sie: „Wie? Sie hier, mein Vater? Und nur Sie? Und meine Mutter nicht hier? Und der Graf nicht hier? Und Sie so unruhig, mein Vater?" u. s. w.

Margarete neigte sich vor, nicht nur um zu lauschen, sondern um ihren Liebling recht ungestört zu

beſchauen. Wie war Karoline doch ſo ſchön! Von ihr hätte auch ein Maler Conti ſagen dürfen: „Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirn, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn, dieſer Hals, dieſe Bruſt, dieſer ganze Bau ſind ein Studium der weiblichen Schönheit.“ — Und doch war der Ton von Karolinens Stimme noch ſchöner, noch bezaubernder als ihr Angeſicht. Wäre ſie häßlich geweſen wie eine Mulattin, die Art, wie ſie die unbedeutendſten Worte zu ſagen wußte, der Laut der Zärtlichkeit, oder der Freude, oder des Schmerzes von ihren Lippen war hinreißend, überwältigend. Margarete, die ernſte Margarete mit den wunderbar tiefen Augen, erlag auch heute wieder dieſem Zauber. Faſt atemlos folgte ſie jedem Laute von den Lippen der Leſerin, und hätte jetzt Karoline bittend gefragt: „Wirſt Du mir nicht böſe ſein, wenn ich Komödiantin werde?“ ſie würde ſich abgewendet und geſagt haben: „So gehe nur hin!“

Wie liebte Margarete ihre Freundin! Wie treu hatte aber auch dieſes warmherzige Kind ihr den Schmerz tragen helfen um die Mutter, die der Tod im vergangenen Jahre heimgeführt. Dieſer Verluſt hatte Margarete älter gemacht als ſechzehn Jahre. Aus dem unbefangenen Kinde wurde nun plötzlich die ernſte Gefährtin und Tröſterin des Vaters, die mütterliche Pflegerin der Geſchwiſter. Ihr Angeſicht mit den

lieblichen, aber nicht regelmäßigen Zügen fesselte nur Augen, die tiefer zu schauen vermochten als gewöhnliche Menschenaugen. Unwiderstehlich war des Mädchens Lächeln; und ihre hohe Gestalt zeigte seltene Formenschönheit. Wen ihre Augen aber einmal so recht aus voller Seele angeschaut, der konnte diese sein Lebtag nicht wieder vergessen.

Sie standen eben jetzt in hellen Thränen, und als Karoline die Worte gehaucht: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!" — da überkam es sie plötzlich allzugewaltig und schluchzend hing sie an der Freundin Halse.

„Nicht wahr, die Emilia ist herrlich?" rief Karoline begeistert. „Ach, daß ich dem Lessing dafür noch einmal die Hände küssen dürfte! Aber ihm küssen jetzt Engel die Hände. Habe ich doch einmal im Leben an seinem Halse gehangen! Weißt Du's noch? — Der unartige Christian! Mich nicht zur Frau zu wollen!" — Margarete nickte gedankenvoll, aber sie schwieg.

„Wie gefällt Dir denn meine Emilia?" fragte Karoline wieder. — „Das Stück ist gar schön, aber eines verstehe ich nicht: daß sie sich dem Appiani antrauen lassen mag mit solchem Sturm im Herzen." — „Ach! der Appiani ist so ernsthaft und trübselig wie der Christian, wenn er uns verbot, so lustig zu springen! Der Prinz gefällt mir viel besser." — „Sie war doch

seine Braut!" — „Und hatte ihn doch nicht lieb, wie die Braut den Bräutigam lieb haben soll." — „Nun, das konnte sie doch eben nicht eher wissen, als bis ein anderer kam, den sie lieber haben mußte." — „Der andere aber war vielleicht der Prinz." — „Mag's sein wie es will, das Ende hat der Lessing so recht nach meinem Sinn gemacht. Die Emilia hat sich keinem gegeben — um nicht mit dem einen die Treue zu brechen." — „Ach Gretchen, weißt Du, was ich möchte? Einmal, o nur einmal die Emilia spielen dem Lessing zu Ehren! Das wäre eine Lust!" — „Du würdest freilich keine allzuhäßliche Emilia sein!" Dabei schlang Margarete ihren Arm um den Nacken Karolinens und küßte sie.

„Wenn nur der Vater nicht so hartherzig wäre! Er will mir's noch immer nicht erlauben, in dem Hause der Oberstallmeisterin, wo man ja fast allwöchentlich kleine Stücke aufführt, mitzuspielen. Und die Leute lassen nicht ab, ihn darum anzugehen, und die Mutter möchte es auch wohl leiden — und ich! Die Emilia wollen sie just einlernen, aber niemand mag die Rolle spielen. Sieh, Gretchen — ich würde es wagen!"

„Line, Du bist wie im Fieber!" —

„Laß mich! Einmal muß ich Dir's sagen! Das ganze Stück habe ich schon auswendig gelernt. Tausend-

mal hab ich's heimlich auf dem Boden zu Haus schon geübt. Und wenn ich da oben zwischen all den Wäscheleinen hin und her lief und laut redete, da war ich wirklich die Emilia, denn ich fürchtete mich vor dem Prinzen und dachte, er müsse jeden Augenblick leibhaftig hinter dem Bretterverschlage, wo die Mutter den Pelzrock des Vaters aufbewahrt, hervorlugen. — Die erste Scene muß ich Dir einmal vorspielen — bitte, bitte, Gretel! — Schnell! Du mußt die Mutter der Emilia sein! Wirf das schwarze Schleiertüchlein über Dein Haar, knüpfe es fest unter dem Kinn — so, nun bist Du fertig. Da, nimm das Buch und lies die Rolle ab. Aber auf- und niederschreiten mußt Du dabei. Du weißt, ich komme aus der Kirche. — Gieb mir doch Dein Gebetbuch aus dem Schranke und Dein weißes Schleiertuch. So — nun ist alles gut. Nun gieb wohl acht!"

Aber Margarete vergaß das Achtgeben. Als Karoline, ihre Karoline, plötzlich so fremd und wunderbar in atemloser Hast auf sie zustürzte mit den Worten: „Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit! Oder ist er mir gar gefolgt? — Ist er, meine Mutter? Ist er?" — da vergaß die „Mutter" ihre Rolle und faßte die Geliebte mit dem Ausdruck heftigen Schreckens in die Arme, sich unwillkürlich zu einem Verfolger nach der Thür umwendend. Daselbst erschien dann

auch wirklich — beide Mädchen schrieen laut auf — zwar nicht der gefürchtete Prinz, wohl aber das Gesicht des Hofbuchhändlers, der jetzt mit den Worten eintrat: „Komm her, kleine Hexe! Du hast so brav gespielt, daß mein Kind da totenblaß geworden ist. Laß Dir einen Kuß geben; dafür will ich auf der Stelle ein gutes Wort für Dich einlegen beim Vater.“

Das gute Wort hatte gute Statt gefunden, Emilia Galotti wurde wirklich auf jenem kleinen Liebhabertheater aufgeführt, und die schöne Zieglerin spielte die Emilia vor einem kleinen Kreise eingeladener Zuschauer. Auch nicht einer befand sich unter dieser lautlosen Versammlung, der nicht die hohe Begabung dieses kaum sechzehnjährigen Kindes erkannt, der nicht in ihrer körperlichen Erscheinung, wie in der Art ihres Wesens, in dem unnachahmlichen süßen Laute ihrer Stimme das Ideal einer Emilia gefunden. Sie wurde am Schlusse der Vorstellung von Küssen und begeisterten Äußerungen der Bewunderung fast erstickt, und doch waren ihr die in Thränen schwimmenden Augen ihres „Gretel“ das liebste Lob. Der Hofregistrator selbst, der mit Widerstreben die Vorstellung besucht, konnte sich einer tiefen Rührung nicht erwehren, und die geist- und seelenvolle Mutter des Mädchens mußte, als der

Vorhang gefallen, ohnmächtig in das Nebenzimmer getragen werden.

Seit jenem Abend trat Karoline Ziegler als Mitspielerin in die Gesellschaft jener Mannheimer Dilettanten ein, die sich mit der Aufführung verschiedener Lust- und Rührstücke vergenügte, und wie eine Knospe im Sonnenschein entfaltete sich jetzt ihr herrliches Talent. Einer fremden Purpurblüte gleich schoß es auf inmitten all der bescheidenen Maßlieben, Schlüsselblumen und Heckenrosen. Gestalt, Antlitz, Mienenspiel, Bewegung, Stimme wirkten so mächtig, daß bald ganz Mannheim von den Vorstellungen im Hause des Oberstallmeisters redete. Man drängte sich, zu denselben eine Einlaßkarte zu erhalten, und da die Räume die Zahl der Gäste bald nicht mehr faßten, so mietete man einen öffentlichen Saal.

Dort war es denn auch, wo der Reichsfreiherr von Dalberg und mit ihm die Schauspieler Iffland, Beil, Böck und Beck die schöne Ziegler zum erstenmal spielen sahen. In den Strahlen ihrer Augen verbrannten ohne Rettung die Herzen der Jünger Thalias; am unheilbarsten verwundet schlich freilich an jenem Abend der hübsche Beck nach Hause. — Dalberg begab sich sofort am andern Tage in das Haus des Hofregistrators und zeigte hier offen sein Erstaunen und seine Bewunderung über das neuentdeckte große Schau-

spielertalent Karolinens. Mit dem ganzen Aufgebot seiner sonst so unwiderstehlichen Beredtsamkeit, wacker unterstützt von der Beistimmung der Mutter des holden Mädchens und den glänzenden frohen Blicken Karolinens, versuchte er den Vater zu bewegen, seine Einwilligung zu einem Debut auf der Hofbühne zu geben. Allein der seltsame Mann blieb unbewegt. Selbst den Bitten seiner Freunde, die ihn seit jenem Besuche Dalbergs unausgesetzt bestürmten, Karolinens reiches Talent der öffentlichen Bühne nicht zu entziehen, setzte er ein Nein entgegen, das sich erst nach Ablauf eines vollen Jahres in ein Ja verwandelte einer Macht gegenüber, vor welcher jedermann willig die Waffen streckte. Friedrich Schiller kam nach Mannheim, Friedrich Schiller bat für Karoline Ziegler; er siegte.

Wiederum war es im Schwanschen Hause, wo Karoline und ihre Eltern den großen Dichter zuerst sahen. Welch unvergeßlicher Abend war es auch! Schiller wollte seine „Kabale und Liebe" lesen lassen, die bedeutendsten Mitglieder des deutschen Theaters hatten eine Einladung erhalten. Schon am frühen Morgen war die kleine Zieglerin bei der Freundin erschienen um auszukundschaften, wie wohl der neue Dichter ausschaue und — wer wohl den Ferdinand lesen werde, dessen Luise sie vorstellen solle. — Margarete hatte die zweite Frage zuerst beantwortet

mit einem Namen, der ein Erröten auf Karolinens Wangen lockte. Verwirrt wiederholte sie hierauf ihre erste Frage nach dem berühmten Schiller. — Da sagte die Freundin nur: „Er sieht eben aus, wie kein anderer auf der Welt, aber ob er Dir gerade gefallen wird, weiß ich nicht!“

Karoline Ziegler las am Abend die Luise, und wie Iffland später von ihr sagte, sie sprach in einem Tone, wie man ihn ergreifender, inniger auf Erden nimmer hören konnte. Beck las den Ferdinand mit Feuer und Leidenschaft, Iffland den alten Miller. — Nach Beendigung des Trauerspiels sah man den jugendlichen Dichter lange und dringlich mit dem Hofregistrator reden, und bald darauf flüsterte die zärtliche Mutter der Tochter ins Ohr: „Dein guter Vater bringt das Opfer — dein Herzenswunsch ist erfüllt.“

Wie sie aufjubelte, wie sie bezaubernd war in der hellen Freude ihres jungen Herzens, wie sie jeden mit sich fortriß durch die übermütige Seligkeit, selbst Margarete mit den ernsten Augen! Wie sie jedem etwas Liebes, Seelenvolles zu sagen wußte, selbst dem schwermütig blickenden, eben aus Leipzig zurückkehrenden Christian Götz, ihrem ehemaligen Freudenstörer! Sie war die Seele des heitern Abends, und nichts Holderes konnte man sehen als Margarete und Karoline Arm in Arm, im Kreise der Männer auf- und niederwandelnd.

„Die beiden Mädchen sind Rosen!“ schwärmte Iffland, „Karoline die glühende rote, die andere die süße weiße.“ — „Sie sind den schöneren Sternen gleich,“ lächelte der eben vorüberstreifende Schiller, „unerreichbar für uns!“ — Hatte er wahr gesprochen? Bald darauf sah man ihn ja über den Sessel Margaretens geneigt; — sie schaute zu ihm auf — sie lauschte seinen Worten — sie lächelte ihm zu, wie sie noch keinem zugelächelt! Waren wohl für einen Friedrich Schiller die Sterne unerreichbar?

Als die schöne Zieglerin an diesem Abend den Hals ihrer Freundin umschlang, flüsterte sie in der Überfülle ihres Glücks: „Er ist schöner als alle in der Welt! Ich muß ihn lieben!“ — Da erbleichte Margarete wie zum Tod; in qualvoller Angst blickte sie in das Gesicht der Lieblichen, und mit dem Ausdruck namenlosen Schmerzes murmelte sie: „Auch Du?“

Wenn ein Herz liebt, echt und recht, so werden die Augen hellsehend und erkennen die echte und rechte Liebe in den Herzen anderer. Karoline Ziegler schaute deshalb auch sanft lächelnd auf die Freundin und sagte dann schalkhaft leise: „Deinen Friedrich behalte Du, wenn der Christian nichts dagegen hat; Luise kann nur einen Ferdinand brauchen.“

Im Januar des Jahres 1784 war die erste Aufführung von Schillers Fiesko in Mannheim und Karoline trat als Leonore auf dem großen Theater auf, unter lautem Jubel der Zuhörer, als das holdselige und zärtliche Weib, wie es dem Dichter vorgeschwebt. — Die Versammlung nahm diesmal ein noch innigeres Interesse als gewöhnlich an der reizvollen Erscheinung — war sie doch vor kaum acht Tagen das glückliche und beglückende Weib ihres „Fiesko", die Gattin Becks geworden. Kurze Zeit darauf erschien sie als Luise und riß von neuem aller Herzen hin. — Am 15. Februar, dem Todestage Lessings, trat sie, nach eigenem Wunsche, als Emilia Galotti auf. „Ich will ihm ein Totenopfer bringen!" hatte sie gesagt, und es war ein würdiges Totenopfer, das sie ihm brachte. Nie erregte sie einen größeren Sturm von Entzücken, als an jenem Abend.

In der letzten Scene überwältigte sie ihr Gefühl, eine plötzliche Ohnmachtsanwandlung kam über sie, so daß sie aus Odoardos Armen glitt und hart auf den Boden fiel. Man ließ den Vorhang herab, das Publikum aber zeigte eine so lebhafte Sorge um seinen Liebling, daß es nicht von seinen Plätzen wich und in ängstlicher Stille auf die Nachricht des Wiedererwachens harrte. Man trug endlich die schöne Frau auf einem Ruhebette auf die Bühne zurück, und die Menge jauchzte,

als sie die Gefeierte, wenn auch bleich und erschöpft, doch lebend und lächelnd vor sich sah.

Seit jenem Tage aber stellte sich ein heftiger periodischer Schmerz im Kopfe ein. Die junge Frau beachtete ihn anfangs wenig, auch ihre Lieben sorgten sich nicht deshalb. Wichen die Rosen doch nicht von ihren Wangen, strahlten doch ihre Augen in ihrem alten Glanze. Sie trat in den verschiedensten Rollen auf, immer herrlicher schien sich ihr Talent zu entfalten, jede neue Rolle wurde ein neuer Triumph für Karoline und ihre Freunde. Selbst die Eltern, die doch im Grunde nicht ohne heimlichen Kummer das einzige geliebte Kind einen Weg wandeln sahen, der so weit ab von ihrem eigenen stillen Pfade lag, söhnten sich aus mit der Laufbahn der Tochter. Der Vater zwar empfand nie eine recht ungetrübte Freude, wenn er seine „Kleine" vor der lauschenden Menge sah; doch war er seit Karolinens Verheiratung ruhiger geworden ihretwegen. Beck trug das vielbegabte reizende Weib auf den Händen, ihr Leben glich dem Dasein eines Schmetterlings zur Rosenzeit.

Da — plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Himmelsbläue, überfiel eine Hirnentzündung die junge Frau. Tage und Wochen voll Qual folgten. Die treueste Liebe betete und wachte an ihrem Lager — vergebens. Langsam schlich die gräßliche Angst um

das Leben der Teuren in aller Herzen. Am 24. Juli 1784 brach der eisige Finger des Todes diese schöne Blüte. Ihre letzten Blicke hingen voll Zärtlichkeit an den Gestalten ihres Geliebten, ihrer Eltern, ihrer Freundin, die in Schmerz versunken zu ihren Füßen knieten; aber ihr liebliches, fast heiteres Lächeln schien zu sagen: „Trauert nicht um mich! Eine Rose ist gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert."

Ganz Mannheim beweinte Karoline.

Iffland, der später mit Recht so vielgefeierte, war es, der ihr in seinen „Aufzeichnungen" folgendes Zeugnis ausstellte:

„Sie verschwand, eben da sie jedermann die volle Überzeugung gegeben, daß das seltenste Genie, die feinste Zartheit mit der innigsten Kraft gepaart, durch eine idealische Gestalt veredelt mit ihr auf der Bühne erschienen war. Nie habe ich den Augenblick der Dichtung so wiedergeben sehen, nie habe ich diese Accente wieder gehört, noch die Melodie der Liebe, wie sie in Fieskos Gattin von diesen Lippen tönte."

Und Margarete Schwan, die weiße Rose? Diese holde, keusche Erscheinung ist für uns mit einem Nonnenschleier bedeckt. Verklärt durch die Liebe des großen Dichters, steht sie in der ersten Reihe unter jenen Frauengestalten, die wie ein Kreis schützender Genien das Bild unseres herrlichen Friedrich Schiller umgeben.

Warum der Rosenduft ihrer Liebe nicht sein Leben erfüllen durfte, ist eines jener Rätsel, deren Lösung unmöglich scheint. Der Schlüssel dazu liegt ja begraben in dem tiefen See eines Frauenherzens.

Margarete Schwan starb unvermählt in der vollen Blüte ihres Lebens im Jahre 1796.

Ein unbekanntes Grab.

Es giebt eine süße geheimnisvolle Sage von dem Dasein wunderschöner Blumen, die nur in einsamen, schauerlichen Gebirgsschluchten ihre köstliche Blüte entfalten, oder zwischen vergessenen Gräbern ihre strahlenden Augen aufschlagen. Aber niemand hat je ihr Knospen und Entstehen gesehen, sie zeigen sich den Menschen nur in völlig entfalteter Schönheit, in blendendem Glanze; und auch von ihrem Sterben und Welken weiß keine Lippe zu erzählen, kein menschliches Auge hat es je belauscht; sie werden weggeweht von der Erde und ihre Spur geht im Winde verloren. Wie seltsam, daß auch unter den Menschenblumen solche märchenhafte Wunderblüten von Zeit zu Zeit auftauchen, deren geheimnisvolle Schönheit ganze Jahr-

hunderte durchstrahlt. Sie erblühen unter jenen Bevorzugten des Himmels, die wir Künstler nennen, unter den Musikern, Malern und Dichtern. Ich möchte in dieser kleinen Skizze an jene fremde Purpurblüte erinnern, die im 18. Jahrhundert plötzlich die Blicke Europas auf sich zog, und gleichsam aus einem Abgrund von Leid und Schmerz auftauchend, kurze Zeit blendend und berauschend aller Augen und Herzen erfüllte, um dann spurlos zu verschwinden: an die Purpurblüte Emanuel d'Astorga.

Sein herrliches „Stabat mater" wurde erst vor wenigen Jahren von einigen herzenswarmen Musikern ans Licht gezogen aus dem Staube der Vergessenheit. Das Titelblatt trug nur den Namen dessen, der das Meisterwerk geschaffen, und darunter sah man ein einfaches Kreuz. Sollte das eine Erinnerung sein an das unbekannte und vergessene Grab des Toten oder eine Hinweisung auf die schwere Kreuzeslast, die der Lebende getragen?

Das herrliche Land Sicilien lag in todesähnlicher Erstarrung. Die wilden Zuckungen der Revolution hatten unter den Händen Philipps V. in Sterbeseufzern geendet, die Häupter der edelsten Sicilianer waren gefallen unter dem Henkerbeil, ihre Güter eingezogen, ihre Namen geächtet, ihre Wappenschilder zerbrochen. Das Volk war überwältigt, das sich so heldenhaft

gesträubt gegen ein spanisch-französisches Joch. Kurz, aber hart war der Kampf gewesen: Sicilien nun ruhig.

Die letzte der zahllosen Hinrichtungen hatte am 1. Mai 1701 in der Nähe Palermos stattgefunden, der letzte der aufrührerischen Barone sein Leben verhaucht. Mit ihm zugleich schleppte man sein schönes blondes Weib und seinen einzigen Sohn zum Schafott; sie sollten die Todesqual des Gatten und des Vaters sehen.

Das Frauenherz brach beim letzten Atemzuge des Geliebten, die herrliche Gestalt sank mit einem furchtbaren Schrei leblos zusammen. Man scharrte die beiden kaum erkalteten Körper in eine Grube unter der Richtstatt, schlug zur Bezeichnung des Verbrechergrabes einen Pfahl in die Erde, brach das Schafott wieder ab, trieb das entsetzte Volk auseinander, und die glänzenden Sterne eines italienischen Himmels sahen bald auf einen blutgetränkten Hügel und — auf ein armes, verlassenes Kind. Nein, ein Kind konnte man ihn wohl kaum noch nennen, den schlanken 15jährigen Knaben, der den Pfahl umklammert hielt. Das Sternenlicht fiel auf ein junges Angesicht von vollendeter Schönheit in seinen Formen und Linien, aber es schien aus weißem Marmor gebildet, so unbeweglich waren seine Züge. Auf der Stirn lagen die Schatten des Wahnsinns, um den feinen Mund zuckten die Blitze eines irren Lächelns, die dunklen Augen starrten wild den

Himmel an. Die Nacht kam näher und näher, und legte mit ſanfter Hand den verhüllenden Schleier über alles Leben der Erde: der Knabe blickte ihr furchtlos entgegen. Was ſollte er auch noch fürchten? Was konnte ihm noch geſchehen, da er das Entſetzlichſte, das Gräßlichſte erlebt? Der Nachtthau legte ſich auf ſeine ſchwarzen Locken und zog ſie lang herab, kühle Winde kamen und hauchten ſeine heiße Stirn an: er regte ſich nicht, und der Morgen fand ihn noch in derſelben Stellung. Vorübergehende hätten ihn, in dem ſchwarzen Sammet ſeiner Kleidung, dem letzten und einzigen Überreſt einſtigen Reichtums, für eine jener Statuen von ſchwarzem Marmor halten können, wie man ſie über Gräbern errichtet. Aber ſie wußten freilich alle, wer da ſaß, wer da trauerte, und ſchon am Mittag des zweiten Tages wagten ſich mitleidige Frauen an die Stätte des Grauens heran, und boten dem Knaben Speiſe und Trank. Er wies mit Zeichen des Abſcheus alle Gaben von ſich und bat nur immer mit rührendem Ton, ihm doch die Augen und das Herz zu kühlen, da ſie verbrennen müßten. Dann wieder fuhr er auf und rief mit herzzerſchneidendem Jammerlaut: „Höret Ihr — o höret Ihr den Todesſchrei der Mutter? Hört — jetzt — jetzt — o verbergt mich, verbergt mich, daß ich den Ton nicht mehr höre!“ Und dann ſtürzte er mit dem Geſicht auf den Hügel und bedeckte ſein Haupt

mit beiden Händen. So ging der erste Tag und die zweite Nacht hin, der Knabe saß unbeweglich an den Pfahl gelehnt und verschmähte Speise und Trank, nur um Kühlung bittend und vom Todesschrei der Mutter phantasierend.

Bald strömten die Bewohner Palermos wie das Landvolk herbei, die Kunde von der jammernden Waise auf dem Grabe schlug an alle Herzen, die Richtstatt wurde zum Wallfahrtsort, die Gestalt des wahnsinnigen Knaben zum Heiligenbilde. Man brachte Blumen und Kränze und legte sie nieder zu den Füßen des jungen Märtyrers, man kniete um ihn her und bat die erbarmungsreiche Mutter, einen Engel zu senden, der den Schleier des Wahnsinns wegnehme von seiner Seele und die brennende Qual des jungen Herzens löse. Man erwartete ein Wunder für die Gläubigen, ein Wunder an diesem Unschuldigen. Trotz des strengen Verbots strömte das Volk ohne Unterlaß herbei, der dritte Tag neigte sich schon, und noch immer hatten die Lippen des Verlassenen jede Nahrung verschmäht, — und noch immer war kein Wunder geschehen. Die Bewegung des Volkes erreichte ihren höchsten Grad, die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde und nahm eine immer bedrohlichere Gestalt an. Man beschloß am nächsten Morgen in Prozession hinaus zu ziehen zum Verbrechergrabe, einen Priester mit dem Allerheiligsten an der Spitze, um Gebete zu halten für den sterbenden Knaben.

Da, in der Nacht, die dieſem Morgen vorausging, geſchah es, wie fremde Wanderer erzählten, daß ein Wagen mit vier weißen Pferden beſpannt, unweit des Hügels hielt. Verhüllte Geſtalten, unter ihnen eine hohe verſchleierte Frau, näherten ſich dem zurückgeſunkenen Knaben, beugten ſich über ihn, dann trat die Frau zurück und die Männer trugen die ſchlanke Kindergeſtalt zum Wagen. Man hob die leichte Laſt hinein, die Verſchleierte folgte, und fort brauſten die Roſſe in die Nacht hinein, in der Richtung nach der Küſte hin. Als der Knabe aus ſeiner Starrſucht erwachte, fühlte er, wie ſein Haupt an einem warmen Buſen lag, wie weiche Arme ihn umfaßten und eine zarte Hand ſeine Lippen und Stirn mit ſtärkenden Tropfen netzte. Wie ein Traum erſchien ihm das ſtolze, ſchöne Antlitz einer Frau, deren Bild er ſo oft im Gemach ſeines Vaters geſehen; er ſah dies Antlitz ſpäter wieder: es waren die Züge der Prinzeſſin Urſini, der Jugendgeliebten ſeines hingerichteten Vaters und — der mächtigen Beherrſcherin Philipps von Spanien.

Am nächſten Morgen fand das Volk den Grabhügel des Hingerichteten der Erde gleich gemacht, an der Stelle aber, wo der Pfahl geſtanden, erhob ſich ein goldenes Kreuz und ein grüner Kranz hing daran. Wer hatte es hingeſtellt? Wo war der Knabe geblieben?

Die Menge glaubte an ein Wunder, an eine Himmelfahrt des verlassenen Knaben, an die persönliche Einmischung der Jungfrau Maria. Und das Kreuz? Es war ja von keinem irdischen Metall, es leuchtete ja so wunderbar hell, und der Kranz war von Engelshänden zusammengefügt; das waren keine irdischen Blätter, das war eine Weihe von oben für das Grab des Verbrechers. Noch heutzutage steht das Kreuz; — und der Kranz? Er ist noch immer grün.

Und wohin brachte die Prinzessin den Sohn ihres einstmaligen Geliebten? Weit, weit fort vom Vaterlande, in die kühlen Hallen eines spanischen Klosters im Königreiche Leon. Dort pflegte man seiner, wie man einer fremden kranken Blume pflegt, und die sanften Hände und Blicke der frommen Brüder berührten die wunde Seele so wohlthätig, wie Frühlingslüfte die junge Saat. Der Abt des Klosters war ein hochgelehrter Herr und insbesondere ein trefflicher Musiker. Wie oft saß er noch spät am Abend, ja halbe Nächte lang an der Orgel der Klosterkirche und ließ die wundervollen und heiligen Melodieen eines Palästrina, Durante, Lotti und anderer voll und herrlich in Orgeltönen ausströmen. Dann klopften wohl die hohen Ölbäume des Klostergartens, vom Nachtwinde bewegt, an die runden Scheiben der Kirchenfenster, wie jemand, der Einlaß begehrt, und das Mondlicht zitterte

auf den steinernen Platten des Bodens, daß sie aussahen, als bewegten und höben sie sich, um den Tönen Einlaß zu verschaffen zu jenen stillen Schläfern, die da unten ruhten. Auch die Heiligenbilder an den Wänden schienen zu lauschen, wenigstens meinte der fromme Abt, aufschauend von den Tasten, daß die heilige Barbara, die ihm zur Rechten hing, ihr blondes Haupt, so lange er spiele, nach ihm hingewendet halte, während sie doch sonst nach dem Altar hinschaue, und die heilige Cäcilie sogar aufzustehen pflegte von ihrer Orgel, um zu lauschen. Dergleichen seltsame Wahrnehmungen ängstigten ihn aber nie, er bekreuzte sich nur andächtig, sprach ein **Ave Maria**, bevor er die Orgel schloß, und begab sich zu friedlichem Schlummer in seine Zelle.

So saß er denn auch in einer mondhellen Augustnacht an seiner geliebten Orgel und spielte begeisterter als je. Er fühlte sich wunderbar gehoben und der Erde entrückt, daß er sich kaum gewundert hätte, wenn die sämtlichen Heiligen in der Kirche aus ihren Rahmen gestiegen wären, um sich um seine Orgel zu scharen. Am Tage zuvor hatte man ihm den bleichen Knaben aus Italien gebracht, und der vertraute Diener der Prinzessin Ursini, der ihn dem Abte übergab, hatte eine lange geheimnisvolle Zwiesprache gehalten mit ihm und den Jüngling dem Kloster dringend empfohlen.

Der Abt war nachher in die Zelle des Fremdlings getreten und hatte warm und ernſt in der Sprache ſeines Vaterlandes zu ihm geredet. Der Knabe aber hatte ihn ſtarr und teilnahmlos angeblickt, lange, lange — dann war er mit dem Ausdruck wilden Schreckens aufgefahren: „O hört, hört — das iſt der Todesſchrei der Mutter! Verbergt mich, verbergt mich, daß ich ihn nicht höre!“ Und auf ſein Lager ſtürzend begrub er ſein Haupt in die Kiſſen. Dann war er eingeſchlafen, tief und ſanft; und der Abt verblieb an ſeinem Lager wohl eine Stunde lang und konnte ſeine Augen nicht losreißen von der melancholiſchen Schönheit dieſes jungen Angeſichts. Endlich machte er, ſeine reine Stirn leiſe küſſend, das Zeichen des Kreuzes über ihm und verließ die Zelle, ein inbrünſtiges Gebet im Herzen für die Heilung und Erlöſung des Schwerbeladenen.

Er dachte an ihn, als er vor ſeiner Orgel ſaß, und ſeine Gedanken wurden wieder fromme Fürbitten und die Fürbitten Melodieen. — Da plötzlich — nein, es war wohl Täuſchung — aber ein kalter Schauer durchrieſelte doch den frommen Mann — miſchte ſich eine Stimme in die Orgeltöne, eine köſtlich reine, aber wie aus weiter Ferne kommende Stimme: ſie ſang die Melodieen nach, die er ſpielte. Dieſe junge Stimme hatte einen ſo wunderbaren Reiz, daß der Abt das Grauen überwand und fortfuhr zu ſpielen, nur um

sie noch länger zu hören. Und sie schien näher zu kommen, der Spielende wagte aber nicht, sich umzuschauen — erst als er einen sanften Hauch an seinem Nacken hinstreifen fühlte, wandte er totbleich vor Erregung langsam das Haupt, schlug ein Kreuz und war auf die Erscheinung eines leibhaftigen Engels gefaßt. — Wohl war das Antlitz, in das er jetzt blickte, engelhaft in seinen Formen, allein der Ausdruck des Kopfes erinnerte an jene Erscheinungen auf den Bildern alter Maler, die man gefallene Engel nannte; er war düster und grauenvoll schön in seiner wahnsinnigen Trauer und bittern Verzweiflung. Der Abt erkannte den fremden Knaben. — „Spielt weiter," bat dieser und legte seine schmale Hand auf die Tasten — „o das kühlt — o das betäubt — ich höre den Todesschrei der Mutter viel, ach viel ferner, wenn Ihr spielt! Die Melodieen stürzen über ihn hin — o spielt weiter — vielleicht kommt eine, die ihn wegspült, daß ich ihn nimmer, nimmer wieder höre!"

Und der Abt spielte und spielte, bis die grauen Augen der Morgendämmerung spähend hereinschauten durch die Kirchenfenster. Der Knabe ergriff seine Hand, um sie dankbar zu küssen. Da sagte der fromme Mann gütig: „Die heilige Jungfrau wird Dir helfen, sie sendet Deiner armen Seele einen Trostengel mit Taubenschwingen: die süße heilige Musik. Sie hat

einen Troſtaccord für jedes, auch für das ſchwerſte Leid. Komm! wir wollen ihn ſuchen und wir werden ihn finden auch für Deinen Jammer."

Wohl über ein Jahrzehnt war vergangen, da tauchte aus dem ſtillen Kloſter von Aſtorga ein Muſiker und Sänger auf, deſſen Name raſch halb Europa durchlief. Er nannte ſich einfach: Emanuelo d'Aſtorga. Dunkle Gerüchte von ſeiner Schönheit und unüberwindlichen Schwermut, von ſeltſamen Anfällen verzweifelten Wahnſinns beſchäftigten beſonders die Frauenherzen, die ja immer dem Wunderbaren ſich zuwenden. Man erſchöpfte ſich in Vermutungen über den Grund dieſes tiefen Grams, fragte nach ſeinem früheren Leben, nach ſeiner Herkunft. Der Name der Prinzeſſin Urſini miſchte ſich in die Berichte über ihn, manche nannten ihn den Sohn der ränkeſüchtigen, ſtolzen Freundin Philipps, jeder Tag brachte neue Märchen aus ſeinem Leben. Fertig als Sänger wie als Komponiſt erſchien der intereſſante Fremdling zuerſt am Hofe von Parma, mit den dringendſten Empfehlungen vom ſpaniſchen Hofe verſehen. Der Herzog empfing ihn mit der größten Auszeichnung, eine Wohnung im Schloſſe ſelbſt wurde ihm angewieſen, und der Muſikunterricht der jungen Prinzeſſin ihm anvertraut. Seine düſtere Schönheit,

sein edler Anstand, seine vornehme Zurückgezogenheit erregten in den hohen Kreisen Aufsehen, seine Kirchenkompositionen, die er in der Schloßkapelle aufführen ließ, entzückten den gewählten Kreis der Hörer und begeisterten die Musiker. Hinreißend über alle Beschreibung aber war er als Sänger; der Ton seiner Stimme, die leidenschaftliche Färbung seines Vortrags wirkten mächtig. Wie manches schöne Auge schwamm in Thränen, wenn er sang, wie manches Herz schlug dem Sänger entgegen, wie manches viel verheißende Lächeln reizender Lippen wurde ihm, wie manches bedeutungsvolle Wort des Dankes und des Entzückens.

Alle diese süßen Verlockungen ließen ihn unberührt, kein Licht der Freude trat auf seine Stirn, kein Strahl des Glückes erhellte seine dunkeln Augen. Nur einem Augenpaar vermochte er nur wenige Tage zu widerstehen, nur vor einem sonnigen Antlitz fühlte er die tiefe Nacht seines Grams sich morgenrötlich lichten: dies Augenpaar und dies Antlitz aber gehörte seiner hohen Schülerin, der Prinzessin Beatrice. Sie war es, die ihn dazu vermochte, das Feld der Kirchenkomposition zu verlassen; in ihrer Nähe schrieb er jene glühenden Kantaten a voce sola (in der damals gebräuchlichen, ziemlich langweiligen Form), die noch heute die Bewunderung der Musiker erregen; in ihrer Nähe

schrieb er sogar eine kleine Operette, die der Herzog aufführen ließ.

Wenn Emanuelo d'Astorga jene Kantaten vor der reizendsten aller Frauen sang, im prunkvollen Gemach des kunstsinnigen Fürsten, umgeben von den vornehmsten Kavalieren und anbetungswürdigsten Frauen, wenn die süßen Worte des Petrarca, die Klänge heißer Liebe von seinen Lippen schwellten für sie, für sie allein, da wurde jene alte, schöne Zeit wieder lebendig, wo die Hände junger Königinnen den Sängern den verdienten Lohn spendeten. Denn fast immer geschah es, daß die junge Prinzessin den Strauß von ihrer Brust dem Sänger hinreichte mit schmelzendem Dankesblick, und Emanuelo empfing mit zitternder Hand die Blüten, auf denen noch der Thau der köstlichen Thränen lag. Und niemand war da, der solche Erregungen tadelte oder bespöttelte, alle Herzen teilten ja die Begeisterung für den ernsten, bleichen Sänger. Selbst jene schauerlichen Momente des Wahnsinns, die zuweilen mitten im herrlichsten Gesang den Sänger die Laute hinwerfen und das Haupt verhüllen ließen, erhöhten das Interesse an der rätselhaften Erscheinung Emanuelos. Aber er selbst erschien nach kurzer Zeit von dem glanzvollen Leben gequält und beängstigt, er zeigte von Tag zu Tag eine größere Ruhelosigkeit, es trieb ihn fort. In der stillen Klosterzelle von Astorga war Italien der

Traum ſeiner Seele geweſen, er hatte ſich geſehnt nach dem Vaterlande, wie der Gefangene nach der Freiheit, er hoffte ja dort allein jenen Troſtakkord erklingen zu hören, den ihm ſein frommer Lehrer verheißen, auf den er harrete unabläſſig von Stunde zu Stunde. Und nun? — Es duldete ihn nicht unter dieſem lachenden Himmel, er haßte dieſe ewig blühende Erde; ſie bedeckten ja nur das Grab — das ſchauerliche Grab der Hingemordeten; die Schreckgeſpenſter der Vergangenheit ſtiegen immer drohender vor ihm auf, die Blütendüfte ſchienen ihm Leichengeruch, und der Stern der Liebe, der hier langſam aufſtieg über ſeinem Haupte, ach! er ſtand ſo unerreichbar hoch! ſein ſanftes Licht fiel nur in ſein Auge, nicht in ſein Herz. Inmitten aller Pracht, inmitten des vollſten, üppigſten Lebens ſtand er unter all' dieſen lachenden Geſtalten einer Blume gleich, die man in eine brennende Wüſte getragen, verſchmachtend und ſterbend.

Emanuelo d'Aſtorga ſaß im Gemach der Prinzeſſin Beatrice. Die Laute ruhte auf einem rotſammetnen Polſter, das goldverzierte Notenpult ſtand dabei, die Lehrſtunde nahm eben ihren Anfang. In dem anſtoßenden Saale ſah man durch die halbaufgezogenen Sammetgardinen die Geſtalten einiger Hofdamen und Kavaliere. Die Flügelthüren nach dem Garten hin waren geöffnet, es war März und eine ſpäte Nach-

mittagsstunde. Der volle Frühling Italiens mit all seinem berauschenden Glanz und Duft wehte herein, aber der volle Frühling blühte auch auf den Wangen und Lippen Beatricens. Sie saß im reichverzierten Lehnstuhl im hellblauen-Atlaskleide, das wundervolle, braune Haar von einem Perlennetze zusammengehalten. Astorga reichte ihr jetzt die Laute hin, ihre weißen Arme umfaßten das Instrument, zaghaft griff sie den ersten Akkord. Während des Weiterspiels berührte er zuweilen, leicht zurechtweisend, ihre Finger, dann überflog das lieblichste Rot der Verwirrung das Kinderantlitz. Aber seine Augen hingen heut mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Trauer an der süßen Gestalt: sie fühlte die Schwere dieses Blickes und wagte nicht ihm zu begegnen. Auch der Ton seiner Stimme erschien ihr weicher, wehmütiger als sonst; allein erst am Ende der Lehrstunde fanden ihre Lippen den Mut zu einer sanften Frage.

„Habe ich so schlecht gespielt?“ fragte sie mit einem Blick schüchterner Forschung, „daß Ihr so gar ernst seid?“

„Nein, aber ich habe Euch zum letztenmal gehört!“

„Ihr wollt den Hof, Ihr wollt Parma verlassen?“

Sie war aufgestanden. Wo war der Frühling hingeweht von ihren Wangen? Er antwortete nicht;

kühn, aber kurz war der Traum, den er in diesem Augenblick träumte. Unverwandt schaute er sie an, glühend und immer glühender; wie teuer war ihm dies junge, reizende Geschöpf, das so hilflos vor ihm stand, ringend mit dem ersten tiefen Schmerz des Lebens. Dann aber riß er sich gewaltsam empor aus dieser süßen Erstarrung und flüsterte: „Ja, ich will gehn, ich muß gehn; Italien will mich töten und Ihr, — Ihr laßt mich nicht sterben!“

„Italien will Euch töten?“ wiederholte sie bleich und bebend.

„Ja, und Ihr allein sollt es erfahren, warum. Vor Euren himmlischen Augen mag der Schleier fallen, der das Dasein des armen Sängers umhüllt. — Darf ich Euch mein Elend offenbaren?“

Sie wies mit der Hand nach den Stufen, die in den Garten hinabführten und ging langsam voran, er folgte. Sie gingen weiter in das blühende, jauchzende Frühlingsleben hinein; beide achteten nicht darauf, in beider Herzen war es winterlich worden. Neben der schönsten Frau Italiens herwandelnd, allein mit ihr, rollte Emanuelo d'Astorga das Schauergemälde seiner Jugend vor der arglosen Seele Beatricens auf, redete von den namenlosen Martern der Erinnerungen, von seinem vergifteten Leben, von dem Todesschrei der Mutter, der ihn immer, immer verfolgte, den nichts,

nichts zu übertäuben vermöchte, und von der heißen Sehnsucht, die ihn nach dem fernen Deutschland zöge, dem Vaterlande der toten Mutter. Er sagte ihr, daß Prag, die Heimat der Geliebten, das Ziel seiner Wanderschaft sein solle, und daß er nichts begehre, als zu sterben unter dem Schatten jener Bäume, die einst über dem jungen Haupte der Mutter gerauscht. Lange, lange redete er. Immer tiefer verloren sie sich in die Gänge des köstlichen Parks, immer größere Mühe hatten die Hofdamen zu folgen, bis ihnen endlich die Prinzessin bleich und ruhig allein entgegentrat; Emanuelo d'Astorga kehrte auf einem andern Wege in das Schloß zurück.

Sie hatten Abschied voneinander genommen; die grünen Gebüsche, die hohen Bäume plauderten nicht, — Lehrer und Schülerin sahen sich nicht wieder. Die Prinzessin erkrankte und verließ drei Tage lang ihre Gemächer nicht, und am Morgen des vierten Tages schied Emanuelo, der Vielgefeierte, vom Hofe und von Parma. Aber ein köstliches Andenken von der Hand der Geliebten trug der glückliche, musikalische Tasso auf seinem Herzen, ihr süßes Miniaturbildnis. Auf der Rückseite des Bildes hatte eine Frauenhand die Worte geschrieben:

„Amare e soffrire,
Tacere e morire."

Thränenspuren hatten das letzte Wort fast verlöscht. Das war der Abschiedsgruß Beatricens.

Emanuel d'Astorga zog nach Deutschland: Böhmen sollte das endliche Ziel seiner Wanderungen sein. Es war aber eine aristokratische Sängerfahrt, denn der Wandernde hielt nur Rast in Schlössern und an Höfen, und so gelangte er erst spät nach Wien. Hier in der prächtigen Kaiserstadt empfing ihn der musikliebende Kaiser mit großer Freude und ließ ihn nicht wieder von sich. In Wien, wie in Parma, wurde der fremde Musiker der Held des Tages, hier wie überall entzückte er die Frauen, imponierte er den Männern, bezauberte er die Musiker. Er lebte fast noch abgeschiedener als in Parma, zog sich von allen rauschenden Festen zurück, aber der Schein der Lampe in seinem stillen Gemach, der oft in den Morgen hinein schimmerte, der todestraurige Ausdruck seiner Augen, der seltsam ergreifende Ton seiner köstlichen Stimme zeigten, daß er auch hier noch immer vergeblich nach jener Zaubermelodie suche, die den steinernen Jammer seiner Jugend löse und das Gespenst jenes Todesschrei's auf immer banne. — In Wien vollendete Astorga sein „Stabat mater", jenes wundervolle Schmerzensbild, zu welchem er die Farben der eigenen gemarterten Seele entnommen.

Die Stelle von dem Todesschwerte im Herzen der göttlichen Mutter,

„pertransivit gladius“

ergreift den Hörer mit furchtbarer Gewalt. Ach! der Sohn gedachte ja jenes Schwertes, das die Brust der eignen, heißgeliebten Mutter durchborte, da mußten auch die Töne Schwerter werden. Und wie tief, wie unendlich bei solchem Erinnern der Jammer seiner Seele war, beweist, daß sie selbst bei jenen süßen Trostworten, die von der Seligkeit des Paradieses reden:

„Fac ut animae donetur
Paradisi gloria“

sich nicht zu freudiger Hoffnung zu erheben vermochte. Emanuel d'Astorga setzte diese Worte in Moll.

Nach dem Tode des Kaisers verließ Astorga das fröhliche Wien und zog endlich, vielfach einkehrend in gastlichen Edelsitzen, nach Prag. Es war an einem Herbstabende, als er dort ankam. In bunte Schleier gewickelt lag das alte, herrliche Prag, diese Königin der Städte, vor ihm. Hundertfaches Geläut von heller und dunkler Tonfärbung schallte ihm entgegen, die Kreuze auf den Türmen der zahllosen Kirchen, die hohen Heiligengestalten auf der Nepomukbrücke, die Zinnen des Hradschin schimmerten im Glanze der untergehenden Sonne. Lichter blitzten auf den Wellen der Moldau, Gesang der Schiffer drang aus kleinen, bunt-

bewimpelten Schiffen zu dem Einsamen herauf, wirre Töne eines reichen Lebens schlugen an sein Ohr, als er jetzt planlos durch die Straßen streifte. Wie ein schwerer, banger Traum lastete sein eigenes Leben auf ihm. Wankend und ungleich wurde sein Schritt, eine tiefe Müdigkeit kam über seine Seele wie über seinen Körper, und staunend schauten die Menschen, die ihm begegneten, der hohen, seltsamen Erscheinung nach. — Er ging vorwärts ohne Plan und Ziel. Die Straßen, durch die er schritt, wurden enger und finsterer, einsamer und stiller, hier und da erhellte sich ein schmales Fenster; er schien es nicht zu bemerken. Durch Labyrinthe schmaler Gassen und düsterer Plätze weiter schleichend, hielt er endlich vor einem schmalen, niedern Hause still. Ein schwacher Lichtschein fiel aus dem Fenster neben der Thür auf eine Bank von Stein. Emanuel setzte sich ermattet nieder und lehnte den Kopf an die Mauer, die Augen zum Himmel gewandt, der voll Sternenglanz und Frieden war. Da plötzlich schlug der Ton einer alten, zitternden Frauenstimme an sein Ohr, gebrochene Laute: drinnen im Stübchen sang jemand. Der Ermattete richtete das Haupt empor und lauschte. Die Melodie trat jetzt deutlich hervor — es war ein altes böhmisches Volkslied. — Heilige Mutter Gottes, was war mit diesem Liede? Der Mann auf der Steinbank griff nach seinem Herzen, ein Schleier

zerriß vor seinen Augen, laut aufschreiend stürzte er zu Boden. Wer sang ihm denn endlich dies Lied, gerade dies süße wunderlich traurige Wiegenlied, das ihm seine Mutter zu tausend malen gesungen? Von keiner Lippe hatte er es je gehört, als von der ihren — und — — o Gott, wie auf einmal alle die Kindeserinnerungen wieder aufstanden, auch die treue Minka, die Amme der Mutter, die ihr nach Italien gefolgt, die ihn auf dem Schoße und in den Armen groß gezogen, und erst wenige Jahre vor jener gräßlichen Katastrophe heimwehkrank nach Böhmen zu ihrer Tochter zurückgekehrt war. Minka — konnte sie denn noch leben? — Wenn sie es wäre! — Der Gesang dauerte fort! — Ewige Barmherzigkeit! Er fühlte jetzt, wie der Todesschrei der sterbenden Mutter in dieser Melodie erstarb, wie unter den zitternden Tönen dieser gebrochenen Stimme die lebende lächelnde Mutter wieder auferstand. Der rosige Garten seiner Kindheit, der unter der heißen Lava seines Schmerzes verschüttet lag, diese Klänge hoben die Decke von ihm ab. Er sah sich wieder in den Armen der sanften, zärtlichen Mutter, er sah ihre blonden Locken, ihr reizendes Lächeln, er hörte den süßen Klang ihrer Stimme, und mit unendlicher Gewalt brachen die glühenden Thränen aus seinen brennenden Augen. Emanuel d'Astorga, der Mann, schluchzte wie ein Kind. Und lange, lange war schon die zitternde

Stimme der alten Sängerin verſtummt, ehe der Erlöſte ſich aufriß aus der nie empfundenen, himmliſchen Wolluſt der Thränen, und an die Thür des Hauſes klopfte, um ſeinen Dank hineinzutragen und tauſend Fragen. Ein kaum 16jähriges, blühend ſchönes Mädchen öffnete ihm. Sie hielt die Lampe in die Höhe und leuchtete erſtaunt dem fremden, hohen Manne in das verweinte Angeſicht. „Wo iſt ſie, die geſungen?“ fragte Aſtorga mild. Aber ehe noch das Mädchen antworten konnte, ſchrillte ein Schrei aus dem Winkel der Stube her, und aus dem Dunkel rang ſich die gebeugte Geſtalt einer alten Frau. Die Füße ſchienen ſie kaum zu tragen, und die vorgeſtreckten Arme und tappenden Hände zeigten, daß ſie blind ſei.

„Großmutter, was wollt Ihr?“ fragte das Mädchen angſtvoll.

„Bringe mich zu ihm, der da eben ſprach,“ befahl ſie mit fieberiſcher Haſt, „ich ſage Dir, die heilige Jungfrau läßt noch Wunder geſchehen! Das Kind meines Herzenskindes iſt da! Ihr Kind, ſage ich Dir. Er iſt hergekommen, um Minka, die ihn auf ihren Armen getragen, von ihr zu grüßen, die ich an meiner Bruſt genährt. Emanuel war es, der da redete!“

Und Emanuel erkannte trotz der Verheerungen der Zeit, des Alters und der Armut Minka. Er ſtürzte auf ſie zu, hob ſie in ſeinen Armen auf: „Da bin ich

für immer und ewig!“ sagte er — und nun schloß sich die Thür des kleinen Hauses hinter ihm, und seit jenem Abend verschwand jede Spur von dem berühmten und gefeierten Sänger. Die Nachbarn wollten in jener Nacht eine auffallende Regsamkeit bemerkt haben in dem sonst so stillen Häuschen; in den nächsten Tagen sah man die beiden Frauen, die es bewohnt, nicht auf der Bank vor der Thür, auch an den folgenden nicht, die Thür war verschlossen. Da brach man sie endlich auf und fand das Stübchen und all die kleinen Räume leer, und da nach geraumer Frist niemand wieder erschien, um es in Besitz zu nehmen, auch kein Aufruf in den Zeitungen irgend eine Folge hatte, so verkaufte es der Viertelsmeister. Auf dem Boden des Stübchens hatte man allerlei seltsam beschriebenes Papier gefunden, das endlich einige Musikkundige für Notenpapier erklärten, und auf einem solchen Blatte hatte der Name: Emanuelo d'Astorga gestanden. Also hier war er eingekehrt! Aber wohin er sich dann gewandt, wußte niemand und erfuhr niemand.

Astorga erschien nicht wieder in der Welt. Ob der Rest seines Lebens sich abspann neben einer blinden, in der Vergangenheit lebenden Greisin, in der Nähe einer frischen Mädchenblume, die vielleicht für ihn fortan blühte, wer vermag es zu sagen? Die Behauptung, daß er sein schweres Herz von neuem in die

Stille einer Klosterzelle getragen, möchte der Umstand widerlegen, daß in keiner Klosterbibliothek Spuren seines Schaffens aufgefunden worden sind. Wer weiß, ob nicht die Hauptsätze jenes herrlichen Requiems, dessen Trümmer man mühsam zusammenträgt, in den Händen des reizenden Kindes zurückblieben, das fortan seine Einsamkeit teilte. Vielleicht gaben sie ihm aber auch jene kostbaren Blätter mit in den Sarg, wie man wohl dem toten Kinde sein liebstes Spielzeug mit ins Grab giebt. Niemand kennt das Grab Emanuel d'Astorgas, kein frischer Lorbeer schmückt den Hügel, unter dem sein müder Leib schläft, aber Blumen, reizende Blumen blühen gewiß da, denn das Plätzchen, wo ein echter und rechter Sänger ruht, schmücken und pflegen Engelhände, wenn die Menschen es verabsäumen oder vergessen.

Der letzte Gambenſpieler.

„Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus."
Eichendorff.

So wie jedwede Blume, ſei ſie auch noch ſo gering und unſcheinbar, doch ihren Freund findet unter den verſchiedenen Menſchenkindern, der juſt ſie mehr liebt als irgend eine andere, der ſich allezeit freut, wenn er ihr begegnet, oder ſie in Töpfen vor ſeinem ſchmalen Fenſter zieht, alſo hat auch bis zu dieſer Stunde jedes Inſtrument, ſei es auch noch ſo ſeltſam geſtaltet, noch ſo wunderlich in ſeinem Ton, ſeinen feurigen Liebhaber gefunden, der es nicht allein am Herzen, ſondern auch im Herzen getragen bis zum letzten Atemzuge. Freilich iſt die Schar derer, welche Roſen und Lilien lieben, und derer, die Harfe und

Orgel ſpielen, weit größer als die, welche die Reſeda und Nachtviolen, die Klarinetten und Gamben zu ihren Lieblingen erkoren. Die Viola di Gamba, dieſe Nachtviole unter den Inſtrumenten, iſt geſtorben; heutzutage erſetzt ſie das Violoncello. Weich, nervenerſchütternd und klagend war der Ton der Gambe, das Inſtrument hatte ſieben Saiten, und wurde an das Knie gelehnt, wenn man es ſpielte. Der letzte, aber wohl auch der glühendſte Liebhaber der Gambe war Karl Friedrich Abel, geboren zu Köthen im Jahre 1725.

Seit der wunderliche Karl Friedrich Abel, der in Leipzig die berühmte Thomasſchule beſuchte, auch insbeſondere den Unterricht des Kantors Sebaſtian Bach in der Muſik und in der Kunſt der Kompoſition genoſſen, in die Hofkapelle zu Dresden eingetreten war, fuhr urplötzlich ein anderer Geiſt in die bis dahin ſo ſteife Muſikantenſchar. Wie ein fremder Vogel erſchien er unter ihnen, und die zwitſchernden Sperlinge und ernſthaften Raben ſtaunten ihn an und mühten ſich, ſeinem ſeltſamen Sange lauſchend, allmählich ihm nachzuſingen. Früher wäre es nun und nimmermehr einem von ihnen eingefallen, in den Proben, die dazumal der berühmte Hofkapellmeiſter Haſſe in eigener Perſon abzuhalten pflegte, zu flüſtern oder zu lächeln. Es ging

dabei äußerst feierlich her. Unbeweglich pflegte man dazusitzen in den weißgepuderten, tadellosen Perücken, und die verschiedenen großen und kleinen Augen starrten, wenn sie sich vom Notenblatt erhoben, unverrückt auf einen Punkt: auf das weiße Stäblein nämlich in der Hand des Maëstro. Man fürchtete das Stirnrunzeln des Gestrengen, wie man eine Gewitterwolke fürchtet, und ein Scheltwort von seinen Lippen glich in seiner Wirkung einem niederfahrenden Blitze. Kaum drei Tage saß jedoch der neue Gambenspieler unter ihnen, als jeder einzelne einen gewaltigen Hang in sich verspürte, dem Donner und Blitze zu trotzen. Gar bald begann der Dirigent sich weidlich zu verwundern ob der größeren Beweglichkeit seiner Untergebenen. Die steifen Mienen wurden zusehends freier, hier und da ließ sich ein Augenpaar auf falschen Wegen ertappen, ein Stirnrunzeln fand nur oberflächliche Beachtung, in den Pausen hörte man kaum unterdrücktes Flüstern und Lachen und mitten im Spiel konnte man sogar einige Köpfe sich kecklich drehen und wenden sehen. An den kleinen Gambenspieler als den alleinigen Urheber dieser Veränderung dachte der Hofkapellmeister nimmer, er witterte vielmehr eine geheime Verschwörung, angezettelt gegen sein Leben von allerlei bösen Feinden, die ihm seinen Ruhm mißgönnten, wie er deren eben sehr viele zu haben glaubte.

Wer hätte auch Verdacht schöpfen mögen gegen dies neue Mitglied der Hofkapelle! Saß der Karl Friedrich Abel aus Köthen, den der Kantor Bach dem Hofkapellmeister Hasse so besonders dringlich empfohlen, nicht immer über die Maßen ehrbar da, wenn man ihn just ansah? Trug er nicht das unscheinbarste Röcklein von allen, und saß ihm nicht die schlechtgepuderte Perücke so schief, daß man ihm wohl anmerken mußte, wie er an nichts denke, als nur an seine Kunst? Freilich — hätte der Hofkapellmeister nur einen kleinen Teil jener tollen Rede gehört, die der kleine Gambenspieler gleich nach der ersten Probe den übrigen Mitgliedern der Kapelle gehalten, hätte er gewußt wie Abel seinen letzten Thaler geopfert, um jeden von ihnen mit einem Glase sauern Weins zu bewirten, er hätte fortan ihm nimmermehr getraut, und wenn er das frömmste aller Gesichter geschnitten.

Am Schlusse jenes kleinen Gelages hatte Karl Friedrich Abel freilich seine Gambe an die Kniee gelehnt und ihnen eine Fantasie vorgespielt, daß sie alle ihm in heller Begeisterung um den Hals gefallen. Sein Ton ging ans Herz, und wenn auch eine fingerdicke Rinde darum gewachsen gewesen wäre. Uber diesen wunderbaren Ton vergaß man sogar das Staunen ob der gewaltigen Fertigkeit des Spielers. Man lauschte nur atemlos und jedem kamen dabei die

Gedanken an das, was er am meisten geliebt in seinem Leben, darum fühlte sich auch jeder so tief berührt, so seltsam gefesselt von Abels Spiel. Freilich mußte er dann in sanftem Flusse bleiben und sich nicht vom Teufel die Gambe aus der Hand nehmen lassen, wie das auch wohl zu geschehen pflegte, wo er sich dann in so tollen, halsbrechenden Weisen erging, daß den Hörern die Haare auf dem Haupte sich sträubten. So wechselnd wie sein Spiel war aber auch sein ganzes Wesen; der kaum 23jährige Geselle glich genau einem Apriltage, wo unaufhörlich Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme wechseln. Dies war es aber zunächst gewesen, was seine Mitmusikanten in den Proben so erregt. Das Gesicht des Gambenspielers war in steter Bewegung und wußte sich mit Blitzesschnelle, je nachdem es ihm gut dünkte, zu verändern. Spott- und Scherzreden flossen dabei unablässig von seinen schmalen Lippen und sein nächster Nachbar kam gewiß selten zur Besinnung vor eitel Lachen. Und doch verfehlte Abel trotz all dieser Allotria keine Note, er war sogar der zuverlässigste Spieler unter allen: das hatte der Maëstro Hasse selber gesagt.

Außer den Proben und Musikaufführungen sah man ihn viel in den Schenken, er liebte leider nächst seiner herrlichen Kunst den Wein gar sehr, und nach diesem auch hübsche Frauen. Man hätte nun meinen

ſollen, daß er bei den Weibern kein ſonderliches Glück gehabt, denn er war doch weder anmutig von Geſicht, noch ſtattlich von Wuchs, aber es mußte wohl etwas aus ſeinen wunderſchönen, dunklen Augen ſchauen, was ihnen gefiel; genug, keine ſah ihn unfreundlich an. Wenn er gar auf ſeiner Gambe vor ihnen ſpielte, da wären ſie ſicher, hätte er es verlangt, hinter ihm drein gezogen wie die Mägdlein weiland hinter jenem Rattenfänger von Hameln. Zu ſolchem Nachlaufen kam es nun glücklicherweiſe nicht; Karl Friedrich Abel begnügte ſich, daß ſie ihm in den Weg liefen und ließ es bei ſolcher Gelegenheit an Küſſen und feurigen Liebesworten niemals fehlen. Sein Herz ging dabei aber nicht verloren, denn das hing doch im Grunde einzig und allein an ſeiner Gambe, und er gab das auch mehr denn einmal kund, indem er oft genug von den hübſcheſten Mädchen ſich losriß, den vollgeſchenkten Becher unberührt von ſich ſchob und plötzlich in ſeiner Klauſe verſchwand. Dort ſchloß er ſich ein, um wieder einmal ein paar Tage und Nächte zu komponieren und zu ſpielen. In ſolcher Zeit genügte ihm Waſſer, Brot und Früchte; der heilige Antonius ſelber hätte nicht enthaltſamer ſein können. Kam er aber dann wieder heraus, ſo ging es freilich auch doppelt toll her. Und dazumal war ja das ganze Treiben und Leben in dem prunkliebenden Dresden ein ſo wildes, üppiges, daß es

wohl weniger Monde bedurfte, um eine junge Seele verloren gehen zu sehen. Aber die Seele Abels ging nicht unter, ein Engel stand immer neben ihm und warnte mit so unendlich süßer Stimme; selbiger trug nur ein hölzernes braunes Röcklein: seine Gambe war's nämlich, die ihn nicht sinken ließ. Und später kam noch eine helfende Hand dazu, die ihn emporhielt, daß ihm die Wogen nichts anhaben konnten: die Liebe half.

Eines abends im Juli saß der Gambenspieler mit einigen seiner Gefährten wiederum in seiner Lieblingsschenke hart an der Elbe. Der Wirt hatte den lustigen Zechern die Tische und Bänke ins grüne Gras getragen, und da saßen sie denn alle, während das Wasser fast ihre Füße bespülte und der volle Mond eben in all seiner Herrlichkeit über ihnen aufging. Allerlei tolle Lieder hatten sie schon gesungen, mancher Becher war schon geleert, da sagte Abel plötzlich: „Ich will die Nixen rufen, sie mögen unsere leeren Säckel füllen mit ihren Schätzen! Kommt, legt die Säckel ans Ufer, seht, ich thu's Euch vor!" Aber keiner folgte, denn das Wasser rauschte in demselben Augenblicke stärker, als wäre es unwillig, daß man Spott treibe mit ihm. Dicht ans Ufer trug er seinen hölzernen Sitz und lehnte die Gambe an seine Knie. Er spielte, und alles ringsumher schien zu lauschen, so stille wurde es. Zuerst

waren es kecke, wilde Weisen, die hinausflatterten wie scheue Vögel, nach und nach aber ließ er seine Gambe singen wie eine gefangene Nachtigall. Herrlicher, unwiderstehlicher hatte er niemals gespielt; wie singende, hinsterbende Schwäne zogen die Töne über das Wasser. Da wurde ein leises Plätschern hörbar — es kam näher und näher. Waren es die Nixen mit ihren feuchten Locken und grünen Kränzen? lockte sie der süße Ruf hervor aus ihren funkelnden Schlössern? brachten sie Perlen mit und schimmerndes Geschmeide? Nein, die Nixen kamen nicht, aber eine kleine, reich geschmückte Gondel hielt dem Ufer gegenüber, Lichtschein von Wachsfackeln fiel auf die Wellen und auch auf die Menschengestalten, die in der Gondel saßen. Es waren reichgeschmückte Frauen und Kavaliere in goldgestickten Kleidern, strahlend in Jugend, in Herrlichkeit, alle aber überragte an Schönheit und Pracht eine hohe Frau, die jetzt wie zum Gruße die weiße Hand bewegte. War sie eine Königin? Ihr Wuchs war der einer geborenen Herrscherin und so auch ihre Haltung. Dazu ein prächtig stolz emporgerichtetes Haupt, ein flammendes Augenpaar, köstlich volle, etwas hochmütig aufgeworfene Lippen. Bei ihrem Anblick ließ der Gambenspieler plötzlich den Bogen sinken. „Faustina Hasse!“ rief er und stand auf. „Faustina Hasse!“ wiederholten die andern fast mit dem Ausdruck des Schreckens und

drängten sich herbei. Sie kannten sie ja alle, die hochgefeierte Sängerin, den Liebling des Hofes, „la Divina“ genannt. War sie doch unter den begleitenden Klängen ihrer Instrumente oft genug über die Bühne geschritten in den Opern ihres Gatten, des kurfürstlichen Hofkapellmeisters und Hofkomponisten. Aber wie unnahbar, wie schwindelhoch stand sie da über jenen armen Musikanten, die höchstens von einem Zornesblick ihrer Feueraugen getroffen oder mit einem heftigen Stampfen des kleinen Fußes beglückt wurden, wenn sie ein Tempo verfehlten, oder zu früh oder zu spät einfielen, wenn sie just eine endlose Fermata aushielt oder einen hellen Triller oder Läufer hinausschmetterte. Und nun stand sie lächelnd und grüßend ihnen gegenüber in ihrer vollen Herrlichkeit, und sie durften sie ungestraft anschauen. Mit heller, gebietender Stimme fragte sie jetzt: „Wer von Euch hat die Gambe gespielt?“

Karl Friedrich Abel richtete sich hoch auf, seine Augen hingen an ihrem Angesichte, als könnten sie es nimmer lassen, seine Lippen bewegten sich, aber der Ton, das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Faustina Hasse sah ihn lange an und sagte dann viel milder: „Ihr wart es sicher! — Aber wie nennt Ihr Euch?“

Was war nur so plötzlich über den sonst so kecken Gesellen gekommen, daß ihn aller Mut verlassen?

Waren es die verwirrenden Augen dieſer Frau, die ihn ſo wunderbar verwandelten? Alle Farbe wich von ſeinen Wangen, und todenbleich ſtotterte er endlich: „Ich bin der Karl Friedrich!“ Auf ſeinen Zunamen konnte er ſich durchaus nicht beſinnen. Da lachte Fauſtina Haſſe — o wie köſtlich lachte ſie! Die andern lachten mit, aber ihre Stimme war es, die aus allen Stimmen herausklang wie der Ton einer ſilbernen Glocke. „Alſo Ihr ſeid der Karl Friedrich?“ wiederholte ſie. „Nun, ſo kommt morgen in der dritten Stunde des Nachmittags zu Fauſtina Haſſe und ſagt ihr Euren vollen Namen. Beſinnt Euch in der Zeit. Die Gambe müßt Ihr aber mitbringen!“

Dann nickte ſie, löſte langſam einen Strauß von ihrer Bruſt und warf ihn hinüber; er blieb an den Saiten der Gambe hängen.

Karl Friedrich Abel teilte von dieſer Zeit ſeine junge Seele zwiſchen ſeiner Gambe und der bezaubernden Sirene Fauſtina Haſſe. Die Sage von der Macht der Töne über die Menſchenherzen iſt alt, aber nicht immer ſchwimmen die grauſamen, ſingenden Zauberinnen im Meere, oder ſitzen auf einſamen Felſen wie eine Sirene des Rheins, die blonde Loreley, deren Geſang über ſtürmende Wogen dahinzog. In verlockenden Geſtalten, in prunkenden Gewändern wandeln ſie in kerzenſchimmernden Sälen an uns vorüber, lächelnd ihre

goldenen Netze auswerfend, aus denen nur selten ein Entrinnen möglich.

Faustinas Gesang hatte die Seele des Gambenspielers gefangen genommen, ehe er selbst es ahnte. Ein unsäglicher Reiz lag in dieser vollen, üppigen, leidenschaftlichen Stimme der „Divina“. Freiwillig, ohne Kampf ergab er sich ihr. Die Töne von ihren Lippen schlangen sich wie funkelnde Diamantketten um sein Herz und dabei lagen auch seine Sinne der stolzschönen Frau mit den gebietenden Augen zu Füßen. Daß er fortan frei aus- und eingehen durfte im Hause der berühmten Sängerin, war ihm anfangs wie ein süßer Traum. Faustina liebte es, sich von ihm seine wunderbaren Phantasieen vorspielen zu lassen. Die Allgefeierte, deren Schwelle ein Heer von Anbetern und Schmeichlern umlagerte, hatte nur allzuoft ihre grillenhaften Stunden, in denen sie ihre glänzenden Räume vor jedermann, selbst vor ihrem Gemahl verschloß und sich ihren seltsamen Träumen überließ. In schmuckloser Kleidung auf ihrem Ruhebett liegend, lauschte sie dann dem Spiele ihres jungen Günstlings, der sich durch einen Seufzer, ein halbes Lächeln, ein gütiges Wort überreich belohnt wähnte in jener ersten Zeit seiner stummen Anbetung. Dies währte freilich nicht allzulange. Die glühendste Leidenschaft, genährt durch solch zwangloses Zusammensein mit der strahlendsten Muse

des Gesanges, um deren Blicke selbst die Höchsten des Landes buhlten, erwuchs in dem jungen Herzen und schlug ihre feurig roten Blätter auseinander. Bald vermochte diese Leidenschaft nicht mehr Worten und Blicken Zügel anzulegen. Abel ließ oft mitten im Spiele den Bogen sinken und versank selbst in trunkenem Anschauen der Geliebten, alles um sich her vergessend.

Eine Weile schien **la Divina** dies Wogen und Treiben in der Brust ihres Schützlings nicht zu gewahren, sie blieb so stolz und unbewegt; als er aber eines Abends sein zerquältes Herz vor ihre Füße warf und Worte der heißesten Liebe zu ihr redete, da schaute sie auf ihn wie eine, die aus einem langen Schlummer erwacht, stand dann schweigend auf und verließ ihn. Seit jener Stunde sah sie ihn nie wieder allein. Sie blieb gütig gegen ihn, aber ihr Blick war der einer Königin einem Diener gegenüber. Er ertrug das nicht lange. An das Sonnenlicht ihrer ausschließlichen Gunst gewöhnt, wurde ihm das Atmen im Schatten nun unerträglich. Seine Kräfte erlahmten an den verschiedenen Versuchen, sein verlorenes Paradies wieder zu gewinnen. Er wurde seltsam gereizt, heftig, widerspenstig, vertrug sich mit seinen Gefährten nicht mehr, beleidigte den Hofkapellmeister bei jeder Gelegenheit und eines Tages ging er plötzlich auf und davon. Krank und traurig,

mit drei Thalern in der Tasche, seine Gambe auf dem Rücken und sechs eigen komponierte Sinfonieen unter dem Arm, so wanderte er in die Welt hinaus wie ein Spielmann, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, geraden Weges nach Leipzig zurück, für welches er allezeit eine große Vorliebe bewahrt hatte.

Man schrieb damals die Jahreszahl 1759 und der Lenz war außergewöhnlich schön. Die alte Lindenstadt, die allezeit eine treue Mutter war für ihre Kinder, empfing auch diesen heimkehrenden Sohn mit sanften Armen und es wurde ihm wohl in dieser Umarmung. Die grauen Häuser schauten ihn so bekannt an, und in der schlichten Herberge bei der freundlichen Frau Wirtin that er wieder einmal einen freien, frohen Atemzug. Als er sich leiblich gestärkt und seine Gambe in Sicherheit gebracht, trieb es ihn aber doch hinaus. Er wanderte zuerst zur Thomasschule, allwo sonst Vater Bach geweilt, und schaute recht ehrfurchtsvoll und wehmütig hinauf zu den Fenstern der Kantorwohnung. War doch der herrliche Meister schon am 21. Mai des Jahres 1750 dahin abgegangen, von wannen keiner wiederkehrt. Nach langem, trüben Sinnen schlenderte er weiter und suchte den Meister Johann Adam Hiller auf, den er in Dresden bei Homilius kennen gelernt und der nun als Begleiter des Grafen Brühl die Lindenstadt wiederum aufgesucht. Er fand ihn endlich in einem ganz

beſcheidenen Stübchen, arbeitend und lernend, und kaum reicher als er ſelber. Recht herzlich war aber ſeine Begrüßung. Der Gambenſpieler zeigte ihm ſogleich ſeine ſechs Sinfonieen, und ſie gingen am nächſten Morgen ſchon mitſammen, einen Verleger dafür zu ſuchen. Wirklich fanden ſie auch einen, der den ganzen Schatz dem Komponiſten für ſechs blanke Dukaten abnahm. Abel wähnte ſich ſchon im Beſitz einer unerſchöpflichen Summe, teilte ſogleich ſeinen Reichtum mit Hiller, und ſie lebten recht luſtig und ohne Sorgen ein paar Wochen lang in den Tag hinein. Hiller führte den Freund von Straße zu Straße, und zeigte ihm, was da Merkwürdiges entſtanden, ſeitdem er in Dresden geweilt, und grüßte auch hier und da errötend ein bildſauberes Jungfräulein. Abel hatte aber kein Auge für all die ſüßen Geſichter, die da hinter dem Lavendel und Thymian an den Fenſtern lauſchten, noch für die ſchönen, züchtigen Geſtalten, die zuweilen an ihnen vorüberſtreiften. In ſeiner Seele ſtand nur das Bild eines einzigen Weibes; er hatte eine Königin geliebt, — ſie ſtieß ihn von ſich, aber dennoch vermochte er nun und nimmermehr ſich mit einer Dienerin zu begnügen, wäre ſie auch ſchön geweſen wie ein Engel. Mit reger Neugier und Staunen ſchaute er ſich jedoch in der merkwürdigen, neuerrichteten Bücherhandlung des Herrn Breitkopf um, und es that ihm

fast leid, daß er seine sechs Sinfonieen nicht so lange hatte in den Händen behalten können, bis selbiger Herr Breitkopf einen Musikalienverlag errichtet, was dieser thätige und umsichtige Mann dazumal schon einzuleiten willens war. So gab es allerlei zu sehen; es ließ sich überhaupt gar anmutig in dem alten Leipzig leben. Für Geld standen jedermann die Wirtshausthüren weit offen, und in die Wein- und Bierstuben trieb es eben den Karl Friedrich Abel leider nur allzu oft. Der ernste Hiller weigerte sich zuweilen standhaft ihn zu begleiten, aber Abel verstand es, wenn er wollte, sich den Willen der Menschen zu eigen zu machen; ein einziges Adagio auf der Gambe und der melancholische Komponist des „lustigen Schusters" ließ sich verführen. Kamen sie dann beide in später Nacht nach Hause (Abel teilte seit einigen Wochen schon das Dachkämmerlein Hillers), so warf sich dieser erschöpft auf das harte Bette, Abel aber setzte sich auf das Fensterbrett, nahm seine Gambe in den Arm und spielte, bis der helle Morgen heranschlich und zuhören wollte. Die weichen, schwellenden Töne wiegten dann den armen Hiller in den Schlaf und brachten ihm die herrlichsten Träume von einer Kantorstelle in Leipzig und riefen seine erste, süße Liebe wach: das früh verstorbene Stadtflötistentöchterlein aus dem Stadtpfeifergäßchen. — Und der Spieler selbst?

Wer konnte ahnen, was in solchen geweihten Stunden in der Seele des bevorzugten Erdenkindes auf und ab wogte! — Die Gambe Abels klang oft so tieftklagend, stürmte dann wieder so wild, sang so unsagbar traurig, daß man hätte meinen sollen, das Herz des Spielers sei unheilbarem Kummer verfallen, bis dann ein greller Übergang, ein seltsamer Sprung, eine kecke, lustige Melodie Zeugnis gab, daß noch Lebensfreude da war und daß es eben in der weiten Schöpfung nichts Trotzigeres und Verzagteres giebt — als ein Musikantenherz.

Als der letzte Groschen verzehrt war, aber nicht eher, wanderte Abel mit seiner Gambe wieder weiter, zog planlos umher, spielte in großen und kleinen Städten, ja sogar an verschiedenen Höfen, fand überall die lebhafteste Bewunderung, und seine leeren Taschen füllten sich wieder. Das gab ihm denn Mut genug, mit seiner hölzernen Geliebten über die See zu gehen und sich nach London zu wenden.

Das Glück, das, wie das Sprichwort sagt, allezeit dem Kühnen hold, verließ ihn auch hier nicht und stand treu an seiner Seite. Der Herzog von York, von einem lustigen Gelage heimkehrend, hörte ihn in einer Taverne spielen, schickte seinen Begleiter hinein, ließ nach dem Spieler fragen, beschied ihn für den nächsten Tag zu sich und von seinem zauberhaften Spiel hin-

gerissen, bewirkte er Abels Anstellung als Kammermusikus mit 1400 Thalern Gehalt. Der Musiker hatte dafür nichts weiter zu thun, als in den Hofkonzerten die Gambe, zuweilen auch den Baß, und wenn der Hofkapellmeister zufällig verhindert war, das Klavier zu spielen. Sein Strich bezauberte alle. Bei der höchsten Fertigkeit auf seinem Instrumente verstand er, wie Zeitgenossen über ihn mitgeteilt haben, zugleich die seltene Kunst, durch freie Phantasieen, durch die gelehrtesten, kühnsten und überraschendsten Modulationen seine Zuhörer in Staunen zu setzen, zugleich aber auch durch die unnachahmliche Weichheit und Süßigkeit seines Tones ihre Herzen zu rühren. Sehr bald bestürmte man ihn, Unterricht zu erteilen, und er ließ sich auch dazu bereden, da man ihm ungeheure Preise für seine Stunden bot. Für einige neue Sinfonieen, die er auf seinen Wanderungen hingeworfen, zahlte ihm ein Musikverleger in London 700 Thaler.

Nun ging ein tolles Leben an. Abel stürzte sich in die Welt und in den Taumel ihrer wildesten Genüsse. Tage und Nächte flogen dahin unter allerlei Gelagen und in Gesellschaft der ausgelassensten Gesellen, unter denen der deutsche Gambenspieler doch oft genug der ausgelassenste war. Aber mitten im wüstesten Taumel konnte er oft auffahren, als ob er aus einer Bezauberung erwachte; dann seufzte er tief, zuckte mit

der Hand nach seinem Herzen, als ob er tiefen Schmerz empfände, und griff nach seiner Gambe. Dann spielte er, unbekümmert wer ihn just hörte, und den Wildesten stürzten die Thränen aus den Augen bei diesen Tönen voll Reue und Leid. Zuweilen trieb es ihn auch fort: er ging auf Reisen, schweifte hin und her und besuchte unter anderm auch das verlockende Paris, wo er unter begeisterter Teilnahme Konzerte gab.

So gingen die Jahre hin. Da überkam ihn einstmals auf dem Rückwege von Paris eine unbezwingliche Sehnsucht nach der alten Lindenstadt, nach den treuen, schwermütigen Augen Johann Adam Hillers, nach der Stille und dem Frieden seines engen Kämmerleins, und er brach auf nach Leipzig, um daselbst nur einen Tag lang auszuruhen. Dort angekommen, erfuhr er, daß Hiller jetzt wohlbestallter Kantor an der Neukirche geworden sei und auch glücklicher Ehemann und Vater dazu. Man zeigte ihm die Kantorwohnung hinter der Kirche. Mühsam stolperte er die dunkle, schmale Treppe hinauf, es war schon dämmerig und ein kühler Herbstabend. Eine alte Magd wies ihn in des Kantors Stube und beschied ihn, dort zu warten, bis der Kantor aus der Kirche herüberkomme, wohin er eben gegangen. Abel schaute sich seltsam bewegt um. In welchem engen Käfig sang dieser Waldvogel sein Lied! Wie hatten sie ihm den Bauer verhangen

und die Flügel gestutzt! Ein Stückchen Himmel sah man nur, wenn man sich recht dicht ans Fenster drängte. Ein Spinett stand aufgeschlagen und ein Tisch mit Notenpapier bedeckt war da, auch ein alter Stuhl. An der Wand hing das Bildnis Vater Bachs und ein kleines Totenkränzlein von Flittergold, wie sie es in den Dorfkirchen aufzuhängen pflegen zum Angedenken früh Verstorbener. Gedämpfte Orgeltöne klangen von der Neukirche herüber.

Ein wunderbares Behagen kam über den einsam Wartenden, ein Hauch von nie gefühltem Frieden wehte den ruhelosen Wanderer kühlend an. Er dachte seit langer Zeit zum erstenmal wieder seiner sanften, zärtlichen Mutter, seines ernsten Vaters, es war ihm, als höre er ihre Stimme flüstern. Bilder auf Bilder aus seinem freundlichen Jugendleben zogen an seiner Seele grüßend vorüber: er sah sich als Jüngling, sah sich lernend und staunend der gebietenden Gestalt Bachs gegenüber, sah sich dann auf dem Wege nach Dresden. Da, ach! zuckte es wie ein scharfgeschliffener Dolch durch sein Herz, aus den Nebeln der Erinnerung tauchte ja ein Frauenbild auf, ein stolz lächelndes Haupt neigte sich gegen ihn, die schwellend roten Lippen öffneten sich. „Hinweg, hinweg!“ rief er heftig. Und als das quälende Bild immer leuchtender hervortrat, da hob er die Hände angstvoll auf und rief so recht inbrünstig,

daß es faſt wie ein Gebet klang: „Mutter ſchütze mich!“

In demſelben Augenblicke begann in dem Nebengemach eine junge Stimme zu ſingen:

„Nach Oſterland will ich fahren,
Da wohnt mein ſüßes Lieb,
Über Berg und über Thale,
Schier über die Heide,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.“

Aber welch eine Stimme ſang da! — Wie ein goldener Strom flutete ſie daher, und in ihren ſanften Wellen verſank die Geſtalt der lockenden Zauberin Fauſtina, verſanken Schmerz und Weh, verſank endlich ſelbſt die Erinnerung, und wie in einem köſtlichen Traum befangen wiegte ſich Abels Herz auf den weichen Tonwogen. Aber wie himmelweit verſchieden war dieſe Stimme von jener, die einſt von den Lippen Fauſtinas ihm entgegenquoll, ſo verſchieden wie das Mondlicht von dem Sonnenſchein, wie die weiße Roſe von der roten, wie Lerchengeſang und Nachtigallenklage. Mädchenhaft, kryſtallklar, ſüß und keuſch ſang die Unbekannte; und als ſie jetzt eben mit einem äußerſt lieblichen, kunſtgerechten Doppelſchlage den erſten Vers beendet, um gleich darauf noch leiſer und ſüßer den zweiten mit den Worten zu beginnen:

„Vor meines Liebchens Thüre,
Da ſtehn zwei Blümchen fein!“

da hielt sich der entzückte Hörer nicht länger. Er sprang auf und wollte zur Thür hinausrennen, um geraden Weges die versteckte Sängerin aufzusuchen, die gewißlich keine andere war, als des „dreimal seligen" Hillers Ehefrau, er lief aber bei diesem Versuche dem heimkehrenden Freunde in die Arme. Der Gesang verstummte zur selben Zeit plötzlich — eine weinende Kinderstimme unterbrach ihn.

„Wo ist sie, Eure Ehefrau? Ich muß zu ihr!" sagte Abel nach den ersten Begrüßungen in seiner gewohnten ungestümen Weise.

„Das würde nicht wohl angehen," lautete die ruhige Antwort, „sintemal sie seit drei Tagen in den Wochen liegt. Doch meinen erstgeborenen dicken Buben will ich Euch zeigen!"

„Nein, das eilt nicht! Laßt dies, bis ich einmal wiederkomme. Ich habe einen wahrhaftigen Abscheu vor dergleichen kleinen, roten Dingern, sie sind nicht des Anschauens wert. — Ich habe aber Eure Frau noch vor wenigen Minuten so hell singen hören, und ihre Stimme hat mir an das Herz gegriffen; das ist's, was ich ihr sagen wollte."

„Meine Ehefrau? Sie hat ja ihr Lebtage keinen jegelrechten Singeton in der Kehle gehabt und dürfte retzunder doch wahrlich noch weniger Lust und Geschick zeigen zu singen. Was hörtet Ihr denn?"

„Das Lied vom Lieb im Osterland!“

„Ah, das ist das Lieblingsstück unserer kleinen Korona. Das Mädchen ist die Patin meiner Frau und ich soll versuchen, dermaleinst eine Sängerin aus ihr zu machen. Jetzt zwitschert sie nur noch wie ein Spatz auf dem Dache, die Schröterin. — Laßt sie auch in Ruhe, bis Ihr einmal wiederkommt! Ich kann sie Euch jetzt doch nicht zeigen, sie pflegt und wartet meinen Buben. Übrigens ist sie auch in der That nicht viel mehr als kleines rotes Ding, kaum des Anschauens wert.“

Solch eine lange Rede hatte Hiller selten gehalten, er war auch ganz rot im Gesicht darüber geworden, und wischte sich zu mehreren Malen den Schweiß von der Stirn. Abel schien seine unruhige und verlegene Miene gar nicht zu bemerken, er wiederholte nur mißmutig: „kleines, rotes Ding, kaum des Anschauens wert!“ setzte sich nieder und vertiefte sich in den Notenmanuskripten, die vor ihm auf dem Tische lagen. Da sah er denn freilich nicht, wie sich der grüne Vorhang vor dem runden Fensterlein der Seitenthür von außen her verschob und der hübscheste aller Mädchenköpfe dahinter zum Vorschein kam. Köstliche, große Kinderaugen schauten neugierig ins Stübchen des Kantors, und wenn Karl Friedrich Abel jetzt diesen holdselig und mutwillig lachenden Mund, diese junge, wunderschöne Stirn unter

dem dunklen Haar, diese Grübchen in den rosigen Wangen gesehen, so wäre es ihm wahrlich nicht um ein Härchen besser ergangen, wie jenem Goetheschen Fischer, von dem es heißt: „Es war um ihn geschehen!“ Er hob aber zu seinem Glück — oder Unglück — die Augen nicht in die Höhe, und der hinter seinem Stuhle unaufhörlich winkende, angstvolle Hiller atmete auf, als das lose Kind, lächelnd und nickend, endlich wieder hinter dem zugezogenen Vorhange verschwand. Eifrig redete er nun seinem Freunde zu, mit ihm in die Herberge zurückzugehen, wo Abel seine Gambe in die Obhut des Wirts gegeben, und wußte ihm zugleich auch so viel von allerlei neuen und guten Weinstuben zu erzählen, die sie mitsammen notwendig besuchen müßten, daß der Gambenspieler ihn erstaunt anschaute und endlich zögernd aufstand, um ihm zu folgen. Im Stillen verwunderte er sich aber doch über die Eile, mit welcher Hiller ihn aus dem kleinen Hausflur und die Treppe der Kantorwohnung hinab zog; hätte er doch nimmer gedacht, daß dieser gar stille, schwermütige Musikant jemals solch ein Verlangen zeigen würde, ins Wirtshaus zu kommen. Bis tief in die Nacht saßen sie im goldnen Hahn zusammen; Abel spielte auch, und ein großer Kreis von Hörern hatte sich um ihn versammelt.

Als die zweite Morgenstunde hereinbrach, begann Hiller sich in allerlei wunderlichen Reden zu entschuldigen,

daß er dem Freunde keine Schlafstelle anbieten könne unter seinem Dache, alldieweil jetzt sein enges Häuslein so besetzt und das Geschrei des Neugebornen so gar jämmerlich sei.

„Ängstigt Euch darob keinen Augenblick," erwiderte darauf Abel, „ich habe Euch nur wieder einmal in die Augen schauen wollen, nun ist's gut; ich habe doch nicht länger Ruhe hier, nun reise ich weiter. — Blickt mich allezeit so treu an, wenn ich komme. Und gute Nacht und gute Wohlfahrt dazu!" — Sie schüttelten sich die Hände, Abel bezahlte seine Zeche bei Heller und Pfennig, nahm seine Gambe in den Arm und ging in Nacht und Nebel davon.

Vater Hiller sah ihm mit Thränen nach, und doch fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen. Als er in seine stille Kantorwohnung schlich und die Stiege leise hinaufzutappen versuchte, kamen Lichtstrahlen von oben herab, und aufblickend gewahrte er die reizende Gestalt seiner jungen Patin Korona Schröter, die ihm mit verschlafenem Gesichtchen „guten Morgen" sagte. Als er oben war, küßte sie ihn und erzählte ihm, sich allmählich ermunternd, daß der „liebe, herzige Bub" heut sich schon nach ihr umgeschaut und den Kopf wirklich nach ihr gedreht habe.

„Wird ihm noch mancher nachthun!" murmelte Hiller, nachdem er die „Kleine" in ihr Schlafkämmerlein

geschickt, „und dem Kantor Hiller wird dann nicht immer solche Macht gegeben sein, sie zu schützen, wie heute! Das arme Ding und solch ein wilder Mann! Und begehrt hätte er sie zur Stelle, das weiß ich — und wer kann sagen, ob sie sich geweigert? — Es ist gut so! — Aber ein Wächteramt ist doch ein schweres Amt. Will froh sein, wenn ich's mit Ehren niederlegen kann!"

Wohl an die fünfzehn Jahre waren nach jenem Abend verstrichen; Karl Friedrich Abel war wieder auf der Wanderschaft. Er hatte bis dahin abwechselnd in London und Paris gelebt, gefeiert und bewundert, und ein zügelloses Leben geführt, recht wie ein tolles Genie. Die Frauen hatten es ihm zwar nicht angethan; seltsamerweise schien er diese fast zu meiden; dagegen war der Wein sein Freund und Herrscher geworden, der zog ihm das Geld so geschickt aus der Tasche und die Gedanken aus dem Kopfe, daß der Musiker es immer erst merkte, wenn es viel zu spät war. Trotz aller seiner reichen Einnahmen blieb er daher doch arm, hungerte sogar oft tagelang, um nachher wieder eine Woche zu schwelgen. Im Jahre 1782 war es, wo ihn plötzlich ein grenzenloses Heimweh nach Deutschland befiel. Wie ein Nachtwandler brach er eines Abends spät auf, verließ seine Wohnung in Paris, und wanderte

wieder wie in alten Zeiten mit seiner Gambe von Ort zu Ort, ein wunderlicher Spielmann, dem aber dennoch die Herzen sich zuwandten, wo er sich nur hören ließ. Sein Antlitz erhellte sich wahrhaft, als das erste deutsche Wort an sein Ohr schlug. Mit rechtem Behagen zog er nun ziel- und zwecklos umher und kam so eines Abends todmüde in einem Städtchen an, von dem er erst am andern Morgen erfuhr, daß es Weimar hieß. Blitzschnell entsann er sich eines alten Empfehlungsschreibens an eine vornehme Dame in Weimar, das ihm vor Jahren ein Londoner Freund aufgedrungen, als er ihm von seinem Wunsche gesprochen, wieder einmal nach Deutschland zu pilgern. In dem Futteral der Gambe mußte es stecken, dahinein hatte es der Freund gebettet, der nun freilich schon längst gestorben. Abel fand auch den Brief, der Wirt kannte die Adresse und der Musiker trug die vergilbte Epistel persönlich in das Haus der Gnädigsten. Vorgelassen wurde er freilich nicht, aber eine Einladung erhielt er für denselben Abend in ihre Salons.

Es waren viele Menschen versammelt in niederen, schlecht beleuchteten Zimmern: geschminkte Frauen in schleppenden, wunderlichen Kleidern, steif geschnürt mit kühnen, gepuderten Frisuren, und Männer in gestickten Hofkleidern und langen Westen, mit Perücken und Haarbeuteln. Die steifste, röteste war die Gnädige

selber, die den wandernden Musikanten mit hochtönenden Worten willkommen hieß und ihm erzählte, wie sie fast an Krämpfen und Ohnmachten zu Grunde gegangen beim Anblick der Handschrift eines Toten.

Dann fragte die Gnädige ihn, ob er auch zur Unterhaltung ihrer Gäste sein Instrument mitgebracht. Niemand verwunderte sich ob solcher Frage, die man noch heutzutage, vielleicht ein wenig geschickter, an jedweden ausübenden Musiker zu richten pflegt. Denn ein Spieler oder Sänger hat nun einmal das Recht verloren, sich sorglos herumzutreiben wie andere Menschenkinder, sich mit andern und unter andern zu freuen; man verlangt, daß er, wie die Schnecke ihr Haus, so sein Instrument auf dem Rücken mit sich führe. Karl Friedrich Abel schüttelte finster den Kopf, als ihn die Gnädige nach seiner Gambe fragte. „Ich bin nicht hergekommen, um zu spielen," sagte er, „und wenn Ihr das erwartet habt, so will ich nur gleich wieder fortgehen!" Während die Dame ihn, erschreckt ob solcher Antwort, anstarrte, wandte er sich hastig und wollte wirklich den Ausgang suchen. Aber er verfehlte die rechte Thür und geriet in ein Labyrinth von kleinen Zimmern, drängte sich an verschiedenen Menschengruppen vorbei und wollte eben wieder umkehren, als er ringsum flüstern hörte: „Sie wird jetzt

eine Deklamation halten: der Doktor hat sie endlich dazu gebracht! Da ist sie schon!"

Und aus dem Rahmen der Thür eines halbdunkeln Gemachs trat jetzt stolz und frei plötzlich eine herrliche Frauengestalt in griechischer Kleidung. Wie Sonnenlicht strömte es aus ihren Augen, leuchtende Gedanken standen auf der hohen, weißen Stirn, aber das Lächeln der Grazien spielte um ihre reizend geschwungenen Lippen. Abel stand wie geblendet. Wie im Traume sah er, wie sie einer Königin gleich umherschaute, wie alles vor diesem Blicke zurückwich, wie sie die weißen Arme emporhob und anfing zu reden. Was sie sprach? er verstand die Worte nicht; der Klang der Stimme war es, die ihn beim ersten Laut gleich so wunderbar fesselte und gefangen nahm. Seine Augen hingen dabei an der Schönheit der Redenden, als wollten sie nimmer von ihr lassen. Wie eine lebendig gewordene griechische Göttergestalt stand sie da. Und doch war es, als ob er schon einmal in ihrer Nähe geweilt, als ob schon einmal der Laut dieser wundersüßen Stimme an sein Herz geschlagen. Seltsame Träume kamen über ihn, Erinnerungen standen auf, die lange, lange Jahre geschlafen. Wie kam es, daß er sich plötzlich in das ärmliche Stübchen des Kantor Hiller versetzt sah, dort wo das Bild des Vater Bach hing und das Totenkränzlein von Flittergold? Alles zerfloß aber wieder

in Nebel, sobald die wunderschöne Frau aufhörte zu reden. Mit dem letzten Ton verschwand seine Verzückung, die goldenen Wolken verschwammen, er sah jetzt die holde Göttin wieder deutlich, wie sie sich lächelnd zu einem königlichen Manne von hoher Gestalt wendete, der eben hinter ihr aus dem Halbdunkel des Gemaches hervortrat. Sie mußten zueinander gehören, diese vollendet schönen, strahlenden Gestalten, so dachte der staunende Musiker und hätte sich nicht gewundert, wenn diese beiden jetzt vor seinen Augen in den Himmel gestiegen wären.

„Da ist Goethe!" hörte er neben sich sagen. „Wie er sich freut, daß sie ihm seine Verse so schön hersagt!" Wie allezeit, wenn ihn irgend etwas bewegte und festhielt, überkam den Musiker auch jetzt eine gewaltige Sehnsucht nach seiner Gambe, — er wußte nicht, wohin mit seinem übervollen Herzen. Da trat die Gnädige lächelnd an ihn heran und sagte: „Jetzt werdet Ihr uns auch etwas spielen, die beiden dort hören Musik so gern! Seht, ich habe Eure Gambe holen lassen, dort in der Ecke am Fenster steht sie!" und als sie den Künstler hastig und ohne ein Wort der Erwiderung auf die hölzerne Geliebte losstürzen sah, feierte sie ihren höchsten Triumph an diesem Abend. Abel aber spielte: wie Mondlicht zitterten seine Töne über die Häupter der Lauschenden; in allerlei seltsamen

Weisen und Gängen erleichterte er zuerst sein Herz und strömte dann voll und ganz sein Entzücken aus, daß den Hörern der Atem stockte in der Brust. Plötzlich aber flog ihm eine Melodie in den Sinn, in die Seele, in die Finger, — eine süße, lange Zeit vergessene Melodie, die er nur einmal in seinem Leben gehört, jenes einfach rührende Lied:

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb!"

Wie von holder Kinderstimme gesungen schwebte es über die Saiten. Bei dem lieblichen, weichen Doppelschlage der Schlußnote ließ er den Bogen sinken, denn eine Hand legte sich leise auf seine Schulter. Aufblickend begegnete er den Augen der schönen Frau in griechischer Tracht, deren Stimme ihn eben zum Träumer gemacht. Die Augen standen in Thränen. Mit bebender Stimme fragte sie ihn, wo er diese Melodie gehört.

„Vor langer, langer Zeit sang sie ein Kind, die kleine Patin des Kantor Hiller in Leipzig."

„Und dies frohe, glückliche Kind war ich! Schaut mich nur nicht so seltsam verwundert an! Ich kenne jetzt auch Euer Gesicht wieder. Habe ich's damals doch ganz genau gesehen, als ich den grünen Vorhang fortzog vor dem runden Fenster in der Thür. Ihr schautet aber just nicht auf!"

Und bei diesen hastigen Worten lachte und weinte

sie zugleich und sah ihn mit ihren Lichtaugen recht innig warm an.

Da fragte er fast feierlich: „Seit Ihr gewiß und wahrhaftig jene kleine Korona?“

„Korona Schröter.“

Ein seltsames, fast schmerzliches Lächeln glitt jetzt über das Antlitz des Gambenspielers. „Nun, mich dünkt, Ihr müßtet dazumal wahrlich schon des »Anschauens wert« gewesen sein. Vater Hiller aber war, trotz seiner frommen Miene, ein arger Schalk. Er hat's jedoch gut mit Euch gemeint, mit mir freilich nicht. Wie freut's mich, daß ich doch Eure Stimme wieder erkannt! Bin Euch also treu geblieben, ohne jemalen Euer holdseliges Angesicht gesehen zu haben. Von jetzt an werde ich aber Euer gedenken bis zum letzten Atemzuge.“ Noch einen vollen Blick warf er auf sie, als wollte er ihre Gestalt mit Allgewalt in seine Seele ziehen, dann stand er rasch auf, drückte die Gambe fest in seine Arme, und ehe ihn jemand aufhalten konnte, war der Wunderliche verschwunden. Jener königliche Mann aber, den die Leute eben den „Doktor Goethe“ genannt, flüsterte jetzt der seltsam erregten Korona lächelnd zu: „Es muß auch solche Käuze geben!“

— — — —

Karl Friedrich Abel starb am 12. Januar des Jahres 1787 sanft und schmerzlos in London. Wenige Tage vor seinem Tode, der sich sehr langsam vorbereitete, schlug seine Künstlerseele noch einmal groß und voll die schönen Augen auf. Er überraschte und entzückte seine in dem Krankenzimmer versammelten Freunde durch den Vortrag einer ergreifenden Phantasie. Wohl länger als eine Woche hatte er seine geliebte Gambe, die zu den Füßen seines Lagers ruhte, nicht berührt, jetzt verlangte er plötzlich aufzustehen und zu spielen. Man geleitete ihn in einen Sessel und er setzte den Bogen an. Zuerst war es nur ein Geisterhauch, der daherwehte, aber allmählich schien sein Arm zu erstarken, der Ton wurde voller, markiger, die Modulation kecker. Immer bewegter wogten die Klänge auf und nieder, immer gewagter wurden die Sprünge, immer kühner die musikalischen Gedanken, es stürmte endlich wie ein wild erregtes Meer auf und ab. Da zog, wie die Taube mit dem Ölzweig, eine wunderbar einfach rührende Melodie daher, die niemand kannte, und in ihr lösten sich alle Disharmonieen, bei ihrem Erscheinen glätteten sich allmählich die empörten Wellen, die Sonne ging auf in Pracht und Herrlichkeit: es wurde Friede ringsumher.

Nie hatte der Künstler herrlicher gespielt, nie Großartigeres geschaffen. Man drang in ihn, diese schönste

seiner Schöpfungen festzuhalten, niederzuschreiben. Er schüttelte schwermütig den Kopf. „Das ist nur ein Stück für mich," sagte er, „nimmer für andere. Das war mein Lebenstraum, der nun ausgeträumt ist."

Darauf ließ er sich in sein Bett zurückbringen, die Gambe mußten sie zu ihm legen, und die Arme um ihren braunen Hals geschlungen, schlief er ein. Drei Tage und drei Nächte lag er in tiefem, anscheinend ruhigem Schlummer, dann weckten ihn die ewigen Harmonieen der Sphärenmusik.

Die Gambe gaben sie ihm mit in den Sarg. Sie wurde in Wahrheit mit ihm begraben und feierte kein fröhliches Auferstehungsfest, denn Karl Friedrich Abel war der letzte Gambenspieler.

Ein erstes Auftreten.

Seiner Zeit im landständischen Saal in Wien, an einem Novemberabend des Jahres 1822, war es, daß eine dichtgedrängte Menschenmenge erwartungsvoll auf einen zarten, blonden Knaben schaute, der sich eben dem Flügel näherte. Adam Liszt, der Freund Joseph Haydns und Hummels, der ausgezeichnete Klavierspieler und Geiger, führte seinen elfjährigen Sohn Franz zum erstenmal vor den Richterstuhl eines Publikums, das einen Mozart gekannt. Die Reihen der Männer schienen weniger dicht gedrängt, doch waren alle Musiker von Bedeutung versammelt und in der Nähe des Flügels bemerkte man den interessanten Kopf Salieris, und den ernsten Czerny, die Lehrer des Knaben. Der versammelte Frauenflor war desto reicher;

das leuchtete, glühte, lächelte und schmachtete wie ein Blumenbeet nach einer tauigen Sommernacht, und gar viele gab es, die es als eine günstige Vorbedeutung bezeichneten, daß der junge Debutant wie von Rosen umgeben erschien.

Ganz im entferntesten Winkel des Saales folgten zwei wunderschöne, sanfte Frauenaugen jeder Bewegung der schlanken Kindergestalt, und auf einem zarten Antlitz lag die rührende Blässe tiefster, mächtigster Bewegung. Die Brust der lieblichen Frau hob und senkte sich voll Unruhe, und die kleinen Hände, die gefaltet ineinander lagen, zuckten. Ein schwarzer Spitzenschleier verhüllte die Fülle des goldigen Haares und fiel auf die feine Büste nieder; ein schlichtes, schwarzes Gewand umschloß die schlanke Gestalt. Um die Lippen lag ein Zug von Trauer, und doch versuchten sie zu lächeln, als jetzt eine plötzliche Stille eintrat und die ersten Töne vom Flügel her den Saal durchzogen. Der kleine Franz spielte ein Konzertstück von Hummel wunderbar feurig und kraftvoll. Das zahlreiche Publikum beirrte ihn nicht, er schien so ruhig und sicher wie ein erfahrener Steuermann an seinem Steuerruder auf bewegter See.

Warum zagte sie denn noch immer und atmete so angstvoll, jene blonde Frau? Sie hörte, wie man dem Knaben Beifall spendete; sie sah, wie ein

freudiges Leuchten über sein Gesicht flog, als er sich zu kurzer Rast an der Seite seines Vaters niederließ. Der hübschen, kleinen Sängerin mit dem tief ausgeschnittenen, weißen Atlaskleide und der Rose hinter dem linken Ohr, die nun eine trillerreiche Arie sang, ward kein Blick aus jenen großen Augen mit den dunkeln Wimpern — unverwandt hingen sie nur an dem Antlitz des Knaben. Wie blaß erschien sein fein geschnittenes Gesicht mit dem vornehmen Munde! Mit einer lebhaften Handbewegung strich er zuweilen das reiche, blonde Haar zurück. Die Sängerin zog sich eben, begleitet von dem lebhaftesten Applaus, zurück und streifte an ihm vorüber, nicht ohne ihre Hand liebkosend über dies Haar gleiten zu lassen. Jene Frau im Spitzenschleier bemerkt es seufzend. Dann trat der Knabe wieder an den Flügel, eine kurze, kindliche Verbeugung und die schlanken Finger glitten im H-moll-Konzert Hummels über die Tasten. Die Zuhörer waren entzückt. Auch das sanfte Frauenantlitz im fernen Winkel des Saales überflog eine leichte Röte der Freude.

Und wieder flötete die niedliche Signora und wirbelte in kecken Koloraturen auf und nieder und zog die vollen Schultern in die Höhe und warf zündende Blicke nach allen Seiten und verbeugte sich endlich mit reizender Koketterie wieder und wieder, als man „Bravo!“

rief. Dann aber nahm der Knabe zum letztenmal seinen Platz ein zur freien Phantasie, und still wurde es ringsumher, wie in einer Kirche während des Gebets; man wagte kaum zu atmen. Es waren Mozartsche und Beethovensche Themen, die seine Finger ineinander webten und variierten in zauberhafter Weise.

Uber Salieris gefurchtes Antlitz glitt ein stolzes Lächeln; die blonde Frau aber hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und heiße Thränentropfen rollten über ihre Wangen und die sollte niemand sehen. Fest und fester falteten sich die Hände und ein brünstiges Gebet stieg auf zum Himmel aus einer frommen, reinen Seele für den Knaben, der dort spielte. So tief war das Flehen dieses Herzens, daß selbst der Jubelruf der Menschen, die jetzt nach dem letzten Akkord ihrem Entzücken freien Lauf ließen, es nicht störte. Wohl aber ließ der Klang einer Stimme die junge Frau erschreckt auffahren. Diese Stimme, die sie kannte, sagte eben zu ihr: „Madame, Ihr Sohn hat brav gespielt, ich bin mit ihm zufrieden. Sie werden Freude an ihm erleben und dürfen stolz sein auf Ihren Knaben. Wir wollen zu ihm gehen!"

Die Mutter Franz Liszts erhob sich, um ihre Hand auf den Arm eines großen, düster blickenden Mannes zu legen, der vor ihr stand. Sein volles

Haar war in genialſter Unordnung, ſeine Kleidung nachläſſig. Die Menge wirbelte längſt bunt und erregt durcheinander, aber wie vor dem Kaiſer ſelbſt wich ſie ehrerbietig zurück, um jenem Paare Platz zu machen, das jetzt den Weg zum Flügel antrat. Sie redeten kein Wort miteinander, nur dann und wann ſchlug die Mutter die ſanften Augen auf, um ihren Begleiter voll Bewunderung und Zagen anzuſchauen, und er nickte ihr dann voll faſt väterlicher Freundlichkeit zu. Endlich ſah der Knabe die beiden.

„Mama, Du wirklich hier und — Beethoven!“ rief er aufglühend und leidenſchaftlich erregt.

Und einen Augenblick ſpäter hing der „Stern des Abends“ am Halſe ſeiner Mutter, und das freundliche Lächeln Ludwig van Beethovens war der erſte echte Lorbeer, der ſich um die Stirn des jungen Künſtlers legte. —

Seit jenem Tage war die Laufbahn Franz Liſzts entſchieden, und das Mutterherz gab, trotz tauſend banger Sorgen, nach. Mutig drängte es die Schreckbilder von Gefahren, Entbehrungen und Täuſchungen, die es Tag und Nacht beunruhigten, zurück. „Geh' hin, und alle Heiligen mögen Dich behüten und zum wahren Frieden geleiten!“ ſagte die ſanfteſte Stimme der Welt, und das heißgeliebte Kind betrat den dornenvollen Pfad der Künſtlerſchaft, der zu jenen Höhen

der Menschheit führt, wo sich's gar „einsam" stehen soll. Ohne Klage begrub die fromme Frau den Lieblingswunsch ihrer Seele, den Sohn auf jenem Pfade zu sehen, der, wie sie einfältiglich meinte, ohne Umwege sicher in den Himmel führt, nämlich als geweihten Priester. Fortan war sie nur die Mutter des Künstlers.

Flauto solo.

Der brave Kapellmeister Gottfried Pepusch in Potsdam komponierte unermüdlich, jahraus, jahrein, allerlei wunderliche Sachen für die beiden Lieblingsinstrumente seines hohen Herrn, die Hoboe und das Fagott, aber er that es nicht mit Freuden, sondern meist mit Seufzen. Hatte ihn doch der König Friedrich Wilhelm I. eigentlich wider Willen zum Kapellmeister gemacht, der ehemalige Violinist Friedrichs I. wäre viel lieber mit seiner geliebten Geige bescheiden am Violinpulte geblieben. Sein ganzes Herz hing an ihr, sie war sein eins und alles, und jetzt durfte er sie gleichsam nur ganz verstohlen besuchen, wie eine heimliche Geliebte. Die leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr überfiel ihn oft wie ein Schmerz, wenn er unter den Hautboisten des Regiments stand und den Parademarsch

blasen ließ, und es war zuweilen nahe daran, daß er den Taktstock von sich geschleudert hätte und nach Hause gelaufen wäre, vor lauter Verlangen nach dem süßen, zärtlichen Ton ihrer Stimme. So sehr Pepusch seinem königlichen Herrn ergeben war, so bitter kränkte es ihn doch, daß derselbe erklärt hatte, der Klang einer Geige sei für ihn wie die Stimme eines alten Weibes. Mit der Musikliebe seines hohen Gönners sah es überhaupt etwas seltsam aus. Außer der kriegerischen Musik auf der Parade mußten ihm seine Hautboisten und Fagottisten jeden Tag nach der Tafel eine Stunde lang vorspielen und dreimal in der Woche war der Kapellmeister kontraktlich verpflichtet, dem Tabakskollegium etwas „Lustiges" vorblasen zu lassen, was er „selbst ausgedacht", so lautete der Befehl des Königs. Dafür war die Nachmittagsmusik desto einfacher, nämlich einen Tag wie alle Tage, Sommer und Winter, eine Zusammenstellung der Melodieen aus den Händelschen Opern „Alessandro" und „Siroë", welche mit den beiden berühmten Arien, in denen einst Faustina und Senesino in London geglänzt, schlossen. Die Hoboe sang das wunderschöne

„ingiusti Dei!",

das la divina so unvergleichlich in die Welt geschleudert, und das Fagott jenes süße

„deggio morir o stelle",

mit deſſen Tönen der gefeierte Sänger ſtets Ströme von Thränen den ſchönen Augen ſeiner Hörerinnen entlockt.

Die Muſiker mit ihrem Kapellmeiſter pflegten ſich bei dieſer Gelegenheit am einen Ende des Saales aufzuſtellen, an deſſen anderem Ende der König in einem mächtigen Lehnſtuhl, halb hinter einem Schirm verborgen, ohne irgend welche Begleitung, mehr ruhte als ſaß. Im Frühling ſtanden die Thüren nach dem Garten offen und die warme Luft trug den Duft der Blumen herein, Schmetterlinge gerieten in den berauſchenden Strom und taumelten erſchrocken umher, kecke Vögel hüpften auf die Schwelle und hörten ihren Rivalen zu. Im Winter und Herbſt brannten Lichter an den kleinen Pulten der Muſiker, obgleich ſie alle ihre Weiſen im Schlafe zu ſpielen wußten. Der hohe Herr ſelber verſank nach den fünf erſten Takten bereits in Schlummer; ließen es ſich die Muſikanten aber einfallen, im Glauben an ſeinen Schlaf, das Tempo allzuſehr zu beſchleunigen, oder gar eine oder die andere Melodie wegzulaſſen, mit voller Bewilligung ihres Kapellmeiſters, um raſcher zum erſehnten Ende zu gelangen, da fuhr der König ſofort in die Höhe und rief mit einer Donnerſtimme: „Was macht Ihr da?! Ihr laßt etwas weg! Gleich fangt noch einmal von vorne an!“

Trotz wiederholter Versuche blieb diese seltsame Wirkung immer dieselbe. Der hohe Herr pflegte auch wohl die betreffende Stelle, deren Abwesenheit ihn aus seinem Schlummer gerüttelt, in wunderlichster Weise vorzusingen, und Pepusch hob dann in verzweifelter Resignation den Taktstab, um einzufallen.

Wie glücklich war der alte Musiker stets, wenn dies tägliche Martyrium vorüber war und er daheim in seinem kleinen Stübchen seine steife Uniform und die Staatsperücke von sich werfen, und im tiefsten Negligé und struppigem weißen Haar umherwandeln konnte, die Geige im Arm. Was fragte sie nach solchen Dingen?! Sie war offenbar zufrieden, daß sie ihm im Arme ruhen durfte! Und hatte nicht der große Händel sich's noch viel bequemer gemacht, wie sein Bruder Christian ihm aus London einst geschrieben, wenn er nach Herzenslust musizieren wollte? Hatte der König des Oratoriums sich nicht im Sommer vor der Orgel der St. Paulskirche bis aufs Hemd ausgezogen und sich deshalb allezeit mit seinem Bälgetreter, dem jungen und gelehrten Doktor Green, der aus lauter Bewunderung diesen Dienst bei ihm versah, eingeschlossen? Freilich sollte auch einst ein heller Schrei aus dem Schiff der Kirche emporgestiegen sein zum Orgelchor, als dieser eigentümliche Toilettenwechsel vorgenommen wurde; ein paar schöne Aristokratinnen, von der Sehn-

sucht getrieben, den großen Meister einmal phantasieren zu hören, waren unfreiwillige Zeuginnen desselben geworden. Vor derartigen Überraschungen war nun freilich Gottfried Pepusch sicher, die Frauen standen ihm fern, wie die Sterne, und die einzige Liebe seines Herzens war die reizende Harfenspielerin und Sängerin Marguerite L'Epine gewesen, die — seine Schwägerin wurde. Sie blieb für ihn Rose und Dorn zugleich, er sah nachher keinem weiblichen Geschöpfe mehr in die Augen, als dieser kurze Traum seines Herzens vorüber war. Das schöne Mädchen hatte wohl kaum etwas von dieser seiner Liebe geahnt, denn seine Hand war es gewesen, die sie dem jungen, glücklichen Bruder einst zugeführt. Ihr liebliches Köpfchen, wie aus Wolken schauend, war jetzt der einzige Schmuck seines Zimmers, und der Gedanke, sie wiederzusehen, die einzige Sehnsucht seines Lebens. Seine braune Freundin, die Geige, war so recht seine Trösterin geworden, sie ersetzte ihm Weib und Kind, und wenn Gottfried Pepusch jene Weisen spielte, die er einst von Marguerite gehört, so war er in der That der glücklichste Mensch der Welt. Er unterhielt mit seinen fernen Geschwistern den lebhaftesten Brief- und Notenwechsel, Christian schickte ihm immer seine Kompositionen, die in England so viel Glück machten; dagegen wagte Gottfried höchstens ein kleines Andante, was er für seine geliebte Geige

komponiert, hinüber gehen zu laſſen über das Waſſer, oder eine gelehrte Orgelfuge, jene Lappalien und „Kindereien“ für die Hoboe und das Fagott, wie er ſie nannte, hätte er um die Welt nicht aus den Händen gegeben, er ſchämte ſich ihrer. Es waren aber auch gar zu wunderliche Aufgaben, die der hohe Herr ſeinem Kapellmeiſter ſtellte für ſeine Lieblingsinſtrumente; bald wünſchte er die Nachahmung dieſer, bald jener Tierſtimme, heute begehrte er das Solo eines Waldvogels zu hören, morgen das Girren einer Taube, oder den Ruf eines Kuckucks, die Klage einer Nachtigall, oder gar das Krähen eines Haushahns, das Gekrächz eines Raben und das Geſchrei der Katzen.

Der Kronprinz Friedrich hatte nach der Meinung des Kapellmeiſters ganz recht, wenn er den Saal verließ, ſobald die Hoboiſten eintraten, obgleich ihn deſſen ſpöttiſche Miene immer bitter kränkte. Der alte Muſiker wußte, daß der Prinz dann ſtets mit ſeiner Flöte in einen entfernten Winkel des Schloſſes eilte, um dort ungeſtört zu üben. Ach, wie gern wäre er ihm nachgelaufen, um ihm nur einmal zuzurufen: „Denke nicht gar zu niedrig von mir und meiner Muſik! Auch ich bin nicht mein freier Herr, auch ich muß gehorchen wie Du, aber auch ich habe eine ſüße Geliebte wie Du, laß uns doch lieber zuſammen ſingen und klagen!“

Eines Tages hatte Gottfried Pepusch in dem berühmten Tabakskollegium, zu Ehren einiger durchreisenden Fremden, ein lustiges Vogelkonzert mit seinen Musikern aufgeführt, das die höchste Bewunderung erregte. Der König selbst war es, der in heiterster Laune nun die Frage aufwarf, welche Tierstimmen wohl sonst noch geeignet sein möchten, von der Hoboe oder dem Fagott täuschend nachgeahmt zu werden. Da rief denn der Magister Gundling: „Mit Verlaub möchte ich da vor allen die Stimme der lieben Schweinchen vorschlagen!“ Ein donnerndes Gelächter folgte. Armer Pepusch! Es half ihm nichts, daß er daheim im Zorn sein Tintenfaß gegen die Wand warf, wie weiland Doktor Luther, gegen einen königlichen Befehl gab es keinen Widerstand: und der hohe Herr wünschte allen Ernstes einen Chor der Schweine zu hören.

Da komponierte denn der alte Musiker endlich mit zusammengebissenen Zähnen mutig darauf los, und es entstand ein Sextett für Fagott, die verschiedenen Stimmen aber waren überschrieben: Porco primo, porco secundo u. s. w.

Der Jubel, den diese originellste aller Kompositionen erregte, bei der ersten Aufführung im Tabakskollegium, war ohnegleichen. Der König hielt sich die Seiten vor Lachen, seine Getreuen fielen fast von den Stühlen, und selbst die Musiker und ihr Kapellmeister vermochten

nicht ganz den nötigen Ernſt zu bewahren. Das Sextett mußte ſofort wiederholt werden, und wenn der König ſich erheitern wollte, ſo rief er nach ſeinen Fagottiſten. Ganz Potsdam nicht allein, auch ganz Berlin redete laut und heimlich von der „luſtigen Muſik" des Kapellmeiſters Pepuſch.

Wie gern hätten die Königin und Prinzeſſin und alle ihre Damen jenes berühmte Sextett gehört! Die ſchönen Hoffräulein, die ſich oft flüſternd und lachend in den Vorzimmern der Königin die Geſchichten aus dem Tabakskollegium zu erzählen pflegten, wußten ganz genau, wie dieſe Kompoſition entſtanden. Woher ſie das alles immer erfuhren, wer konnte es ſagen? Aber Thatſache war, daß ſowohl die Reden des Schulmeiſters von Wuſterhauſen, als die tollen Scherze, die man mit dem Magiſter Gundling machte, den Weg zu allerlei kleinen Ohren fanden, für die ſie unmöglich beſtimmt ſein konnten, und heimlich von allerlei roſigen Lippen wiederholt wurden. So war denn auch das Sextett erſchöpfend beſprochen worden, aber die Neugier wurde immer brennender, es einmal ſelber zu hören. Eine kleine Frauenverſchwörung entſtand: man wollte um jeden Preis ſich den Genuß verſchaffen, über ein regelrechtes Gequiek zu lachen. Aber wie war das möglich? Man hielt hin und her Rat, aber kein Plan erwies ſich als ausführbar; zudem war die Sache

nicht ohne Gefahr, wenn der König das Geringste von dem Komplott erfuhr, so brach der entsetzlichste Gewittersturm los. Nur einer war mächtig und furchtlos genug, in diesem Falle zu helfen: der Kronprinz selber. Die schöne Fürstin von Zerbst, eben zum Besuche anwesend, wurde nun mit der Botschaft und Bitte betraut, und Friedrich versprach sofort den Wunsch der reizenden Neugierigen zu erfüllen und das berühmte Sextett in seinem Palais aufführen zu lassen.

Schon am nächsten Tage geschah es, daß der Kronprinz auf der Parade den alten Musiker zu sich heranwinkte und ihn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt nach dem Namen jener gelehrten Musik fragte, die er in dem Tabakskollegium mit so vielem Beifall von sechs Fagotten habe aufführen lassen. Eine leise Röte flog über das Gesicht des Kapellmeisters. „Das ist keine Musik für Ew. Königliche Hoheit, und von Gelehrsamkeit dürfte keine Spur zu entdecken sein," lautete seine Antwort.

„Nach allem, was ich davon gehört, dürfte sie gerade nach meinem Geschmack sein, und so wünsche ich sie selber zu prüfen," fuhr Friedrich fort.

„Wir sollen sie nach dem Wunsche des Königs im nächsten Tabakskollegio wiederum spielen, wenn dann Ew. Königliche Hoheit — —"

„Nein, nein, lieber Pepusch," fiel der Kronprinz

rasch ein, „es liegt mir daran sie bei mir, in meinem Musiksaal, ungestört bewundern zu können, vielleicht erlaube ich dabei einem oder dem andern meiner Bekannten, zuzuhören. Komm' Er also heut' Abend um acht Uhr mit seinen sechs Fagottisten zu mir, sobald Er von Sr. Majestät entlassen worden ist, aber sage Er keinem Menschen davon!"

Ein gnädiges Winken mit der Hand, und der Kapellmeister Pepusch war entlassen.

Welch' ein Lichterglanz durchströmte den Musiksaal im Palais des Kronprinzen Friedrich! Freilich mußten die Fenster sorgfältig verhangen werden, damit kein Strahl ein außergewöhnliches Fest verriete, von dem der König nichts wisse. Selbst seiner Mutter und Schwester wagte Friedrich es nicht mitzuteilen, daß ein Frauenkonzil der reizendsten Art sich bei ihm versammelt hatte. Es war auch keine streng auserlesene Gesellschaft, neben den Schönheiten des Hofes und der Aristokratie erschienen nämlich verführerische Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen, die lächelnd und heimlich flüsternd ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen ziemlich siegesbewußt musterten. Der Kronprinz, umgeben von nur wenigen seiner Getreuen, bewegte sich heiter scherzend unter seinen Gästen, seine hohe Gestalt

tauchte bald hier, bald da unter den anmutigen Gruppen auf, und die Augen, die seinem Feuerblick begegneten, strahlten, und ein Freudenschein flog über die Gesichter der Bevorzugten, mit denen er redete. Man war in der übermütigsten Laune, die Aussicht, nun endlich auf so pikante Weise die wunderliche Musik des alten Pepusch wirklich hören zu dürfen, rief eine ausgelassene Stimmung hervor. Schlag acht Uhr aber verstummte plötzlich das Plaudern und Lachen, das Rauschen der seidenen Gewänder hörte auf, man nahm seine Plätze ein. Die Flügelthür öffnete sich, um in feierlichem Zuge die sechs Fagottisten des Kapellmeisters hereinzulassen. Jeder trug sein Pult wie ein Gewehr auf der Schulter. Zuletzt folgte Pepusch selber, er hielt ein ganz kleines, blumenbekränztes Pult in den Händen. Einen flüchtigen Blick nur warf er auf die Versammlung, dann zuckte ein Lächeln um seinen Mund. Wie ein Feldherr ordnete er nun seine Truppen, die Fagottisten bildeten einen Halbkreis, dem Blumenbeet der Frauen gegenüber. Der Sessel des Kronprinzen stand den Musikern zunächst. Die verhängnisvollen Notenblätter mit dem großgeschriebenen: „Porco primo“ — „Porco secundo“ u. s. w. wurden aufgelegt, die Damen verbargen ihre lachenden Gesichter hinter ihren Fächern. Ein allgemeines Rauschen und Flüstern lief durch die bezaubernde Versammlung.

Jetzt aber schob Pepusch das kleine Notenpult vor und legte ein siebentes Blatt auf. Der Kronprinz hob mit dem Ausdruck der Verwunderung den Kopf.

„Was bedeutet denn das, lieber Kapellmeister?“ fragte er. „Es ist ja, soviel mir bekannt, nur ein Sextett der Porci?“

„Mit Verlaub, Königliche Hoheit,“ antwortete der alte Musiker schalkhaft, „zu Ehren dieses Abends ist noch ein kleines Ferkelchen dazugekommen: Flauto solo!“

Einen Moment nur blitzten die wunderbaren blauen Augen wie im Zorn auf, dann aber brach der Kronprinz in ein herzliches Lachen aus, und wie ein vielstimmiges, silbernes Glockenspiel zog ein Echo durch den Saal von all' den rosigen Lippen. Und das Unerhörte geschah, Friedrich ließ sich seine Flöte bringen, und das Sextett des alten Musikers wurde, in ein Septett verwandelt, im Palais des Kronprinzen unter allgemeinem Jubel aufgeführt.

Seit jenem Abend wurde Pepusch ein gern gesehener Gast des Kronprinzen, und Flöte und Geige sangen gar häufig Duette miteinander. Und als der Komponist der Bettleroper, Christian Pepusch, mit seiner Gattin wirklich einmal aus London herüberkam,

da spielte die noch immer reizende Margarete dort im Palais die Harfe vor einem auserlesenen Kreise und bezauberte alle Herzen.

Sie war es, die nach Beendigung des kleinen Konzerts schalkhaft lächelnd um das berühmte Fagottsextett bat. — Der Kronprinz gewährte die Bitte der schönen Frau, aber er zog doch hastig den alten Musiker beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Aber ohne Flauto solo!“

Eine Reliquie.

„— — — — — — — — —
Sie mußten alle hinterdrein!“
Rattenfänger von Hameln.

Ich habe niemals das Zimmer eines alten Junggesellen gesehen, welches so sehr einem Raritätenkabinett glich, wie das unseres Nachbars, des alten Doktors. — An den Wänden standen Glasschränke mit zugezogenen, dunkelgrünen Vorhängen, die aber nur noch in irgend einer sich zufällig verschiebenden Falte ihre ursprüngliche Farbe verrieten, und auf den Schränken standen, neben allerlei ärztlichen Apparaten, unter Glasglocken die wunderbarsten Tiere, Vögel seltenster Art, vierfüßige Abnormitäten, z. B. eine weiße Maus mit zwei Schwänzen, eine Katze mit Doppelohren, ein kleiner dreibeiniger Hund, dazwischen Schlangen, Kröten

und Eidechsen in Spiritus u. s. w. Für uns Kinder war es immer ein Fest, wenn wir den alten Doktor besuchen durften, und wir besuchten ihn oft, denn er war, wie die meisten Junggesellen, ein großer Kinderfreund. Für den Inhalt der Glasschränke interessierten wir uns anfangs nur wenig; da waren Bücher, alte Musikalien, verschiedene Instrumente und dergleichen, meist in wohlverschlossenen Kasten und Kästchen, aufgestellt, die der alte Herr immer mit eigener Hand von Zeit zu Zeit abstäubte. Auch seine Geige mit schwarzem Flor umwunden lag da, — die Mutter erzählte uns, daß der Doktor in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Violinspieler gewesen sei, aber nach einem für sein Herz sehr schmerzlichen Verlust sein Lieblingsinstrument nie wieder berührt habe. — Diese Mitteilung beschäftigte mich von allem Anfang an sehr lebhaft, und wie oft kam ich auf die brennende Frage nach der verstummten Geige zurück, um immer wieder die Antwort zu erhalten: „Das ist noch nichts für Dich, mein Kind! Später, wenn Du älter bist, mag Dir's der Doktor selber erzählen." — Eine Auskunft, die ähnlich wirkt, wie das bekannte Verbot des Blaubart, mit einem gewissen Schlüssel eine gewisse Thür nicht zu öffnen. — Als später die Musik eine immer größere Macht über mich gewann, lernte ich allmählich alle die Schätze kennen und bewundern, die der Herr Nachbar in seinen

Schränken barg und so sorgsam gesammelt hatte. Da war z. B. ein einfacher Taktstock, mit dem der große Händel die erste Aufführung des Messias in England dirigiert hatte, ein Rosenkranz, den Haydn zwischen den schlanken Fingern gehalten, während er die Schöpfung komponierte, eine Feder Glucks und eine Spitzenmanschette Mozarts, — der vielen verschiedenen Locken und Schleifen berühmter Sängerinnen nicht zu gedenken. Was mich ungemein interessierte, waren die Notenschriften berühmter Komponisten, aber nur wenn der alte Herr sehr guter Laune war, holte er die kleinen gelben Blättchen hervor und erlaubte mir, sie mit der Spitze des Fingers zu berühren.

Johann Sebastian Bach schrieb nämlich auf starkes Papier von großem Format, weit, dick und sehr groß und leserlich. Wie eingeschlagene Nägel, so fest und sicher stehen die gewaltigen Notenköpfe da, alle sind mit dicken und großen Schwänzen versehen. Es sah nicht sonderlich elegant aus; auch hatte er wohl oft schlechte Tinte gehabt, der große Kantor, aber nicht das Geringste war in die Arbeit hineinkorrigiert oder radiert.

Mozart nahm Papier, wie es ihm eben in die Hände fiel, bald dick, bald dünn, bald groß, bald klein. So klein seine Notenköpfchen, so lang sind ihre Schwänzchen, doch liest sich alles leicht. Einzelne

Stellen waren, eben niedergeschrieben, mit der Hand rasch ausgewischt worden, oder hier und da wurde eine Stelle mit einem dicken + als ungiltig bezeichnet.

Joseph Haydns Notenschrift erschien im Vergleich zu der jener beiden ungleich und fast kritzelig mit den winzigen Notenköpfen und feinen Schwänzchen. Seine Papierblättchen erschienen alle von gleicher Größe.

Gluck, der seine großen Kompositionen Note für Note im Kopfe trug, ohne einen Takt niederzuschreiben, zeigte in seiner Handschrift, die auf dem schönen Papier einen vornehmen Eindruck machte, wie wohl der Ritter selber, große Noten von merkwürdiger Gleichheit.

Aber nicht von diesen Schätzen wollte ich erzählen, sondern von jener einen Reliquie, an die sich die Geschichte von der verstummten Geige des alten Doktors knüpft, die ich dann endlich von ihm selbst erschmeichelte und die beides — heiter und traurig zugleich ist.

In einem dreifach verschlossenen Kasten lag nämlich ein schwarzer, schmaler Männerhandschuh und ein allerliebster, kleiner, heller Frauenhandschuh Nr. $6^1/_4$ Wiener Maß. An dem ersteren war das Knopfloch zerrissen, auch schien er schon viel getragen, — der letztere war so frisch und neu, als käme er eben aus dem Handschuhladen und hätte höchstens eine Stunde lang eine reizende Hand gefangen gehalten. Die Eindrücke der langen, schmalen Nägel waren aber noch so

deutlich zu sehen, daß man hätte meinen sollen, das feine Leder sei noch warm von der kleinen Hand. Hatten jene beiden Hände wohl zusammengehört? — Lange Zeit wurde mir gelassen, darüber nachzudenken, ehe ich die wirkliche Geschichte erfuhr, und meine Phantasie malte sich ein kleines Bild. Der kleine Handschuh hatte sicher einer sehr vornehmen Dame gehört, die ohne Zweifel den Besitzer des zerrissenen Männerhandschuhs geliebt — wahrscheinlich ihren genialen, jungen Musiklehrer. Die Musiklehrer früherer Zeiten hatten ja doch nicht immer tadellose Handschuhe aufzuweisen! Das prächtige Gemach stand schon vor meinen Augen, wo sie ihn immer zu empfangen pflegte. Kunstvoll geschnitzte Möbel standen an den Wänden, die hohen Fenster sahen in einen stillen Park mit mächtigen Bäumen, in der Mitte des Musikzimmers stand der kostbare Flügel, — auf dem Notenpult lag Beethovens Appassionata aufgeschlagen — auf einen Seitentisch hatte man einen florentiner Gartenhut nachlässig hingeworfen, die zierlichen Handschuhe daneben mit den Abdrücken der schmalen Fingernägel trugen die Farbe jener Reliquie des alten Doktors. Eine schlanke, vornehme Frauengestalt schritt unruhig auf und nieder: es war die Schülerin, die ihren Lehrmeister erwartete. Die Schleppe des hellgrünen Seidenkleides rauschte leise, eine Flut von weißen Spitzen rieselte

von den halboffenen Ärmeln an den Armen nieder. Das dunkelblonde Haar war in vollen Flechten aufgenommen, eine einzige lange Locke fiel hinter dem linken kleinen Ohre herab bis auf die Brust. Das feine Gesicht mit dem nervösen Ausdruck ungeduldigster Erwartung wendete sich über die Schulter hin der Thüre zu. Jetzt blieb sie stehen — Schritte wurden laut: der jugendliche Meister der Töne erschien auf der Schwelle. Ein bedeutender Kopf auf einem sehr zarten, etwas gebeugten Körper, — Augen voll Feuer und doch Melancholie, dunkles, leicht gelocktes Haar; die eine Hand wurde von einem schwarzen Handschuh etwas nachlässig umschlossen, die andere, von elegantester Form, hielt jenen zweiten schwarzen Reliquienhandschuh spielend zwischen den Fingern. Ja — so mußte es sein — die Geschichte war fertig. Und das Ende war natürlich tief traurig — Trennung oder Tod.

„Die schönsten Märchen enden so — —."

Wie oft gedachte ich lächelnd jener Phantasiegeschichte, als ich die wirkliche erfuhr!

Auf dem Stockimeisenplatze in Wien befand sich nämlich vor vielen, vielen Jahren ein Handschuhladen, wo man nicht nur die schönsten, sondern auch die billigsten Handschuhe in der Kaiserstadt kaufte. Die Verkäuferin selber war die Tochter des geschickten Handschuhmachers, und berühmt wegen ihrer schönen Hand,

ihres lieblichen Gesichts und heiteren Wesens. Vornehm und Gering kaufte deshalb bei dem hübschen Nannerl, und wenn sie einen Handschuh vom schlechtesten Leder über ihre Finger gezogen und diese ihre Hand dann auf den Tisch gelegt und fünf Gulden für das Paar gefordert hätte, man würde ihr den Preis ohne allen Widerspruch gezahlt haben, versicherte der Doktor, denn jede Dame hätte ja dann natürlich gedacht, ihre eigene Hand würde genau so fein und vornehm darin aussehen, wie die der Verkäuferin. Bei den Männern trat die Epidemie der Handschuhverschwendung in erschreckendem Grade auf, — Nannerl mußte ihnen oft ins Gesicht lachen, wenn sie sich beklagten, daß ein am vorigen Tag gekauftes Paar schon so schmutzig geworden sei, daß man ein anderes haben mußte. Niemand verbrauchte aber mehr Handschuhe aus dem bekannten Handschuhladen, als ein Hausgenosse aus dem oberen Stock, ein junger, fröhlicher Student der Medizin, aber er war der einzige von allen, den die hübsche Handschuhverkäuferin nicht auslachte, wenn er alle Augenblicke wiederkam. Sie schalt ihn vielmehr ganz ordentlich wegen seiner Verschwendung, wie etwa eine ältere Schwester den Bruder, erbot sich, die getragenen wie neu herzustellen, und losgegangene Knöpfe und Nähte zu reparieren, wenn er ihr dafür allabendlich etwas auf seiner Geige vorspielen wolle, — ein Vorschlag,

den der junge Student nur zu gern einging. Nannerl liebte nämlich, wie die meisten Wiener Kinder, die Musik über alles, und spielte selber ein paar Schnadahüpferl auf dem Klavier, die Geige aber war ihr Lieblingsinstrument. So war es denn gekommen, daß der angehende Doktor jeden Abend in das bescheidene Familienzimmer des Handschuhmachers hinabstieg und seine Lieblingsweisen, allerlei Volkslieder, aufspielte, worunter besonders die Melodie von dem Rattenfänger von Hameln:

Kommt daher ein Wundermann
Hatte bunte Kleider an —
— — — — — — — — —
Spielt Gass' auf und spielt Gass' ab,
Zog dann schnell zum Strom hinab,
Hundert und noch mehr der Kind
Mit ihm fortgezogen sind.

„Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als solch' ein Violingesang," sagte Nannerl oft, „und wenn die Musikengel droben im Himmel nicht Geige spielen, so laufe ich ihnen wieder davon und komme herunter! Und wenn der Rattenfänger wirklich Geige gespielt hat, so kann ich mir's denken, daß sie ihm alle nachziehen mußten, selbst bis in den Fluß hinein oder in ein fremdes Land."

Zuweilen fanden sich abends auch ein paar Freundinnen Nannerls ein und da gab es ein lustiges Tänz-

chen, daß die Staubwolken in dem kleinen Stübchen aufwirbelten, dann spielte die Geige abwechselnd mit dem Klavier dazu auf.

Es war wirklich wunderbar, wie der Klang der Geige das Mädchen bezauberte; sie konnte regungslos wie gebannt dasitzen, wenn die Töne so langgezogen wie tiefe Seufzer auf- und abschwebten.

„Es sitzt doch ein Zauberer in dem Kasten, ich lasse mir's nicht nehmen," sagte sie zuweilen gedankenvoll, fast ängstlich, und tippte mit dem Finger auf die Geige, „er lockt, wie die böse Loreley die armen Schiffer lockte. — Manchmal fürchte ich mich ordentlich."

Wie reizend war's, eine Art Macht in dieser Weise ausüben zu können über ein so hübsches Geschöpf, der junge Student hätte seine Geige zuweilen umarmen mögen. Allerlei kleine Gaben, die er dem lieblichen Mädchen abgelockt, verdankte er nur ihren Tönen: — eine Rose — ein blaues Band, einen Handschuh, den sie getragen, als sie mit ihm auf einem Studentenball getanzt. — In seinem Herzen trieb die Liebe ihre ersten Blüten, es war eine so frohe, sorglose Zeit:

„Ach, wenn es doch immer so bliebe!"

Wieder war ein Winter vergangen; da trat ein Ereignis ein, das die ganze Kaiserstadt aufregte wie ein Gewittersturm eine Landschaft: ein lebendiges

Wunder, ein Phänomen in Menschengestalt wurde sichtbar: — Nicolo Paganini gab in Wien sein erstes Konzert.

Die Beschreibung des Enthusiasmus, welchen dieser seltsamste aller Musikzauberer hervorrief, klingt fast wie ein Märchen aus alten Zeiten. — Auf halbzerfallenen Blättern im Reliquienschrank des alten Doktors fand ich sie, jene Berichte über Paganinis Auftreten in Wien. Das ganze Volk in seiner Beweglichkeit und Empfänglichkeit nahm teil an dieser Begeisterung. Am 29. März 1828 gab der berühmte Genueſe sein erstes Konzert. Die „Musikalische Zeitung" in Wien, die der ehemalige Musikstudent mit aller Feierlichkeit eines Tages vor mir auf dem Tische ausbreitete, sagt wörtlich darüber:

„Am 29. März im k. k. Redoutensaale: Konzert des Herrn Nicolo Paganini. Der ausgebreitete Ruf dieses in ganz Italien so hochgefeierten Künstlers, welcher nun auch einmal unsere Kaiserstadt durch seinen Besuch erfreute, war der mächtige Hebel, ungeachtet des bedeutenden Entrées — 10—5 Gulden W. W. —, eine zahllose Schar neugieriger Kunstliebhaber und Künstler herbeizulocken. Hier hat der Ruf einmal eher zu wenig als zu viel verkündet, und nur eine Stimme herrscht bei Sachverständigen und Laien: Paganini steht in seiner Sphäre einzig und allein, ja

unübertroffen von seinen Zeitgenossen da! — Nach der einleitenden Ouverture zu Beethovens Fidelio tritt ein langer, hagerer Mann, blaß, kränklich, fast verwildert aussehend, ans Notenpult; das Orchester spielt ein rauschendes Allegro maëstoso; erst beim Schlußtakte des mäßig langen Ritornells setzt der Künstler sein Instrument an, dessen erste, mit feuriger Kühnheit enttrotzte Töne sogleich eine ganz unvergleichliche Stradivari verraten. Was wir nun zu hören bekamen, übersteigt allen Glauben und läßt sich nicht mit Worten beschreiben; genug, daß selbst die achtbarsten seiner Kunstverwandten über die Möglichkeit sich vergebens die Köpfe zerbrechen. Die höchste Großartigkeit, gepaart mit der makellosesten Reinheit; Oktaven und Dezimen-Passagen in pfeilschneller Geschwindigkeit, Läufe in sechzehnteiligen Noten, wovon die eine immer pizzicato, die nächste coll' arco vorgetragen wird, — alles so deutlich und graziös, daß auch nicht die kleinste Nüance dem Gehör entgeht; rasches Herab- und wieder Hinaufstimmen der Saiten ohne Unterbrechung in den schwierigsten Bravoursätzen — alles dieses, was unter anderen Umständen leicht an Charlatanerie grenzen würde, reißt hier, in solcher unerreichbaren Vollendung ausgeführt, zum Staunen, zur sprachlosen Bewunderung hin.

Mit einem Zauberschlage umgewandelt erschien der Künstler im Adagio, — keine Spur mehr der

früheren tours de force; ein seelenvoller Sänger im edlen, gebundenen Stile und zarter Einfachheit, himmlische Klänge entlockend, die vom Herzen kommen und zum Herzen dringen, es war das Gefühl der Wahrheit und der Natur herrlichster Triumph! Des Rondos allerliebstes Thema stimmte wieder zur Munterkeit; ein helles Silberglöckchen accompagnierte zuweilen, und mit diesem wetteiferte der Konzertist in seinen wundersüßen Flageolettönen, für welche er, vermöge derselben öfteren Anwendung, eine fast allzu große Vorliebe zu hegen scheint, und beide verschmolzen so innig ineinander, daß das schärfste Gehör vergebens sie zu unterscheiden sich abmühte. — Nach dieser mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommenen Kunstleistung trat Signora Bianchi, des Virtuosen Reisegefährtin, in die Schranken. Sie sang eine Arie von Paer, gut, geläufig und mit vielem Geschmack; dennoch vermochte sie, nach dem Vorhergegangenen und zu Erwartenden, kaum mehr als die gewöhnlichen gastfreundlichen Höflichkeitsbezeigungen zu erringen. Nun trug Paganini eine Sonate militare mit voller Orchesterbegleitung blos auf der G-Saite vor, und zwar auf eine Art und Weise, welche das non plus ultra genannt werden muß. Jetzt glaubte man des Donners Riesenton, und nun, sich aufschwingend in die höchsten Applicaturen, der Äolsharfe Sphärenklänge zu vernehmen; indem er

mehrere Themata, z. B. Mozarts non più andrai, mit hinreißend vibrierender Gewalt ausführte, legte er, dagegen kontrastierend, in die beiden Motive aus Acina von Weigl den zartesten Ausdruck sanft hingebender Weiblichkeit, und damit den unleugbaren Beweis, daß er alles vermag, was er nur immer will. Auf eine Zwischenarie der Signora Bianchi, von Romani, folgte nun das Schlußstück; vorerst zur Introduktion ein leidenschaftliches Larghetto, das er im Gefängnisse komponiert haben soll, welchem Gerüchte weder das dem Ganzen aufgedrückte düstere Kolorit, noch die unverkennbare Wehmut seines, dem tiefsten Gemüt entquellenden Vortrages zu widersprechen scheint, — die sich anschließenden Variationen über das Finalrondo der Cenerentola überflügelten den Kulminationspunkt aller je gehörten Bravour; — wie er z. B. vierstimmige arpeggierte Accorde bewerkstelligte, blieb selbst den Eingeweihten ein undurchdringliches Rätsel. Paganinis Spiel wirkte wie eine Bezauberung. Wir waren an seine Saiten wie gefesselt — und erst wenn diese schwiegen, ergoß sich der Strom der Begeisterung. Man wird durch Paganinis Spiel an die Fabeln von der Musik in den altergrauen Zeiten erinnert, hätte er vor dem versammelten Griechenland auf dem Isthmus oder zu Olympia sich hören lassen, sicher hätte man ihm Altäre errichtet."

Ähnlich — vielleicht noch begeisterter — redeten andere Blätter.

Es war wohl natürlich, daß sich alles, was nur fünf Gulden aufzutreiben vermochte, zu den nun rasch aufeinander folgenden Konzerten des Künstlers drängte, also auch das hübsche Nannerl. Der junge Student der Medizin begleitete sie, aber er erschrak doch über alle Maßen über die Wirkung des Spiels auf das Mädchen. — Totenbleich — starr und regungslos saß sie da, mit fest zusammengepreßten Händen und fliegendem Atem, und als alles vorüber war, schluchzte sie wie ein Kind.

„Es ist der »Wundermann«," flüsterte sie wie im Traum:

„Hundert und noch mehr der Kind,
Mit ihm fortgezogen sind — —."

Viele Tage lang erschien sie wie im Fieber, die Eltern schalten sie und bereuten bitter, ihr die Erlaubnis zum Besuch jenes Konzerts gegeben zu haben. Sie bediente die Kunden wie eine Schlafwandelnde, verwechselte die Nummern und verkaufte die teuren Modehandschuhe à la Giraffe, die man damals vorzugsweise trug, zu dem Preise der Sepperl-Handschuhe und verlangte für diese statt eines Gulden — ein Konzertbillet zu fünf Gulden.

„Einmal muß ich ihn noch hören — nur einmal

noch," flüsterte sie dem jungen Studenten, als ihrem einzigen Vertrauten, zu, — „und wenn Ihr mir dazu verhelft, danke ich's Euch mein lebelang!"

Da versprach er ihr denn seine Hülfe und seinen Schutz und alles, was sie begehrte, — sie solle ihm dafür nur ein wenig gut bleiben, aber ein wenig viel!

Nach diesem Versprechen erschien das hübsche Nannerl wieder heiter und glücklich wie in den früheren Tagen.

Mittlerweile versank Wien immer tiefer in den Paganini-Taumel, sein Name schwebte auf allen Lippen. Man wollte nicht allein ihn spielen hören, man wollte von ihm reden, ihn bei sich tragen in irgend welcher Gestalt, ihn fühlen und schmecken. Die Wiener Fiakerkutscher und die Marktweiber redeten statt von Fünf-Guldenscheinen von „Paganirln", die Zuckerbäcker verkauften sein weißes Medaillonprofil auf dunklem Schokoladengrunde in allen Größen. In den Speisehäusern bot man den Gästen Paganini-Koteletts, Paganini-Rostbratel, Paganini-Kipfel, Paganini-Schnitzel und Paganini-Backhähndel an, die Bäcker verfertigten Paganini-Semmeln in Gestalt einer Geige. — Man trug nicht nur Hüte, Stöcke, Pfeifenrohre und Knöpfe à la Paganini, sondern sogar zerwühlte Locken und halbgelöste Zöpfe à la Paganini, der Paganini-Bänder und Schleifen gar nicht zu gedenken. Kleiderstoffe mit

Violinen und Glöckchen bedruckt wurden allgemein getragen und sein Porträt auf allen Schmuckgegenständen angebracht, — ja man verkaufte sogar Nachtlichter à la Paganini. War es da zu verwundern, daß sogar der sonst so besonnene Handschuhmacher auf dem Stockimeisenplatz sich fortreißen ließ und Handschuhe à la Paganini anfertigte, die im Innern eine Geige und einen blumenumwundenen Bogen zeigten. Sie fanden selbstverständlich den reißendsten Absatz.

Der junge Student der Medizin erschien sich zuweilen als der einzig Nüchterne in der allgemeinen Trunkenheit. Nicht daß er den Geigenkönig weniger bewundert hätte als die anderen, aber er verlor doch die Besinnung nicht, und ein gewisses Gefühl schmerzlicher Eifersucht mischte sich in seine Bewunderung. Nannerl wollte seine kleinen Volkslieder nicht mehr hören, noch weniger ein Schnadahüpferl, nur um die Melodie des Rattenfängers von Hameln bat sie noch dann und wann. Ganz leise fiel sie dann wohl ein:

„Spielt Gass' auf und spielt Gass' ab —
Zog dann schnell zum Strom hinab — —"

Und eines Tages begab sich das Unerhörte, daß der Gefeierte leibhaftig in Begleitung der Signora Bianchi in den kleinen Handschuhladen auf dem Stockimeisenplatze trat, und die schwarz behandschuhte Wunderhand auf

den Tisch legend, in einer fast unverständlichen Sprache neue Hüllen verlangte. Das hübsche Nannerl hatte den „Wundermann" sogleich erkannt. — Ein Zittern befiel sie, — Purpurglut und Leichenblässe wechselten in ihren Zügen, der Atem stockte in ihrer Brust. — Mit dem Ausdruck der Angst und des Zornes zugleich hingen die Augen des jungen Studenten, der sich wieder einmal „zufällig" im Laden befand, an dem geliebten Antlitz — er hätte den unheimlichen Zauberer ergreifen und mit einem Ruck hinaussetzen mögen mitten auf den Platz. Mechanisch nur griff die schöne Hand der Verkäuferin nach dem bekannten Kasten, der die Giraffehandschuhe enthielt: „Hier sind Handschuhe à la Giraffe," flüsterte sie mit halberstickter Stimme, mit bebenden Händen die Handschuhe ausbreitend.

Mit ungeduldiger Bewegung schob der Künstler diese Schätze von heller Farbe zurück.

„No — no, Signora, d'un altra bestia —," murmelte er.

Sie starrte ohne sich zu rühren in sein Gesicht. — Da schob der Student der Medizin mit einem raschen Griff einen anderen Kasten auf den Tisch, und mit einem grimmigen Lächeln den Deckel zurückschlagend, rief er: „Hier sind Handschuhe à la Paganini!"

Der Gefeierte hob rasch den Kopf — ein Blick aus den düster verschatteten Augen traf den jungen Mann,

zugleich aber glitt der Schatten eines Lächelns über das totenbleiche Antlitz. Signora Bianchi aber schlug ein silberhelles Gelächter auf und bat den wunderbaren Verkäufer in einem reizend gebrochenen Deutsch, sofort alle Handschuhe dieser neuen Tiere für sie einzupacken. Es geschah — die schöne Frau ergriff dann den Arm ihres Begleiters, nickte noch einmal schelmisch dem hübschen Studenten zu — und nur die zerrissenen schwarzen Handschuhe auf dem Ladentisch zeigten, daß die Erscheinung Paganinis in dem kleinen Handschuhladen kein Traum gewesen.

Es ist traurig zu erzählen, daß das reizende Nannerl Wien, ihre geliebte, fröhliche Vaterstadt, verließ, um als Dienerin der Signora Bianchi dem Wundermanne zu folgen. Die Zaubergeige zog sie nach — weder die Bitten ihrer trostlosen Eltern, noch die Vorstellungen ihrer Freunde vermochten sie zurückzuhalten. „Zum Sterben komme ich wieder heim," sagte sie beim Abschied, „aber leben kann ich nur noch, wenn ich den Spielmann höre! Die Geige hat's mir nun einmal von Kind auf angethan, Ihr wißt es ja alle! Ich muß mit!"

Zum Sterben kam sie auch wirklich in die Heimat zurück — nach kaum einem Jahre, als der junge Student eben sein Doktorexamen bestanden. — „Sie konnte das Hinundherreisen nicht vertragen," meinte

der alte Hausarzt. „Die Geige hat's ihr angethan," ſagte der junge Doktor.

Ihr letzter Wunſch beſtimmte die Handſchuhreliquie dem treuen Freunde, und an ihrem Sterbetage verlangte Nannerl noch einmal die ſchlichten Volkslieder zu hören, die er früher ſo oft geſpielt.

„Alle — bitte, bitte — nur das eine nicht, — Ihr wißt ſchon, welches ich meine —," bat ſie ganz leiſe.

Seit jener Stunde verſtummte die Geige des alten, einſamen Mannes. — Das war die Geſchichte der Handſchuhreliquie.

Aus dem Jugendleben eines prinzlichen Muſikers.

„Mein Leipzig lob' ich mir —
Es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute."

Goethes Fauſt.

Allerhand Leute hat es in der That „gebildet", dies intereſſante „Klein-Paris", von jenen Tagen an, wo man es noch die „Lindenſtadt" nannte, bis zur heutigen Stunde, und den großen Dichter jenes geflügelten Wortes eben auch. Welche Fülle berühmter Namen weiſt allein die Chronik der Univerſität Leipzigs auf, — wie Lichtſtrahlen bricht es hervor aus dem ehemaligen alten Paulinerkloſter, von deſſen Kanzel herab ein Luther predigte und in deſſen Hofe Tezel begraben liegt. Aber als die hellſten Sterne in den Liſten der Studenten ſtrahlen doch die Namen Leſſing und Goethe. —

Ganz besonders haben aber allezeit die Musikanten von sich reden gemacht, die aus dem Schoße jenes „Klein-Paris" hervorgingen und dort wirkten und schafften, die süße Rose der Musik hat man eben da in einer so sorgsamen Weise gehegt und gepflegt, wie kaum in irgend einer andern deutschen Stadt. Es ist eine wahrhaft glänzende Schar, die an unserem Geiste vorüberzieht mit dem Gedanken an Leipzig, die ehrwürdige Thomasschule hielt wohl gleichen Schritt mit der berühmten Universität, der Name ihres größten Kantors, des Vaters der deutschen Kirchenmusik, Sebastian Bach, ist für sie und die Stadt an der Pleiße eine echte, prachtvolle Vergoldung, die kein Wettersturm der Zeiten zu vernichten im stande ist. Bis zu unsern bewegten Tagen herab war und ist Leipzig ein Hort für das sorglose Völkchen der Musikanten, und es fand sich in seinen Mauern immer ein solcher Reichtum des Besten vor, daß das Gute oft ganz unbeachtet blieb und nur als Tropfen mit dahinschwamm in dem großen singenden und klingenden Strom. Mancher spurlos versunkene Mann hätte es verdient, aufbewahrt zu werden, manches schöne Talent blieb nur ein winziges Teilchen eines vollendeten Ganzen und verblühte deshalb in der Stille wie eine kleine Blume, deren man im üppig blühenden Garten nicht achtet, an deren Duft und Frische sich aber gar manches Herz erfreut haben

würde, wenn sie einzeln am Wege gestanden. Es war oft als atme man die Luft an der Musik mit der Luft Leipzigs ein, Menschen in allen Sphären der Gesellschaft wurden von ihr erfaßt wie von einem süßen Taumel und konnten nicht wieder los von ihr bis ans Ende ihrer Tage, wohin auch das Leben sie verschlagen mochte.

Ich habe eine teure mütterliche Freundin, die ich wohl zuweilen meine lebendige Sage nenne, sie hat das alte Musikleipzig vom Jahre 1827 mit hellen Mädchenaugen angeschaut, und da erzählt sie zu Zeiten aus jenen Tagen der berühmten „Stadtpfeifer", die ein eigenes, nach ihnen benanntes Gäßchen bewohnten, und von den berüchtigten, rot uniformierten Stadtsoldaten — ein heiteres Märchen. Von ihren Lippen vernahm ich denn auch einen Namen, der in mehr als einer Beziehung den Schmuck des grünen Kranzes einer dankbaren Erinnerung verdient, den Namen des als Generalgouverneur von Mainz verstorbenen Prinzen Woldemar von Holstein. Meine Scheherezade verkehrte nämlich damals viel in dem Hause des Fürsten von Holstein, der auf dem sogenannten Grimmaischen Steinweg seinen kleinen Hof hielt. Die freundlichen Räume dort waren der Sammelplatz aller hervorragenden Erscheinungen der damaligen Leipziger Gesellschaft, die Pflanzstätte der Kunst und Wissenschaft und heitersten

Geselligkeit. Um die liebenswürdigen Töchter bildete sich ein bezaubernder Kreis schöner Frauen und Mädchen, an den Empfangstagen herrschte bei aller aristokratischen Haltung doch ein ungezwungener Ton, man plauderte, musizierte, tanzte, wie es eben die augenblickliche Stimmung eingab, und es war eine Ehre und ein Vergnügen zugleich, in diesem Hause Zutritt zu erlangen. Nur sehr selten und nur als Zuhörer bei musikalischen Aufführungen tauchte an diesen Gesellschaftsabenden der einzige Sohn des Fürsten auf, der heranwachsende Prinz Woldemar. Wenn man nach ihm fragte — und mancher liebliche Mund nannte den Namen des hübschen Knaben —, so lautete die lächelnde Antwort der Schwestern stets: „Er hat keine Zeit!“ — Die Eingeweihten lachten dann mit, die Fremden aber waren heimlich erstaunt, daß ein Prinz arbeiten und studieren müsse wie ein anderes Menschenkind. Und er arbeitete doch im wahren Sinne des Wortes, das heißt, er musizierte buchstäblich im Schweiße seines Angesichts und saß während der Soireen im elterlichen Hause in der Lehrburschenstube beim Stadtmusikus Barth, oder in der armseligen „Bude“ seines liebsten Freundes und Duzbruders, des jungen Flötisten Julius Lopitsch, und blies die Trompete, schlug die Becken, bearbeitete die große Trommel, oder übte Flötenduette ein. Die Musik war für ihn der echte und rechte Lebenssonnenschein, und er hätte

damals mit tausend Freuden seinen Prinzen ausgezogen, um als schlichter Stadtmusikant einzutreten in das Chor jenes alten, derben Musikanten Barth im Stadtpfeifergäßchen, der unter seiner Schar eine streng militärische Ordnung hielt und ihm gar manchmal ein: „Donnerwetter, kleine Durchlaucht, so zählen Sie doch!“ an den Kopf warf. Es war dabei sein höchstes Vergnügen, einem kränkelnden oder müden Bläser oder Pauker das Instrument abzunehmen, um bei irgend welcher öffentlichen Stadtpfeiferaufführung an einem der zahlreichen Vergnügungsorte Leipzigs für ihn zu blasen oder zu pauken, daß es eine Lust war. Es kam ihm auch gar nicht darauf an, sein Instrument, selbst wenn es eben zufällig die große Trommel war, an Ort und Stelle hinzuschleppen und vergnügt mit all' den andern in der größten Sonnenhitze wie in dem dichsten Schnee aus den Thoren hinauszuwandern. Wie manches niedliche Bürgerstöchterlein ließ sich bei solchen Gelegenheiten verstohlen den prinzlichen Musikanten zeigen, der mit seinem blonden Lockenkopf und frischen, hübschen Gesicht auch ohne den Prinzentitel Eindruck gemacht haben würde, und wie oft bewunderten die Diener des fürstlichen Hauses heimlich bei einem Glase Bier und einem Stück berühmten Leipziger Kuchens in einem der sogenannten Kuchengärten im heftigsten Tabaksqualm ihren Abgott, den jungen Herrn, der da unter

den Musici mindestens für zwei donnerte und schlug, nach ihrer Meinung. Auch geschah es nicht selten, daß die fürstliche Equipage vorüberrollte an diesen Volksversammlungen, und die jungen Prinzessinnen, verstohlen hinschauend, plötzlich zu ihrem Schrecken mit einem gewaltigen Tusch begrüßt wurden. Das Taschengeld des Prinzen Woldemar wurde zum größten Teil dazu verwandt, den ärmsten und kränklichsten seiner musikalischen Freunde und Kollegen irgend welche Freude zu bereiten. Er suchte die Bedürftigen auf, in den versteckteſten Winkeln, und aus seinen Taschen stiegen dann allerlei seltsame Dinge ans Licht: Flaschen, Würste, Obst, Kuchen — und über all' diesen Schätzen leuchteten ein Paar so fröhliche blaue Augen wie zwei Sterne, und eine schlanke und doch kräftige Hand drückte so herzhaft jene zitternden Finger, die sich ihm zum Dank entgegenstreckten. Die Mütter, Frauen und Kinder seiner Musikanten kannte er natürlich alle, und wie manches Mal ließ er heimlich in den Marktkorb einer schüchtern Grüßenden, die an ihm vorbeitrippelte, ein Geldstück gleiten, wie manche Kinderhand füllte er! Sie erzählten sich die rührendsten und lustigsten Geschichten von ihrem Prinzen, die Stadtpfeifer Leipzigs, und was zu ihnen gehörte, schwärmte für ihn und segnete ihn. Oft fand er irgend einen seiner „Kollegen" beim matten Lichtschimmer mit kranken Augen, müh-

ſam eine Stimme ausſchreibend, da ſchob er ihn denn ohne viele Umſtände zur Seite mit den Worten: „Ich kann beſſer ſehen,“ — und vollendete die Arbeit, wie eben alles, was er angriff, im Nu. Schön ſah das Geſchriebene vielleicht nicht aus, aber leſen konnte man's ganz von weitem. Alle Inſtrumente lernte Prinz Woldemar allmählich faſt ſpielend, und ſprang dann ein, wo irgend welche muſikaliſche Aushilfe nötig war. Im Theater nickte gar oft hinter der großen Trommel ein lachender Jemand ſeelenvergnügt hinauf in die fürſtliche Loge, zur großen Beluſtigung der Prinzeſſinnen. Der Fürſt ſelber ließ den genialen Sohn in ſeiner Muſikleidenſchaft gewähren, wußte und fühlte er doch nur zu gut, daß jede Beſchränkung auf dieſem Gebiet einer Kerkerſtrafe gleichen würde; auch hoffte er auf das Gegengewicht des künftigen Univerſitätslebens mit ſeinem Zauber; zu Oſtern des nächſten Jahres ſchon ſollte der Prinz „Studierens halber“ eingeſchrieben werden. Und wenige Monate zuvor war es, als ſich eine heitere kleine Geſchichte zutrug, als deren Held der prinzliche Muſikant erſcheint.

Der Geburtstag des Fürſten nahte, und in dem Kreiſe der fürſtlichen Hausfreunde hatte man beſchloſſen, ihn diesmal recht glänzend zu feiern. Es war deshalb ein Flüſtern und Köpfezuſammenſtecken ohne Ende, bis denn endlich der große Plan gehörig gereift. Eine

Reihe lebender Bilder aus allen Zeitaltern sollte mit Hilfe einer ordnenden Malerhand arrangiert werden, und zum glanzvollen Schluß wurde die Darstellung der neun Musen bestimmt mit dem jungen leierspielenden Apoll. Die Auswahl unter all' den vielen, schönen Frauen und Mädchen war zwar schwer und zugleich ein diplomatisches Werk ersten Ranges, aber sie wurde doch endlich nach manchen geheimen und offenen Kämpfen siegreich getroffen und eine reizende Schar zusammengestellt; zum Apoll wählte man mit seltener Übereinstimmung den Sohn des Hauses, Prinzen Woldemar. Mit ihm aber hatten die Schwestern den härtesten Kampf. Er erklärte ihnen nämlich in ungewöhnlich heftiger Weise, weniger Zeit zu haben denn je zuvor, da er seinen erkrankten Freund, den Flötisten Lopitsch, vertreten müsse, außerdem habe sich der Paukenschläger die Hand verstaucht, weshalb er also doppelt in Anspruch genommen sei. — Durch tausend zärtliche Bitten und die feierlichsten Versprechungen, ihn mit Proben nicht quälen zu wollen, erlangte man aber doch endlich für die Generalprobe und Aufführung die seufzende Zusage des jungen Prinzen. — Die reizenden Musen, die den Liebling, der sich so selten unter ihnen blicken ließ, nun auch recht gründlich zu strafen, das heißt zu verziehen beschlossen, hatten in der Generalprobe freilich nicht viel Freude an ihm. Er erschien sehr spät, abgehetzt

und zerstreut, und schien kein Auge zu haben für seine bezaubernde Umgebung. Ganz leise summte er noch einige Flötenpassagen vor sich hin, und machte mit der goldenen Leier, die man ihm in den Arm gab, zum Entsetzen des arrangierenden Malers einige unwillkürliche Bewegungen, die auffallend an die Handhabung der großen Trommel erinnerten. — „Aber Durchlaucht!“ flüsterte die niedliche, blonde Thalia über seine rechte Schulter. „Aber Prinz Woldemar!“ mahnte die dunkeläugige Klio, Melpomene erstickte fast vor Lachen, und Kalliope konnte sich nicht enthalten, mit einer Rose nach ihm zu werfen. Apoll lachte mit und gelobte in einer Anwandlung von Reue feierlich, am nächsten Abend in durchaus würdiger Weise im Kreise seiner holden Gefährtinnen aufzutreten.

Der Festabend brach an. — Es war ein reges Leben und Treiben in den Zimmern, die dem Empfangssaal zunächst lagen. Könige und Minnesänger, Lanzenknechte und Pagen, Rokokohelden und Märchengestalten, Halbgötter und Göttinen, alles wogte durcheinander. In den Gängen liefen die Kammerjungfern der neun Musen hin und her, verdeckte Körbe wurden gebracht, immer neue Sendungen von Grün und Blumen herbeigeschafft, die Diener eilten vorüber mit Erfrischungen für die Unsterblichen und Sterblichen, und zwischen all' diesem Wirrwarr bahnte sich Prinz Woldemar in seinem gewöhnlichen, einfachen Musikanten-

kostüm den Weg zu den Zimmern der Schwestern. Einen Augenblick nur erschien sein blonder Kopf in der Thür des kleinen Salons. „Ängstigt Euch nur nicht, wenn ich nicht gleich am Anfang da bin!“ rief er herein, „daß Ihr's nur wißt, wir bringen erst dem alten Barth ein Ständchen, der hat heute auch seinen Geburtstag. Aber nur ruhig, ich verderbe Euch deshalb Euern Spaß nicht und werde schon alles ordentlich machen.“ — Fort war er, ehe noch die erschreckten Schwestern etwas zu erwidern vermochten. —

Die Salons des Fürsten hatten sich mit einer glänzenden Versammlung gefüllt. Besuch aus Dresden war auch herübergekommen, zum Geburtsfest; es wogte und wallte auf und ab. Schleppen rauschten, Federn nickten, Diamanten blitzten, Fächer schwirrten in schönen Händen, glänzende Augen suchten und fanden, man war in heiterster Stimmung und erwartete dabei voll sichtlicher Spannung das Lüften jenes schweren roten Vorhangs, der den anstoßenden kleinen Saal abschloß, in welchem die Bühne errichtet war. Die Prinzessinnen selbst bewegten sich in gewohnter Liebenswürdigkeit unter ihren Freunden, aber ein genauer Beobachter würde doch die Schatten der Sorge auf den jugendlichen Stirnen entdeckt haben. Streiften sie aneinander zufällig vorüber, so flüsterten sie sich nur die Worte zu: „Er ist immer noch nicht da!“

Und es verhielt ſich in der That ſo. Franz, der Diener des jungen Prinzen, ſtand in Verzweiflung in dem Ankleidezimmer ſeines Herrn. Da lag das blendende Apollokoſtüm, daneben ſtand ein großer Teller mit Butterbrot, — aber der gefeierte Führer der Muſen war und blieb unſichtbar. —

Endlich teilten ſie ſich, jene verhüllenden Falten des roten Vorhangs, und Bild nach Bild erſchien nun, zum Entzücken der Zuſchauer. Es waren bezaubernde Darſtellungen, reizende Gruppen, neckiſche Genrebilder, in wechſelnden Geſtalten zog die Schönheit, Anmut und Kraft vorüber unter lautem Beifallsruf. Endlich trat eine Pauſe ein — das Schlußbild wurde vorbereitet. Eine ungewöhnliche Bewegung gab ſich hinter dem Vorhange kund — die neun Muſen liefen wie eine Herde ohne Hirten erſchreckt und aufgeregt durcheinander, es ließ ſich nicht länger verhehlen: der Mittelpunkt des Bildes, die Krone des Ganzen — Apollo fehlte. Auch die Prinzeſſinnen zeigten ſich nun auf der Bühne, ratlos und geängſtigt, der Prinz war in der That noch nicht zurückgekehrt. — Man ſandte Boten über Boten aus, den Flüchtling zu ſuchen, einzelne Muſen entwarfen ſogar ſchon Pläne, das Bild ohne Apollo zu ſtellen — Erato ſtampfte ungeduldig mit ihrem Füßchen, Klio warf heftig die Papierrolle zu Boden, Urania drückte verzweifelt die Erdkugel an ihre

Brust — ein allgemeiner Aufruhr brach los. Der Fürst sandte einen Kammerherrn auf die Bühne mit der leisen Anfrage, warum man so lange mit dem letzten Bilde zögerte — ein Entschluß mußte also um jeden Preis gefaßt werden. Da plötzlich klang es wie Himmelsbotschaft: „der Prinz ist da!“ und wenige Minuten später hatte man auch die bestimmten Stellungen und Mienen angenommen. Prinz Woldemar stürzte in seinem Apollokostüm auf die Bühne. Er war erhitzt und unruhig, aber nie hatte dies junge Gesicht schöner ausgesehen, aller Zorn der Musen war vergessen. Er kletterte schnell auf den Gipfel jenes Hügels, zu dessen Füßen die schönen Frauen lagerten, und nahm seine Stellung ein. Es war freilich die höchste Zeit, man gab bereits das Zeichen zum Öffnen des Vorhangs.

„Aber wo ist die goldene Leier?“ rief plötzlich die verzweifelnde Stimme des Malers, „was haben denn Durchlaucht da in der Hand?“

„O weh, meinen Paukenschlägel —“

Ach, es war zu spät zu irgend welcher Verbesserung, die Falten hatten sich schon geteilt: Apollo mit dem Paukenschlägel mußte stehen bleiben. Im ersten Moment ein staunendes Ah — das Bild war herrlich — diese Gruppe reizender Frauen, dieser trotzigschöne Apoll mit den blitzenden, mutwilligen Augen — dann entdeckte man aber den schelmischen Paukenschlägel, und ein end-

loses Lachen brach los wie ein Sturmwind. Die Musen wurden unruhig, die ernste Kalliope war es, die nach einem ahnungsvollen Blick auf den jungen Apoll ihre Haltung zuerst verlor; immer mehr schöne Augen folgten ihrem Blick. Terpsichore konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten, Erato ließ ihre Flöte sinken — die Musen lachten allmählich mit den gewöhnlichen Sterblichen um die Wette, und Apollo stimmte von Herzen ein. — Es währte lange, ehe man sich allerseits soweit gefaßt hatte, das Bild noch einmal zu stellen, und diesmal mit der Leier — es wirkte nun in seiner vollendeten Darstellung so mächtig, daß man, so oft die Falten zusammenschlugen, es immer von neuem zu sehen verlangte, bis endlich Prinz Woldemar, der Bewunderung müde, wieder seinen Paukenschlägel ergriff, und die Stimmung wie die Gruppe selbst sich in ausgelassenster Heiterkeit auflöste. —

Später erzählten dann die holden Musen allen Gästen, wie ihr bewunderter Liebling vor wenigen Stunden noch vor den Fenstern des alten Stadtmusikus Barth, im Stadtpfeifergäßchen, ein Ständchen mitgepaukt und bei dieser Gelegenheit wohl ohne Zweifel seine goldene Leier vergessen habe. —

Prinz Woldemar wurde nur für eine kurze Zeit in dem alten Leipzig ein lustiger Student, der die Mädchenköpfe an den Fenstern, hinter den Scherben

mit Gelbveigelein und Rosmarin, in nicht geringe Bewegung versetzte, wenn er mit seinem roten, goldbesetzten Mützchen auf den blonden Locken durch die Straßen wanderte. Der grämliche Pedell, der noch grämlichere Universitätsrichter und ein arger Rektor, Zopfmüller genannt, machten ihm das Leben gar zu schwer, so daß er sich eines Tages kurz entschloß, nach Halberstadt ging und in preußische Dienste trat. Der Verlauf seines übrigen, so ernsten und edlen Lebens gehört nicht in diese kleine Skizze. — Bis an sein Ende aber blieb die Musik die heimliche Geliebte seines Herzens, sein Kleinod, seine höchste Freude, und die Beschäftigung mit ihr seine süßeste Erholung. Wie andere ein Buch lasen, so las der Prinz Woldemar Partituren und hörte mit den Augen, die stummen Zeichen wurden lebendig vor seinem Blick und sangen und klangen wunderbar. Manche kleine, liebliche, eigene Komposition ruht tief begraben in seinem Pult. Allen Künstlern, seinen einstigen „Kollegen", blieb der Prinz fort und fort ein stiller, eifriger Förderer und Helfer. Wer die prächtige, echt soldatische Männererscheinung über die Straßen von Mainz gehen sah, der hätte aber doch schwerlich diese geheimen, schwärmerischen Sympathieen in ihm gesucht, oder gar in dem ernsten Generalgouverneur den genialen, lustigen Musikschüler aus der Barthschen Lehrstube im Stadtpfeifergäßchen herauszufinden ver-

mocht. Nur wenigen Auserwählten, die ihm nahe ſtanden, offenbarte ſich, wie Guſtav Freitag ſo ſchön von ihm ſagt, das „warme Jünglingsherz“ und die „reine Künſtlerſeele“, ſowie der tiefe Reichtum dieſer wahrhaft harmoniſchen Menſchennatur in ſeiner ganzen Fülle.

Der blöde Schäfer.

Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin;
Liebe, die mir hat gebunden
Seel', Gedanken, Red' und Sinn;
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Angelus Silesius.

Es war im Jahre 1785 an einem Herbsttage, als die Bewohner der alten, wohlbekannten Handelsstadt Leipzig hier und da zusammenstanden in den Straßen und sich vergnügt erzählten, daß die fremde „welsche" Sängerin, die man für die großen Stadtkonzerte für viel Geld aus Wien verschrieben, nun wirklich angekommen und im „goldenen Hahn" abgestiegen sei. Die Leipziger haben nämlich von alters her für zwei Dinge allezeit Augen und Ohren offen gehalten: für ihre Messen und Geschäfte und — für

die liebe Musika. Letztere war für die meisten ein rechter und echter Labetrunk nach saurer Arbeit und schwerer Mühe, und sie strömten deshalb auch immer in Massen herzu, wo selbiger Trunk ausgeschenkt wurde, gleichviel, ob das im Freien geschah oder in den vier Wänden irgend eines Hauses. Die sogenannten großen „Stadtkonzerte", die man in dem wunderlich verzwickten, rotangestrichenen alten Gewandhaussaale abzuhalten pflegte, waren damals mindestens ebenso gefüllt wie heutzutage, obgleich noch nicht über dem Orchester der Spruch zu lesen stand: **Res severa est verum gaudium.** Der Eintrittspreis war freilich minder hoch als jetzt; man saß auf harten Bänken und von glänzenden Toiletten sah man wenig oder gar nichts, auch schämte man sich durchaus nicht, dann und wann bei einer absonderlich schönen, rührenden Melodie eine ehrliche Thräne wegzuwischen, mit einer Hand, die — keinen Glacéhandschuh trug. Ja, es kam sogar nicht selten vor, daß man einem ganz unbekannten Nachbar, im Übermaß freudiger Herzenserregung über die liebliche, herrliche Musika, die Hände drückte und beim Nachhausegehen war des Hin- und Herredens und des Entzückens gar kein Ende. So mächtig scheint die Musik freilich in unsern Seelen nicht mehr zu wirken! Heut rückt man sogar von einer Nachbarin weg, wenn sie nicht „vorgestellt" ist, und beim Weggehen flüstern die intimsten

Bekannten wohl angelegentlich genug zusammen, aber nicht über das, was man gehört, sondern über das, was man — *gesehen*.

Zu der Zeit, in der diese kleine Geschichte spielt, zeigte sich in der alten Lindenstadt eine vorwiegende Liebe für die sogenannte „welsche" oder italienische Musik. Seit die große Sängerin Faustina Hasse in Dresden diesen lockenden Ton angeschlagen, seit ihr Gemahl, der kurfürstlich sächsische Hofkapellmeister, alle seine Opern in italienischer Weise komponierte, sangen und trillerten allmählich alle Kehlen in welscher Art und jedermann lauschte nur allzugern jenen Klängen, die so süß ins Herz drangen und alte und junge Ohren so angenehm kitzelten, wie es die ernsten *deutschen* Melodieen nimmer vermocht. Manche Leute wollten sogar behaupten, daß die Nachtigallen im berühmten Rosenthaler Walde Lust zeigten, ihr bekanntes deutsches Portamento aufzugeben, um sich eifrig in allerlei noch nie vernommenen Läufern und Fiorituren zu versuchen, ja die Sperlinge und andere zwitschernde Gesellen schienen sich zu üben, ein regelrechtes „mezza voce" zutage zu fördern. — Im Konzertsaale des Gewandhauses wollte man natürlich *nur* von „idol mio's" hören, von „caros" und „caras", von „animas" und „cuores", und die Sängerin, die nicht gleich mit einer fulminanten Arie des Maëstro Hasse auftrat, war keine

ordentliche Sängerin. — Es ſtanden zwar in eben dieſer Zeit nicht wenige auf, die da meinten, die deutſchen Nachtigallen ſeien die einzigen wahren Nachtigallen, die deutſche Muſik die alleinige Muſik, und nur die Orgel das Inſtrument, welches die heilige Cäcilia ſelber geweiht, aber die Stimmen der Chorführer dieſer Getreuen waren zu ſchwach, ſeit jene mächtige Herrſcherſtimme des Altvaters Johann Sebaſtian Bach im Grabe verſtummt. Wie der ernſte Proteſtantismus dem glühenden Katholizismus, ſo ſtanden ſich die deutſche und welſche Muſik gegenüber. Hier feierliche Chöre und Gebete, in prächtigen vollen, wie feſter Männertritt einherſchreitenden Accorden, dort Zerknirſchung und brünſtiges Flehen in wunderbar innigen, weichen Tönen, hier — ein Mann, der zu ſeinem „Gott" redet, dort ein Weib, ein ſchönes, reuiges Weib, das ihren „Herrn" anruft um Vergebung, aber jenen „Herrn", der einſt das Wort ſprach: „Wer viel geliebt, dem wird viel vergeben werden!"

Der wärmſte Verehrer des toten Königs Johann Sebaſtian Bach, und ſomit der eifrigſte Verteidiger der deutſchen Muſik war damals der Muſikdirektor Johann Gottfried Schicht, ein Mann von etwa 33 Jahren. Jedes Kind kannte ſein mildes, freundliches Geſicht, und alt und jung ſein treffliches Orgelſpiel. Wie oft ſah man ihn Arm in Arm mit dem alten, wackern Johann

Friedrich Doles, Kantor der hochberühmten Thomana, über den Marktplatz wandern oder vor der Kirchthür von St. Thomas stehen im tiefsten Gespräch. Man merkte es beiden an, sie hatten sich lieb, und daß sie tüchtige Musiker waren, das mußte auch jeder gleich gewahr werden, der nur einmal diese hellen Stirnen recht ordentlich anschaute und diese warmen, sinnenden Augen. Selbiger Johann Gottfried Schicht ging aber seit einigen Tagen mit gefurchter Stirn umher und erschien so wunderbar in Gedanken verloren, daß er seine besten Freunde zu grüßen vergaß. Und das war etwas ganz Unerhörtes bei dem freundlichen Mann. Was fehlte ihm denn? War ihm ein lieber Freund gestorben, hatte ihn ein trautes Weib verlassen, konnte er irgend eine Dissonanz nicht lösen, war ihm beim Orgelspielen der Böse erschienen, wie man dem Vater Bach einmal nachgesagt, dem ja der leibhaftige Gottseibeiuns seine Dienste als Bälgetreter angeboten? Nichts von alledem. Er hatte keinen Freund verloren, und das einzige Weib, das er je geliebt, war — die heilige Cäcilia selber, und die verläßt keinen ihrer Getreuen; in der Lösung musikalischer Dissonanzen aber war niemand geschickter als er, und den bekannten „Geschwänzten" verstand er sich vom Leibe zu halten. Also was war es, das ihn quälte? Es wurmte ihn, daß man wieder eine fremde Sängerin für die Konzerte verschrieben, die schnurge-

raden Weges aus Wien kam, allwo sie sechs Jahre lang Kammersängerin bei dem Fürsten Esterhazy gewesen. Vergebens hatte der wackere Gesanglehrer eine seiner zahlreichen jungen Schülerinnen empfohlen für die großen Konzerte, — man wollte nun einmal um jeden Preis italienischen Singsang. Der Gedanke an die fremde Sängerin, zu deren „Quinkelieren" er gar fortan den Takt schlagen sollte, stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette, das Arbeiten wollte gar nicht mehr recht gehen, denn mitten in einem Choralsatz hörte er plötzlich einen Teufelstriller, mitten in der Komposition einer ernsten Motette vernahm er einen verlockenden Läufer durch zwei Oktaven hindurch. Die bekannte Versuchung des heiligen Antonius, so hart sie auch gewesen sein mag, war sicher nicht halb so schlimm, denn er sah doch nur allerlei, hörte aber keinen Laut. Endlich war die Unheilsstifterin nun wirklich da und es lag dem Johann Gottfried Schicht ob, zu ihr zu gehen und sie willkommen zu heißen in Leipzigs Mauern in zierlicher, wohlgesetzter Rede. Der Gang wurde ihm aber so sauer wie noch keiner in seinem Leben, und er hätte gar zu gern einen Stellvertreter in den „Goldenen Hahn" geschickt, wenn das nur angegangen. Schon der Name der Fremden war ihm herzlich zuwider, man konnte ihn nur mit Mühe und Zungenverdrehung aussprechen; die Sängerin hieß: „Constanza Alessandra

Ottavia Valdesturla", gebürtig aus Pisa. Die Fama hatte freilich gewaltig viel Rühmens gemacht von der Stimme und der Kunstfertigkeit der Signora, aber Gottfried Schicht grollte ihr deshalb nur um so mehr; würden sich doch nun die Abtrünnigen von der lieben deutschen Sangweise mehren beim Schlage dieses welschen Lockvogels.

Als er schon vor der Stubenthür der Fremden stand und sein schwarzes schlichtes Kleid mit der Hand noch einmal nachgebürstet, auch den Puderstaub abgeblasen, der ihm von der Perücke auf die Schultern gefallen, verspürte er noch die größte Lust umzukehren. Aber er faßte sich und murmelte: „Mich soll sie wenigstens nie berücken, und sänge sie auch wie ein gefallener Engel!" und nach diesem Satze richtete er sein Haupt hoch empor, räusperte sich und klopfte dann bescheidentlich an. Eine sanfte Stimme rief in fremdartigem Deutsch: „Kommt herein!"

Als er nun wirklich vor ihr stand und sie mit prüfenden Blicken anschaute, da dachte er zuerst: „Wie schade ist's just um dies feine Jungfräulein da, daß sie ein verdorbenes, welsches Kind!" und stotterte sodann ziemlich schwerfällig seine Rede her, denn die eigentliche Zunge eines echten Musikers ist nun einmal von uralters her niemals die, welche er im Munde trägt. — Wie freundlich hörte ihn aber die „Signora"

an, und es war auch eigentlich keine „Signora", sondern ein gar hübsches, jugendliches Weib mit frischen Lippen und blitzenden Augen. Am Ende seiner Worte reichte sie ihm gleich so natürlich und lebendig die runde Hand hin, daß ihm ganz warm wurde. Auch wußte sie ihm, trotz des gebrochenen Deutsch, gar lieb und gewandt zu sagen, wie oft sie schon von ihm reden gehört in der großen Kaiserstadt, als von einem geschickten „Maëstro", der schöne Messen gesetzt und prächtig die Orgel zu spielen verstehe. Die Weiblein unter den Musikanten haben nämlich stets zwei Zungen, das vergaß ich vorhin zu erwähnen: sie verstehen die eine genau so wohl zu gebrauchen wie die andere.

Johann Gottfried Schicht merkte das gar wohl. Er rückte immer unruhiger hin und her, es wurde ihm so schwül und beklommen, und als die Signora endlich gar aufsprang und an das alte Spinett lief, das sie bereits gemietet, und das man erst vor einer Stunde in ihr Stübchen getragen hatte, da erhob er sich, um hinwegzugehen. Sie aber ließ sich durch diese Bewegung nicht im geringsten stören, schlug vielmehr einen kräftigen Accord an, und lief nun mit ihrer Stimme einmal die Skala herauf und herunter, vom kleinen c bis zum dreigestrichenen d, daß dem guten Schicht Hören und Sehen hätte vergehen mögen: das klang aber so schmetternd, so hell, so süß, wie der Sang einer Lerche

am ersten Frühlingsmorgen. In diesem Augenblicke spürte der erschrockene deutsche Musiker in der That wirklich etwas wie Frühlingswärme und Frühlingsfreude in seinem Herzen: der Ton war gar zu schön, wenngleich er aus welscher Kehle kam. Glücklicherweise ging diese Empfindung zu seinem Troste bald genug wieder vorbei, und es wehte ihm ordentlich wie Nordwind ins Gesicht, als Signora Valdesturla ihm von der großen Arie aus Hasses „Alessandro nelle Indie“ redete, die sie in acht Tagen im ersten Konzerte zu singen gedachte. Diesen Augenblick nützend, empfahl er sich ihr mit einem steifen Bückling, nach einigen frostigen Redensarten und flüchtiger Besprechung des Konzertprogramms. Als er die dunkle Treppe im goldnen Hahn wieder hinabkletterte, murmelte er recht trotzig vor sich hin: „Und wenn sie sich alle fangen lassen in den goldnen Tonnetzen dieser bösen Zauberin, einer ist's, den sie nimmer zu fangen vermag, und dieser eine bin ich!“

Wochen, ja Monate waren vergangen. Die fremde Sängerin hatte sich so festgenistet in aller Herzen, daß man sie um jeden Preis in Leipzig zu behalten beschloß, und ihr ein gar vorteilhaftes Engagement antrug auf fünf Jahre, welches sie auch mit sichtlicher Freude annahm. Man konnte sich über diese außergewöhnliche Beifallsäußerung der guten Leipziger gar nicht verwundern,

war doch der Gesang der Signora wirklich so lieblich, so perlend, so rein und feurig, daß jeder im tiefinnersten Herzen davon ergriffen werden mußte. Dabei sah sie so unschuldig drein, stand so bescheiden da, kleidete sich einfach und züchtig, warf die Augen nicht wild rollend umher und drehte sie nicht wie in Verzückung gen Himmel, sie beugte und neigte sich auch nicht hin und her wie eine Weide, hob das Notenblatt weder zu hoch empor, noch drückte sie es an die Brust, sie sprang nicht wie ein tolles Kind auf die Tribüne, sie schritt aber auch nicht einher wie eine gekrönte Königin, sie kam und ging und stand und sang, wie eben jede echte, keusche Dienerin der heiligen Cäcilia singen soll, gleichviel welches Land sie geboren. Es war wirklich wunderlich, daß der Musikdirektor Schicht so starr und fühllos blieb bei den schmelzenden Tönen der Signora Baldesturla, ja daß er nur ganz seltsam das Gesicht verzog und ihr den Rücken kehrte, wenn andere sich die Hände wund klatschten. Einmal hatte er sogar, just am Schlusse einer herrlichen Arie aus Hasses „Sesostrato“, in der von Anfang bis zu Ende von lauter „amore“ die Rede war, den Taktstab weggeworfen und war hinausgestürzt, brennende Wut im Gesichte. Man sah ihn im Gewandgäßchen auf- und niederlaufen und sich die Stirn wischen, sicherlich aus purem Zorn. Wie konnte nur solch ein sanfter Mann,

wie besagter Johann Gottfried Schicht, der keinen Feind hatte und so fromme Kirchensachen setzte, daß die lieben Engel im Himmel sie sicherlich einstudierten, wie die Leipziger glaubten, um sie Sonntags dem lieben Gott vorzusingen, wie konnte er nur, fragte man, einen so heftigen Groll werfen auf die holdselige Konstanze. Selbst der alte Doles machte seinem jungen Freunde sanfte Vorstellungen darüber, schmunzelte er selber doch immer ganz behaglich, wenn die welsche Nachtigall vor seinen Ohren ihren langen Triller schlug, daß den Hörern der Atem verging. „Es ist nicht die welsche Singweise, die mich hier entzückt," sagte der würdige Kantor einmal, „sondern die wunderschöne Gottesstimme, die dies Weib in der Kehle trägt, das gute, warme Herz, das immerdar mitsingt. Ich bin deshalb immer noch kein Abtrünniger! Schauen wir doch auch mit Freuden ein prächtig gemaltes Heiligenbild an und spüren sogar einen frommen Gedanken dabei und Lust die Hände zu falten, aber wir werden darum noch lange nicht zu Papisten!"

Es schien aber alles nichts zu helfen, weder Ermahnungen noch Bitten; der wunderliche Gottfried Schicht konnte nun einmal die arme Signora nicht freundlich anschauen, und mancher wurde ihm ernstlich böse darum. In den Proben war es manchmal wirklich gar zu arg, da gab er ihr kaum Antwort, wenn

sie eine Frage that, da schrie er „Forte“, wenn sie um „Pianissimo“ bat, und schwang oft den Taktstab so wütig, als wollte er die Sängerin zuerst und nachher jeden einzelnen Musiker, und zuletzt sich selbst gründlich zerschlagen. Am schlimmsten war's, daß die Signora selbst darunter recht bitter zu leiden schien, obgleich sie niemals klagte und so sanftmütig und geduldig aussah wie ein Engel. Wenn er die Stirn in tiefe Falten zog und so heftig sich abwendete von ihr, da schaute sie oft so wehmütig bittend zu ihm herüber, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Hatte er denn gar kein Herz, der eigensinnige Kapellmeister?

Signora Valdesturla hatte sich längst schon bei einer ehrsamen Witwe einquartiert, die im Gewandgäßchen wohnte, und da lebte sie denn still nur ihren Studien. Gar selten ging ihr holdes Angesicht wie ein Stern vor ihren zahlreichen Verehrern draußen vor den Thoren auf; wer sie sehen wollte, mußte warten bis zu den Konzertabenden, oder wenn sie eben in die Probe schlüpfte, oder in die Messe ging, die sie niemals versäumte. Wenn aber in einer der Stadtkirchen der Musikdirektor Schicht die Orgel spielte, so fehlte die fremde Sängerin gewiß nie. Still kniete sie, nach Art der frommen katholischen Christen, in einem Winkel nieder und faltete die Hände und ließ die herrlichen Orgeltöne unbekümmert um die vielen neugierigen Augen rings-

umher in ihre Seele strömen. Wenn sie dann aufstand, sah sie aus, als ob ihr eine schwere Last vom Herzen genommen, und der Schritt, mit dem sie fortging, schien viel leichter als der, mit dem sie gekommen. Ob der Orgelspieler da oben wohl ahnte, wer ihm immer so andächtig zuhörte? Gewißlich nicht, er wäre sonst am Ende gar trotzig aufgestanden und weggelaufen, mitten im schönsten Präludio, oder hätte vielleicht die Kirchenthüren fortan zu schließen befohlen. Er mußte es aber ärger und ärger treiben mit seinem finstern, gehässigen Wesen der armen Signora gegenüber, denn die guten Leipziger erzählten sich, daß die Sängerin eines Tages ihr Leid unter Thränen dem alten, wackern Kantor an der Thomasschule geklagt, der sie zuweilen zu besuchen pflegte. Der habe denn etwa folgendermaßen geantwortet (die ehrsame Witwe hatte es nämlich ganz genau durch die Thür gehört): „Liebes Kind, grämt Euch nicht, wir deutschen Musiker sind eben ein wunderliches Völkchen. Wir meinen nämlich: wem der liebe Gott ein Gut verliehen, wie eben eine klingende, prächtige Stimme, der müsse solches Gut alleiniglich zu Ehren und zum Preise des Gebers verwenden, der müsse dem Herrn lobsingen in allerlei köstlichen Weisen, und somit auch anderer Herzen zum Himmel heben, wie man das eigene in den Himmel trägt. Wir leben ja, wie Vater Bach, unser Vorbild, gethan, mit unserer Musik, wie mit all

unserm Thun und Lassen im Dienste des Herrn; Ihr welschen Musikanten lebt im Dienste der Welt. Ihr seht, mein Kind, diese beiden Wege führen weit auseinander! Und wer einmal der Welt dient, der ist ihr verfallen mit Leib und Seele, der kann auch in der Kirche nicht mehr recht andächtig singen, der kann keine ruhigen Fermaten mehr halten, der hat keinen großartigen Tonflügelschlag mehr; das trillert und wirbelt und flattert und schnörkelt überall. Und daß Ihr mit Euren herrlichen Gaben auch nur der Welt dient und eitel der Welt, das ist's, was den wackern Schicht so unwirsch macht gegen Euch, und es thut dem deutschen Musikanten gar zu weh, daß er mit dieser Stimme Euch nur für die Ohren eitler Weltkinder trillern hört. Aber ich glaube fest: nur eine fromme deutsche Arie mit Eurer Stimme, nur eine langatmige Fermate, nur ein stolzes schwellendes Portamento, — und er ist bekehrt! Glaubt mir, ich kenne sein Herz besser, als er's meint!"

Was die Sängerin auf diese Rede des ehrwürdigen Kantors geantwortet, konnte die ehrsame Witwe leider nicht hören; ihre Katze war in der Küche in den Waschzuber gefallen und hatte sie durch ihr Gepolter von der Thür vertrieben.

Seit jenem Tage aber sah man die fremde Sängerin oft den Weg nach Auerbachs Hof einschlagen, den Markt entlang gehen, in das Thomasgäßchen einbiegen und

an der Kirche vorüber in die Thomasschule schlüpfen, in das Stübchen des alten Doles. Wer etwa hätte warten wollen, bis sie wieder herauskam, würde wohl eine gute Stunde und darüber auf Posten haben bleiben müssen, aber belohnt wäre der harrende Ritter worden, denn das Gesichtchen der Signora leuchtete dann immer wie das Antlitz einer Rose, die ein warmer Sonnenstrahl eben getroffen.

Und Johann Gottfried Schicht? — Nun, der arbeitete eifriger als je, wenigstens sah man ihn selten oder nie auf den Straßen, auch zu seinem alten Meister und Freunde Doles schlich er nur, wie weiland Nicodemus zum Herrn, dann und wann einmal zur Nachtzeit. Der Schein seiner Lampe schimmerte immer recht lange in das Dunkel hinaus und hin und wieder konnte man seinen Schatten sehen, der auf- und abzugleiten schien. Viel fertig wurde aber doch nicht, trotz dieses Fleißes; die Arbeit an der Pellegrini-Cellonischen Gesangschule, die er mit allerlei Berichtigungen und Zusätzen versah, rückte nur langsam vorwärts. Auch mit dem Anfertigen des neuen Textes zu den achtstimmigen Motetten des Johann Sebastian Bach, und zu dem „Stabat mater“ des Vater Haydn, sowie zu Mozarts F-dur-Messe wollte es gar nicht recht vorwärts gehen, und ein Klavierkonzert eigener Komposition hatte er gleich nach der Vollendung in tausend Stücke gerissen,

es klang ganz abscheulich „italienisch", wie er selbst im höchsten Zorne ausrief. Wer hatte nur das große Tintenfaß bezaubert und das Notenpapier und all die Partituren und das getreue Spinett und das ganze Stübchen? Wer lehrte den Fingern des wackern Schicht auf den schwarzen Tasten oft stundenlang immer und immer den Schlußsatz irgend einer Arie des Maëstro Hasse wiederholen, einer Arie, die Signora Valdesturla im letzten Konzerte gesungen? Welche böse Fee und Zauberin sang und trillerte nur so unablässig vor den Ohren des deutschen Musikers? Wem gehörten diese Augen, die so schmachtend und zärtlich blickten, wem diese Lippen, die so freundlich lächelten, wem diese üppige Gestalt, die sich dem Bewohner des stillen Stübchens immer und immer in den Weg stellte? — Es war durchaus eine „Teufelinne", ein „Götzenbild", und er, Johann Gottfried Schicht, der deutsche Musiker, sollte anbetend die Kniee beugen vor solcher Erscheinung? Nimmermehr!

Es war am Morgen des 20. Septembers 1786, als der Kantor Doles seinen lieben Freund in einem kurzen Brieflein zu sich beschied in seine Wohnung. Gar ärgerlich schob Schicht allerlei beschriebene Blätter zusammen. — Warum mußte auch gerade jetzt die Störung kommen, wo er eben mit dem Entwurf einer „Grundlehre der Harmonie" beschäftigt, zum erstenmal

seit langer Zeit einige Stunden ungestört von seinem geheimnisvollen Quälgeist gearbeitet hatte! Aber er ging doch: Doles war es ja, der rief! — „Glück zum Geburtstage!“ lachte ihm der würdige Kantor entgegen. — „Geburtstag?! Ist heute mein Geburtstag?“ fragte Schicht verwundert. — „O, über den seltsamen Kauz und träumenden Notenjäger!“ schalt Doles. „Verdient der wohl ein Geburtstagsgeschenk?“

„Ein Geburtstagsgeschenk? — mir?“ fragte der Erstaunte. — „Bleibt hier und spitzt fein die Ohren, derweil ich Euch einen Augenblick verlasse!“ gebot der alte Herr. „Selbige Geburtstagsgabe wird sodann alsogleich in schönster Form zum Vorschein kommen.“ Damit ging er in die anstoßende Stube, wo ein schmales Klavier aufgestellt war, ließ aber die Thür weit offen. Dem Musikdirektor Schicht wurde in seiner Einsamkeit ganz beklommen zu Mute, er wäre am liebsten heimlich wieder davon gehuscht. Der Quälgeist erschien ja wieder vor seiner Seele, die großen Augen sahen ihn an und die süße Stimme sang in einem endlosen Triller: „t'amo!“ Es war wirklich zum Davonlaufen! — Da plötzlich tönte ein Accord und wieder einer und so recht orgelartig ineinanderfließend und weich. O, das war ja Vater Doles' Hand und diese Einleitung kannte Schicht auch gar wohl, es war ja das Vorspiel seiner Lieblingsarie, Altvater Bach hatte sie komponiert, so

recht aus seiner herrlichen, gläubigen Seele heraus. Der Text lautete:

„Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing', scherze,
Dein Jesus ist da!
Weg Jammer, weg Klagen!
Ich will Euch nun sagen:
Mein Jesus ist da!"

Wer dieses frohe, fast jubelnde, heilige Gebet nun sang, aber so recht fromm sang, daß Altvater Bach selber seine Herzensfreude daran gehabt hätte, wer am Schlusse der kleinen Arie hereinstürzte mit thränenbetautem Gesicht, wer da lächelnd zuschaute, wie sich endlich zwei stilliebende Herzen durch die Macht der Musik gefunden, die selbige doch zuerst getrennt: wer hätte es nicht erraten?

„Hört Ihr nun, daß sie betet kann mit ihrer welschen Stimme?" sagte leise Doles seinem Freunde ins Ohr, „und nun ist's auch keine Sünde mehr, daß Ihr öffentlich anbetet! Habt's ja doch schon längst im stillen gethan! Die heilige Cäcilia segnet jetzt den Bund." — Und Schicht nickte — reden konnte er nicht — hielt nur beide Hände der Vielgeliebten fest, und in seiner Seele sang und klang es, als ob alle Engelein drinnen musizierten. Sie spielten lauter Bachsche Choräle, auch dazwischen einen von Doles, und zuletzt gar einen von einem gewissen Johann Gottfried Schicht,

aber inmitten all dieser Feierklänge trillerte es doch auf und ab: „t'amo! t'amo!“ O über den bösen, lieben Quälgeist! — Wenige Zeit nachher brauchte sich niemand in Leipzig mehr die Zunge zu zerbrechen an dem häßlichen welschen Namen Signora Baldesturla, die Sängerin aus Pisa nannte sich „Konstanze Schicht“, und wer ein seliges Menschenantlitz sehen wollte, der brauchte nur den Johann Gottfried Schicht anzugucken, wenn er mit seinem Weibchen am Arm Sonntags vor den Thoren lustwandelte.

Neunzehn Jahre lang war Frau Konstanze Schicht in den großen Stadtkonzerten zu Leipzig thätig, neunzehn Jahre lang hat sie zur Freude aller gesungen, bald welsch, bald deutsch, und Johann Gottfried Schicht hat den Takt dazu geschlagen, und es war immer volle Harmonie zwischen der Sängerin und dem Musikmeister in und außer dem Konzertsaal. — Und arbeiten ließ sich's wunderbar gut unter den Augen der herzlieben Hausfrau, die nur draußen die Sängerin, drinnen aber das schaffende, sorgende Weib war, arbeiten ließ sich's, das zeigen die zahlreichen hinterlassenen Werke des wackeren Schicht, insbesondere sein „Allgemeines Choralbuch“, in welchem er über tausend Melodieen gesammelt, worunter 306 eigens verfaßte Choräle.

Als Konstanze Schicht in den Himmel ging, da war's, als ob eine schöne Melodie zerrissen worden, der Grundton, die Unterstimme klang zwar noch fort, aber es war ein dunkler, trauriger Klang: Johann Gottfried Schicht sehnte sich unabläßig nach seiner geliebten Oberstimme, nach der eigentlichen Melodie seines ganzen Seins. Und am 16. Februar des Jahres 1823 erfüllte der liebe Gott dies stille, geduldige Sehnen: sie klangen droben wieder zusammen in seliger, unauflöslicher Vereinigung.

Die Handorgel der Urahne.

Auf welche wunderliche Art wird oft in der noch ſchlummernden Menſchenſeele zuerſt jene Zauberkraft wach gerufen, die wir „muſikaliſches Genie“ nennen. In dem einen ſingen es die Waldvögel wach, in dem andern ein ſummender Waſſerkeſſel, in dem dritten ein rauſchender Bach, in dem vierten das leiſe Wiegenlied der Mutter. Es hat einen eigenen Reiz, ſolchem erſten Erwachen an dieſer oder jener Geſtalt aus den Reihen der Muſiker nachzuſpüren, auf die erſten Töne zu lauſchen, die ſo ſüß und leiſe daherſchweben wie fernes Glockenklingen.

Auf dem ſchönen Friedhofe zu Frankfurt am Main hat man mir einmal an einem warmen Frühlingsnachmittage einen halb verſunkenen Grabhügel gezeigt,

dicht bedeckt mit blühenden Veilchen. Weithin strömte ihr Duft. „Sie sind ganz von selbst hier gewachsen," flüsterte meine kleine Führerin mit geheimnisvoller Miene, „ein Musikant liegt da begraben, und auf solchen Hügeln da blühen allezeit Blumen, wenn auch keine Menschenhand sie pflanzte, sagt der Großvater!"

Das ist ein lieblicher Gedanke, nicht wahr? Aber eigentlich müßten aus jedem Musikantengrabe nur jene Blumen emporsprießen, die dem wirklichen Wesen und Schaffen dessen, der unten schläft, entsprechen, es gleichsam bezeichneten. Sie würden dann zu Kennzeichen werden für alle, die zu den stillen Hügeln andächtige Wallfahrt antreten wollten, zu schöneren besseren Kennzeichen, als schwere Steinmonumente und Kreuze. Mozarts Grab müßte dann einem Rosengarten gleichen; war er nicht selbst die strahlende herrliche Rose unter den Musikern aller Zeiten, weht es uns aus seinen Schöpfungen nicht an wie Rosenduft? Müßten nicht an Franz Schuberts Ruhelager Nachtviolen stehen, an Händels Grab stolze Lilien, müßten sich in Haydns Hügel nicht alle Frühlingsblumen teilen? Nur für Beethovens Schlummerstätte keine Blumen; ihm zu Häupten müßte eine hohe Palme wehen, Königliches dem Königlichen! — Aber wer schlief denn unter jener reichen Veilchendecke? — Ein schlichter Mann, den man seiner Zeit in Frankfurt gar hoch ge-

halten: der ausgezeichnete Cellospieler und Musiker Johann Gottfried Arnold.

Die Kleine mit den braunen Rehaugen hatte freilich den Namen nicht gewußt, der greise Großvater nannte ihn mir und setzte stolz hinzu: „Sein Grab ist das erste, das ich in meinem Amt gegraben, am 31. Juli 1806. Ich habe aber auch den Arnold spielen gehört, und vergeß' es mein Tage nicht mehr; so wie der hat keiner wieder gespielt, meine ich, und manches Frankfurter Kind aus jener Zeit meint das mit mir! Wenn Ihr den Regenschauer, der da eben heraufzieht, im Stübchen des Totengräbers abzuwarten Euch nicht scheut, kann ich Euch von ihm erzählen." — Und ich folgte ihm, und nahm unter dem schöngeschnitzten Marienbilde Platz, das an der Wand hing, und ließ aus dem gegenüberliegenden kleinen Fenster meine Augen über die stillen Gräber gehen. Eine alte Schwarzwälder Uhr tickte, der Regen draußen rieselte leise nieder, die Kleine zu unseren Füßen flocht Immortellenkränze, — so hörte ich die Bruchstücke aus der Geschichte des Musikers unter der Veilchendecke.

In Niedernhall, einem Flecken im Hohenloheschen, unweit Öhringen, wurde am 1. Februar 1773 einem armen Schulmeister ein Sohn geboren. Das war eben

kein sonderlich merkwürdiges Ereignis in diesem Hause, weshalb auch die Freude über den neuen Ankömmling gar nicht allzugroß schien; der kleinen Mäuler, die da vom Morgen bis zu Abend zu essen und zu trinken verlangten und zum Dank dafür gewaltig lärmten und schrieen, waren eben genug da. Zudem erschien dieser Kleinste gar schwach und gebrechlich. Man gab ihm in der Nottaufe den Namen: Johann Gottfried, und sein Pathe, der „Herr Schulze" vom Ort, zuckte geringschätzend die breiten Achseln über solch winzig Menschengebilde und meinte: der würde es, wenn er ja leben bleibe, doch höchstens zu einem mageren Schulmeisterlein bringen. Tief auf seufzte der Vater zu dieser Prophezeihung, die Mutter aber warf dem Schulzen einen bitterbösen Blick zu und raunte ihrem Manne ganz vernehmlich ins Ohr: „Gräm' Dich nicht, er wird einmal was Besseres, als der dicke Schulze selber, die Urahne hat's gesagt. Hat er doch gleich am ersten Tage ins Licht geguckt, ohne zu zwinkern, und am zweiten den Kopf gedreht, als der Hahn im Hofe krähte. Das bedeutet großes Glück und Reichtum, sagt die Urahne!"

Mit dieser „Urahne" hat es nämlich folgende Bewandtnis. Sie war die blinde Großmutter des Schulmeisters, und wohnte oben in einer kleinen Dachkammer, die sie niemals verließ. Ihr einziger Sohn war auch Kantor und Schulmeister in Niedernhall gewesen, und

in der Kammer unter dem Dache hatte sie ihn einst geboren. Seit seinem jähen Hinscheiden — sie brachten ihn der Mutter und seiner jungen Frau eines Tages tot von der Orgel hergetragen — war sie da eingezogen. Die Schwiegertochter brachte vor Schreck ihr zweites Kind zu frühe und tot zur Welt, und starb selbst kaum eine Woche nachher. Den dreijährigen Gottfried zog der Nachfolger des Verstorbenen auf, ein unverehelichter, gutherziger Mann, der auch die Trauernde da oben ruhig in ihrer Kammer beließ. Nun nach so vielen Jahren war ihr Enkel eingerückt in des Vaters einstiges Amt, zu welchem man ihn auferzogen; er wäre aber gewiß lieber ein Jäger oder Fischer geworden, seines toten Vaters musikalischer Geist ruhete wenigstens nicht auf ihm. Er spielte zwar in der Kirche seine Choräle regelrecht herunter, war aber immer froh, wenn er die Orgelbank verlassen und draußen herumstreifen, oder sein Feld und kleines Gartengrundstück bestellen konnte. Auch das alte Spinett in der Unterstube, worauf sein Vater so oft bis tief in die Nacht hinein gespielt, rührte er selten an: es wäre ihm des Lärmes genug im Hause, meinte er, fünf Kinder machten der Musik nur allzuviel.

Den kleinen Johannes zählte man noch nicht mit; der war sehr still und fügsam, auch gar zu schwach und zart, um sich viel bemerkbar zu machen; es gehörte

wirklich das mutige, fröhliche Herz seiner Mutter dazu, um an sein einstiges besonderes Glück zu glauben. Viel Mühe hatte sie nicht mit ihm, er lief ihr nicht davon, als er laufen konnte, wie die anderen Kinder, er aß auch nicht zum Übermaß, wälzte sich nicht in allen Pfützen herum, wenn sie ihm eben einen frisch gewaschenen Kittel übergestreift, er verlangte nur immer zur Urahne und man brachte ihn auch immer dahin, er war ja dort wohl aufgehoben. Vor ihrem Kammerfenster stand ein alter Lindenbaum, der machte das Stübchen so heimlich dunkel, und in seinen Zweigen sangen die Vögel die lustigsten Lieder. Dann war auch das merkwürdige Spinnrad da, das die Aufmerksamkeit des Knaben fesselte, wenn die Urahne das Rädchen schnurren ließ. Mehr aber als alles bewunderte er eine ganz leichte, kleine Drehorgel, die allezeit neben dem Sitze der Urahne auf einer hölzernen Bank stand. Die Urahne spielte sie manchmal. Sie hatte nur drei Weisen und war ein armes, schlechtes Ding; man konnte einen Tanz darauf leiern, dann eine alte Volksmelodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus", und endlich den Choral: „Du Haupt voll Blut und Wunden". Recht unheimlich klang's, wenn oft mitten in der Nacht die Tanzweise erschallte, dann das Volkslied, und endlich der Choral langsam und unsäglich traurig nachklang. — Um des Chorals willen hatte ja die Urahne vor vielen

Jahren einem armen Drehorgelspieler die Orgel abgekauft, mit den beiden goldenen Schaustücken, die sie als einzigen Schatz besessen; dieser Choral war es ja gewesen, bei dem ihr Sohn damals tot zusammengebrochen war: es war sein Lieblingsstück. In bitterschweren und in frohen Stunden hatte er ihn allezeit gespielt, am Morgen, als sein Vater begraben worden, und am Morgen, da man sein erstes Kind getauft. Freilich hätte die Urahne lieber den Choral allein gehabt, aber die Tanzweise und das Volkslied ließen sich nicht abschütteln, und so konnte sie denn nur immer spielen, was gerade an der Reihe war.

Der Schulmeister und seine Familie kümmerten sich kaum mehr um diese Orgeltöne, den kleinen Johannes aber ließen die dumpfen Klänge Schlaf und Essen und Trinken vergessen, und als er kaum vier Jahre alt war, da konnte er jede der drei Melodieen fehlerfrei nachsingen. Den größten Teil des Tages brachte er in der engen Kammer zu, und die Urahne, die sonst nie Kinder um sich leiden mochte, liebte es eben, diesen kleinen Kopf an ihren Knieen zu fühlen, und diese feinen warmen Hände an ihren runzelvollen Wangen. Auch an der Orgel ließ sie ihn drehen, aber nur, wenn jene Tanzmelodie oder das Volkslied an der Reihe war. Den Choral spielte sie immer selber, und dann sang der Knabe leise mit wie ein junger Vogel, der zum erstenmal seine Kehle versucht.

Eines Tages fragte er sie: „Urahne, warum geht Ihr nicht in die Kirche? Da könnt Ihr Euren Choral viel schöner hören auf der großen, ordentlichen Orgel."

„Ich warte, bis jener Traum in Erfüllung geht, den ich träumte in der Nacht, da Du geboren wurdest. Es träumte mir, ein Urenkelkind käme herein in meine Kammer und zerträte mir meine kleine Orgel. Aber ich wurde nicht zornig darüber, denn eine sanfte Stimme sagte, sie klang just wie die Deine, Johannes: »Ich will Euch Euren Choral besser spielen, Urahne, hört nur!« Und da war mit einem Male meine Kammer voll Klang und ich hörte den Choral, bei dem mein Sohn gestorben, so feierlich, so herrlich, so voll, daß ich weinen mußte. — Es klang fast wie Orgelton und doch nicht so gewaltig, es klang auch wieder wie die Nachtigallen singen, wenn sie bald scheiden wollen. Und ich faltete meine Hände und Licht kam wieder in meine blinden Augen und ich sah Deinen Großvater und rief seinen Namen: Johannes! und — wachte auf, — — denn eben trat da Dein Vater an mein Bett und sagte: »Ein Sohn ist mir geboren!« — Sie haben Dich auch Johannes genannt, weil ich diesen Namen so laut rief, als Dein Vater in die Kammer kam. Nun warte ich auf Dich, mein Kind. Denn wie könnte ich jemals wieder in die Kirche gehen, wo er gestorben, und die Orgel wieder hören, wo er seine Seele ausgehaucht?"

„Urahne, könnte man Euren Choral auf der Fiedel des Geigenfritz spielen?"

„O ja wohl! Aber das klänge, wie wenn man in der Kirche zum Tanz aufspielen wollte — ich möcht's nicht hören! Es muß ein anderes Instrument sein! Die Engel im Himmel mögen wohl wissen welches! Aber Du wirst's schon dermaleinst finden und — mich sehend machen! Ich hab's ja geträumt!"

Seit jener Stunde ging der Knabe herum, wie im Traum; die Erinnerung an die Worte der Urahne verließ ihn keinen Augenblick. Der Vater mußte ihm alle Instrumente nennen, die er kannte, und bei jedem Namen fragte er: „Klingt das wie eine Orgel und wie eine Nachtigall?" und immer lachte ihn der Vater aus und endlich schickte er ihn gar ungeduldig fort und stand ihm ferner keine Rede mehr. Tagelang trieb Johannes sich nun im Walde umher und hörte den Vögeln zu, und allerlei wunderliche Pläne schossen in ihm auf wie wilde Blumen. Ein tiefes Mitleid mit der Urahne beschlich sein junges Herz, o, für sein Leben gern hätte er ihr ihren Choral gespielt, nur um sie einmal lächeln zu sehen und Licht ihren Augen zu geben! Denn daß dies alles geschehen müßte, glaubte er fest. Die Worte: „Ich warte auf Dich, Kind!" reizten ihn von Tag zu Tag mehr, eine brennende Ungeduld überfiel ihn, eine glühende Sehnsucht, für die er noch keinen Namen

wußte. Er bat seinen Vater ihn Noten lesen zu lehren; nach langem Sträuben entschloß sich dieser dazu. Überraschend schnell überwand Johann Gottfried alle diese trockenen Anfangsgründe der Musik, und mit strahlendem Gesicht saß er bald stundenlang vor dem Spinett, ein altes Choralbuch vor sich, und mit den kleinen Fingern die Accorde greifend und Melodieen suchend. — Aber diese Töne genügten ihm nur kurze Zeit, sie waren gar zu schnarrend und hart, und seufzend lief er wieder hinaus in den Wald und träumte sich als Dirigent der lieben Vögel, die nie schnarrten und nie falsch sangen.

Eines Tages lag er auch so wie immer sinnend und sehnend am Wege, hart an der Straße, die durch den Wald nach Öhringen führt, als ein Wagen langsam daherkam. Er sah aus, als ob er eben umgefallen gewesen, die eine Seite war ganz beschmutzt, das eine Pferd hinkte, das zweite hatte das Geschirr zerrissen, und der Kutscher das Gesicht verbunden. Ein Wunder war das nun eben nicht, denn die Wege waren dazumal dort gar zu böse, und dergleichen Unfälle kamen so häufig vor, daß der Schmied von Niedernhall ein ganz wohlhabender Mann geworden war nur vom Beschlagen der Pferde und vom Ausflicken der beschädigten Räder. Als der Wagen näher kam, sah der Knabe einen ältlichen Herrn darin sitzen, dessen gepuderte Perücke arg verschoben und zerdrückt und dessen Kleider gewaltig

bestäubt und zerknittert waren. Er stieß seltsame Klagelaute aus und hatte sich über ein großes, braunes Ding geneigt, das er auf den Knieen hielt. Es sah fast aus wie eine Violine, nur viel größer und stärker. „O mein Cello, mein geliebtes Cello! warum zerbrach ich nicht alle Knochen im Leibe statt deiner. Mich hätten sie schon wieder zusammengeflickt, aber wer soll dich heilen mit deiner eingedrückten Brust! Ich werde dich verlieren und an dem Gram darüber elendiglich zu Grunde gehen. O Cello, mein geliebtes Cello!“ und dabei flossen ihm die Thränen über die Wangen und tropften auf den braunen Kasten, der da auf seinen Knieen lag.

„Habt Ihr eine Violine zerbrochen?“ fragte der Knabe jetzt, als der Wagen stille stand, weil eines der Pferde sich im Geschirr verwickelt hatte.

„O wenn es nur eine Violine wäre!“ rief der Fremde ganz zornig, „es ist aber ein Cello, ein leibhaftiges Cremoneser Instrument.“

„Es sieht aber aus wie eine Violine, oder es könnte eine Violinmutter sein!“ sagte Johannes. „Ich glaube aber gewiß, der Geigenfritz könnte das Ding machen, der hat früher lauter Violinen gemacht, weit, weit von hier, in Paris — und jetzt leimt er auch noch oft genug seine eigene Geige zusammen, wenn er im Fallen über sie hinstürzt.“

„Toller Junge, meinſt Du, ich ließe mir mein Cello von einem Pferdedoktor kurieren? Ich will nach Brüſſel oder gar nach Paris um ſeinetwillen.“

„Aber da kommt juſt der Geigenfritz daher — fragt ihn doch nur einmal! Soll ich ihn herholen?“ Und Johannes lief, als er das halb unentſchloſſene Geſicht des Fremden ſah, zu dem Geigenfritz und zog ihn zum Wagen, in aller Eile und bebend vor Erregung ihm die wunderliche Geſchichte von der ſterbenden „Violinmutter“ erzählend. Der alte Mann lachte und ſchüttelte den grauen Kopf, ſich die Hände reibend, wie das ſo ſeine Gewohnheit war, wenn ihm etwas Spaß machte. Johannes war an ſeine Seltſamkeiten gewöhnt, wie jeder Menſch in Niedernhall, hatte ihm doch die Urahne ſchon oft erzählt, wie in früheren Zeiten der Geigenfritz ein äußerſt geſchickter Inſtrumentenbauer geweſen und gar in Paris gearbeitet und wacker die Geige geſtrichen, dann aber um einer tollen Liebe zu des damaligen Schulzen ſchöner Elſe willen, die ihm ein Schnippchen ſchlug und mit einem hübſchen Franzoſen davonlief, ganz heruntergekommen ſei. Jetzt ſpielte er ſchon ſeit vielen Jahren zum Tanze auf, und wo es am wildeſten herging, war es ihm am liebſten. Er lebte von der Hand in den Mund, und ſchlief öfter im Walde als in ſeiner elenden Kammer. Not litt er nicht, denn jeder war gut mit ihm, hielt man ihn doch für einen halben Irren. Der Fremde

sah ihn halb mißtrauisch an, als er näher kam, und litt anfangs kaum, daß der Geigenfritz sein geliebtes Instrument anschaute; nach und nach aber, da der Alte einige Fragen that und Bemerkungen machte, die gar wohl bekundeten, daß er in früheren Zeiten mehr denn eine Cremoneserin unter den Händen gehabt, faßte der Herr im Wagen Zutrauen. Wohl eine Stunde verging mit Hin- und Herreden, dann fuhr der Wagen zum Schmied von Niedernhall zum großen Troste des Kutschers, der ganz heimlich nach der Schenke fragte, die anderen gingen in die Kammer des Geigenfritz. Dort zeigte der Geigenfritz dem Fremden einen Kasten voll wunderlicher Gerätschaften, auch vielerlei vergilbte Papiere mit großen Siegeln darunter: es waren die Zeugnisse seiner Geschicklichkeit. „Hier ist auch eines von einem großen Geigenkünstler, der dazumal eben nach Paris gekommen war; seht her, so hieß er." „Vanmaldare" stand da.

„Das ist mein ältester Bruder!" rief der Fremde und sein Gesicht strahlte. „Er ist noch dort; nun ich will jetzt zu ihm und dann wollen wir beide zusammen in Brüssel wohnen. Nun, hat er Euch einst seine geliebte Amati anvertraut, so will ich's auch jetzt mit meiner Cremoneserin wagen. Versucht's!"

Zwei Tage später saß der in ganz Deutschland so hochberühmte und wohlbekannte Violoncellkünstler

Vanmaldare, Holländer von Geburt, bis jetzt an der Stuttgarter Kapelle angestellt und von da nach Brüssel berufen, seelenvergnügt wieder mit seiner teuren Cremoneserin im Wagen. Sie war ganz geheilt, und Johannes war dabei gewesen, als er den ersten Strich auf ihren Saiten gethan. Als die herrlichen Töne so stolz und weich daherzogen, da stürzte der Knabe auf die Kniee, überwältigt von einer tiefen Bewegung. Lange konnte er nicht sprechen, totenblaß war er geworden, dann aber faltete er die Hände und sagte: „Das und kein anderes ist das Instrument, von dem die Urahne träumte. Das singt wie eine Orgel und wie eine Nachtigall. Das muß ich lernen, o helft mir doch! Nehmt mich mit, ich will Euch als Schuhputzer dienen, nur lehrt mich die Handgriffe auf der Violinmutter da!"

Die echten Musikantenherzen erkennen einander, welche Sprache die Lippen auch reden mögen, und die echten Musikantenherzen helfen auch einander, wo und wie sie sich auch begegnen mögen. Die kleinen Augen Vanmaldares ruhten lange und mild auf dem erregten Antlitz des Knaben, dann sagte er: „Sei ruhig, Du sollst ein Cellospieler werden, Kleiner, aber versprich mir auch, etwas Tüchtiges zu lernen. Ich lasse Dir mein zweites Cello hier, der Kutscher mag es auspacken. Lernst Du was Ordentliches, so magst Du's behalten,

lernſt Du nichts, nun ſo wirſt Du ehrlich genug ſein, es mir einſt zurückzuſenden. Der Geigenfritz kann Dich in den erſten Handgriffen unterrichten, einen beſſern Lehrer könnteſt Du nicht haben."

Das alles geſchah wirklich, es war kein Traum, es war kein Märchen, von der Urahne erzählt, — Johannes fühlte das Cello in ſeinen Händen. Und als ſein großmütiger Wohlthäter abgereiſt war, da weinte er ihm heiße Thränen des Dankes nach.

Seitdem war er unzertrennlich vom alten Geigenfritz, ſo bitter auch die Urahne ſich darüber beklagte.

An ihrem 91. Geburtstage aber trat er früh in ihre Kammer mit ſeinem Cello, ſetzte ſich nieder und ſtimmte, während ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, mit feſter Hand jenen herrlichen Choral an: „O Haupt voll Blut und Wunden". Die Alte ſaß regungslos da, ein wahrhaft ſeliges Lächeln verklärte ihr Geſicht. Wie Engelsharfen fielen die Töne ihr ins Ohr, wie Engelsflügel wehte es um ihr wundes Herz. War das ihr Gottfried, der da ſpielte, waren es himmliſche Stimmen, die ſie riefen? Unwillkürlich ſtießen ihre Hände die kleine Handorgel von dem Schemel. Sie ſtürzte mit ſchrillem Klang zu Boden, als eben der letzte feierliche Ton der Melodie die Luft durchzitterte. „Der Traum iſt erfüllt," ſagte die Urahne dann.

„Siehst Du nun auch, siehst Du wirklich, Urahne?“ fragte Johannes.

„Ich sehe meinen Gottfried!“ murmelte sie, sank zurück — und der liebe Gott hatte sie zu ihrem heißbeweinten Sohne geführt zu ewiger Vereinigung.

Das Cello des wackeren Künstlers hatte doch dem Knaben Glück gebracht. Es fanden sich neue Lehrer für ihn, als der Geigenfritz die müden Augen schloß, es fanden sich Schützer, man schickte und brachte ihn bald hierhin, bald dorthin, einer empfahl ihn dem andern, und schon im Jahre 1798 wurde Johann Gottfried Arnold als erster Violoncellist am Stadttheater zu Frankfurt am Main angestellt. Vater und Mutter erlebten es noch.

Längst schon hatte ein Cello aus Cremona das Instrument Vanmaldares ersetzt, längst Johann Gottfried Arnold seinen Wohlthäter von der glücklichen Wendung seines Geschickes in Kenntnis gesetzt, und kurz vor seinem Tode hatte noch der berühmte Cellist ihm aus Brüssel einige freundliche Worte geschrieben, das alte Cello aber hing, bekränzt mit frischen Ranken oder Immortellen, allezeit in dem Stübchen des jungen Musikers. Er betrachtete es wie sein Heiligenbild, er verehrte es wie einen lebenden, weisen Freund und Lehrer. Beim Anblick dieser braunen Getreuen erinnerte er sich der harten ersten Kämpfe gegen den

Fingersatz, unter der Leitung des Geigenfritz. Wie weit lag jene Zeit hinter ihm! Längst schon hatte er jede technische Schwierigkeit auf diesem herrlichen Instrument überwunden, seine Fertigkeit konnte man vollendet nennen. Aber was wollte das bedeuten gegen jenen zauberhaft seelischen Ton, den Arnold dem Cello zu entlocken verstand, und der die Herzen der Hörer so wunderbar ergriff, daß Augen, die seit Jahren das Weinen verlernten, sich mit Thränen füllten, und die Hände gefaltet ineinander sanken beim Anhören eines Arnoldschen Adagios? Etwas Feierlicheres, Frömmeres als sein Choralspiel konnte nicht gedacht werden. Hätte es doch die Urahne immer hören können! Wie oft dachte er das!

Außer diesen Choralsätzen spielte er jedoch meist eigene Kompositionen, süße, innige Weisen, die er vielleicht einst den Waldvögeln abgelauscht. Und das Herz spielte immer mit und trug deshalb die Töne auch wieder zu Herzen, denn nirgends bewahrheitet sich das Wort: „Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen," so, wie in der lieben, herrlichen Musik. — Wer den blassen, schlanken, feingliederigen Mann so stehen sah, die tiefen Augen ins Weite gerichtet, und wie die langatmigen Klänge unter seinen Händen aufstanden und daherwallten wie selige, erlöste Geister, der mußte meinen, daß mit solchen Tönen auch ein Stück

seines innersten Lebens dahinströmen müsse. Und so war es auch, und so ist es immer, wo die Seele und das Herz wirklich mitsingen oder mitspielen. Die Töne wurden voller, kräftiger, köstlicher: — die Gestalt verfiel, die Klänge brausten immer mächtiger daher: die Züge wurden feiner, durchsichtiger, die Augen blickten immer fremder.

Wer aber so im echten und rechten Dienste der heiligen Cäcilia sein Leben dahingiebt, dessen Stirn kränzt sie heimlich mit Rosen, deren Duft nur der treue Diener selber atmet. Johann Gottfried Arnold hörte es immerfort singen und klingen Tag und Nacht. „Ich träume wirklich große Symphonieen," sagte er oft zu seinen Freunden, „und sie würden herrlich klingen, wenn ich sie aufschreiben könnte! Wenn ich's aber versuchen will, dann fliegen die Melodieen weg wie aufgescheuchte Vögel."

Stundenlang saß er an seinem offenen Fenster und versuchte seine klingenden Träume festzuhalten. Wie lauschte das einzige Töchterlein des reichen Mannes, dessen Haus ihm gegenüberlag, diesen Versuchen! Wie verklärte sich das lieblichste aller Mädchengesichter bei diesen Klängen! Lange beachtete er nicht, welch reizendes Menschenkind sich an seinem Spiel erfreute, bis endlich einmal, nach einem wundervollen Adagio, eine Rose zu seinen Füßen niederfiel. Aufblickend ge-

wahrte er nur noch ein errötendes, schönes Antlitz, wehende, blonde Locken, eine grüßende, weiße Hand — und das Bild war verschwunden. Aber es kehrte wieder, täglich wieder und Arnold gewöhnte sich an sein Erscheinen, wie an das Erscheinen der Sonnenstrahlen, die auch täglich um eine bestimmte Stunde sein Fenster streiften. Er grüßte nie hinüber, die Töne thaten es für ihn, und als Antwort flog zuweilen ein blühendes Zweiglein herein oder ein duftender Strauß. Das war eine wunderfüße Zeit und die Symphonieenträume wurden immer glühender. Zwischen all den neuen, köstlichen Melodieen schwebte ja eine leichte, reizende Mädchengestalt, ein helles Engelsköpfchen lächelte und nickte — und die Urahne kam auch am Arme ihres Gottfried, und der freundliche Vanmaldare mit der gepuderten Perücke saß auf einem Throne, sein Cello zwischen den Knieen und winkte ihm, und Geigenfritz stand hinter ihm, eine Amati im Arm. Das waren Träume! Da verlohnte es sich doch zu träumen! — So ging der Sommer hin und der Herbst, und eines Abends — ach! es war ihm, als ob die holde Nachbarin seit einiger Zeit bleicher und ernster herüber geblickt — kam sie nicht ans Fenster um die bestimmte Stunde; wohl aber sah er viele Equipagen vor dem Nachbarhause stehen, und geschmückte Menschen in das blumengeschmückte Thor ein-

treten. Und als die Dunkelheit hereinbrach, da flammten alle Fenster auf in blendendem Licht, und hin- und herwandelnde Schatten bewegten sich hinter den herabgelassenen Vorhängen.

Da wurde ihm das Herz so seltsam schwer und bang, ein tiefer, heißer Schmerz kam plötzlich über ihn, und er nahm sein geliebtes Cello und spielte. So herrlich hatte er noch nie gespielt! Wie Geistergruß zitterten die Töne, wie der Ruf sehnsuchtsvoller, unendlicher Liebe zogen sie hinaus. Und drüben öffneten sich die Fenster, und die geschmückten Herren und Damen drängten sich herbei, um zu lauschen; er sah es nicht. Seine Augen hingen nur an einem Fenster, an jenem wohlbekannten, an welchem sich allabendlich die Gestalt der Geliebten gezeigt. Und o! es war geöffnet wie die andern, aber nur eine einzige, weiße Gestalt lehnte daran: zu ihr sprachen jetzt die Töne, zu ihr redete jetzt die Künstlerseele, und sie verstand ihre Sprache. Als Arnold endlich erschöpft den Bogen sinken ließ, da flogen Orangen- und Myrthenzweige, blütenschwer, um die sich eine Passionsblumenranke schlang, herüber: — es war das Ende eines süßen, kurzen „Sommermärchens". — Rufen und Beifallsklatschen drang dann zu ihm; er aber schloß die Fenster und ließ die Vorhänge tief, tief herab.

In dieser Nacht aber träumte er eine Symphonie,

wie er sie noch nie geträumt; klar und hell, wie eine Landschaft im Morgenlicht, lag beim Erwachen das geträumte Tonwerk vor ihm. Am andern Tage konnte Arnold die Symphonie aufschreiben, Note für Note, was ihm noch nie vorher gelungen.

Eben als er den letzten Takt geschrieben, trat einer seiner Freunde in das Zimmer.

Triumphierend zeigte er sein eben vollendetes Werk.

„Warum hast Du sie nicht einige Tage früher aufgeschrieben, oder geträumt?" sagte der Freund scherzend, „dann hätte man sie zur Hochzeit Deiner schönen Nachbarin aufführen können. Die reizende Anna hat sich so sehr »Musik«, recht viel »Musik« zu ihrer vorgestrigen Hochzeitsfeier gewünscht, ihr Mann aber, der reiche Banquier M., haßt jeden Ton, der nicht an den Goldklang gewisser Münzen erinnert. Ihm zum Trotz hätte man die Symphonie aufführen müssen!"

„Anna heißt sie und ist verheiratet?" fragte ganz leise der Künstler.

„O über den Träumer, der nicht sah, was ihm unter den Augen geschah! Verheiratet und über alle Berge: auf ein Jahr nach Italien!"

Die geträumte Symphonie des Johann Gottfried Arnold wurde später gedruckt. Das war eine unendliche Freude für den Komponisten! Man wollte ihn auch mit der Aufführung überraschen, man fürchtete

aber, er würde die Erregung, ſein eigenes Werk nun auch zu hören, nicht ertragen. War er doch ſichtlich ſchwächer geworden ſeit dem Herbſt, verfiel doch ſeine Geſtalt immer mehr und mehr. — Am Tage der Aufführung konnte er auch wirklich ſein Stübchen nicht verlaſſen. In ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, die Partitur ſeiner Symphonie auf den Knieen, ſchien er im Geiſte jeden Ton zu hören, jedem Accorde zu folgen. Mit dem letzten Takt klappte er das Buch zu, lehnte ſich mit dem Lächeln ſeligſter Befriedigung zurück — und ein barmherziger Engel trug ſeine reine Seele hinauf in das Reich des ewigen Klanges und der ewigen Freude.

Und was war aus ihr geworden? Todkrank brachte man ſie aus Italien heim, ſie wollte in dem Zimmer des väterlichen Hauſes ſterben, das ſeinem Fenſter gegenüberlag. Wenige Stunden vor ihrem Tode beichtete ſie den Ihrigen ihre Liebe, und im Geiſte hat ſie noch ſein Cello gehört und mit verklärtem Geſicht im Bette ſich aufgerichtet und gelauſcht. Mit ſeinem Namen auf den Lippen iſt ſie geſtorben. Sie hat ihren Herzliebſten droben nicht lange allein gelaſſen!

Der kleine Jean Baptiſte.

Es war im Jahre 1658 am 24. Oktober abends neun Uhr, als eine glänzende und zahlreiche Geſellſchaft ſich in dem Palais der eleganten Schützerin der freien Künſte, der Marquiſe St. Remy in Paris verſammelte. Die lange Reihe der Gemächer, ausgeſtattet mit dem ſchwerfälligen Luxus jener Zeit, ſchimmerte im blendendſten Kerzenlicht. Der große Saal, der den Schluß der Enfilade bildete, war diesmal zur Hälfte durch einen ſchweren, purpurnen Vorhang geteilt, der ein anmutiges Geheimnis zu verhüllen ſchien. Auf niedrigen Bänken ſaßen einige alte Muſiker aus jener berühmten Truppe, die man „les vingt-quatre violons“ nannte. Sie hielten ihre Inſtrumente in den Händen und warfen neugierige Blicke auf die ſtrahlende Geſellſchaft, die vor ihren Augen auf- und niederwogte.

Die vielen schönen Frauen in ihren kostbaren, weit abstehenden Roben, Hals und Busen bedeckt mit strahlendem Schmuck, die jungen Kavaliere in ihren gestickten Hofkleidern standen oder wandelten in zwangloser Haltung und vertraulichem Flüstern in den Gemächern umher, nur einige ältere Damen höchsten Ranges hatten sich in reichvergoldeten Sesseln niedergelassen und einen kleinen Hofstaat um sich versammelt, der ihren Worten und Mienen ehrerbietig lauschte. Die Unterhaltung drehte sich meist um die letzten Feste bei Hofe, die bevorstehende Verlobung Philipps von Orleans mit der reizenden, kaum 15jährigen Henriette von England, und um jene vorhangverhüllte Überraschung, von welcher die Marquise nur eben genug verraten, um die allgemeine Neugier auf das höchste zu spannen. Man flüsterte sich in die Ohren, daß es sich um ein neues, allerliebstes Schäferspiel des Abbé Perrin handele, zu welchem der Musikmeister Michel Lambert die Melodieen gesetzt. Die Liebenswürdigkeit der Marquise wurde vielfach gepriesen, die dem Musiklehrer ihrer Tochter so bereitwillig ihr Haus zu solchen Zwecken öffne. Die Kavaliere forschten nach den Mitspielerinnen, die Frauen neckten den eleganten Abbé, den Dichter des zu hoffenden Spiels, der sich etwas blaß und erregt in verschiedenen Fensternischen zu verstecken suchte: — mit einem Worte, man war in einer angenehmen Spannung.

Michel Lambert war gern gesehen in den Salons der Vornehmen. In der Kunst, die Laute zu spielen, kam ihm niemand gleich und man erzählte sich, daß er früher fast täglich dem gefürchteten Kardinal Richelieu vorgesungen und gespielt, wie weiland David dem finstern Saul. Er war der erste Gesanglehrer in Paris, und seine schönen, wohlgepflegten Hände blitzten von kostbaren Ringen, Geschenken hoher Schülerinnen, und alle Tage trug er an seinem gestickten Jabot eine andere wertvolle Busennadel. Augenblicklich waren von seiner einst so bezaubernden Stimme nur noch schwache Reste vorhanden, aber Michel Lambert brauchte diese Stimme nun auch nicht mehr, um durch ihre Hülfe das Terrain der Pariser eleganten Gesellschaft zu erobern; er stand bereits auf ganz festen Füßen. Man ehrte ihn als den Verfasser des „Traité de l'accompagnement du Clavecin, de l'Orgue et des autres instruments", sowie der „Principes du Clavecin". Auch hatte er mehrere angenehme Trios komponiert, die man gern exekutierte und hörte.

Heute sah man ihn nicht in der Gesellschaft; er war bei seinen Schauspielern hinter jenem Vorhange, und versuchte vergebens jenes „unbehagliche Etwas" von sich abzuwehren, das junge Mädchen vor dem ersten Balle, junge Soldaten vor der ersten Schlacht, und junge Dichter vor dem ersten Erscheinen ihrer Stücke zu empfinden pflegen.

Hinter dem Saale, den man zur Hälfte in eine Bühne verwandelte, lagen noch drei Seitenkabinette. Zwei davon hatten Ausgänge in den erſteren und waren den Schauſpielern eingeräumt worden, das dritte hatte aber nur ein Glasfenſter, das einen Blick in den Saal geſtattete, und war durch eine Thür mit den inneren Gemächern des Hauſes und durch eine geheime Treppe mit dem Garten verbunden. Es was das ſogenannte Betzimmer der Marquiſe, und jenes Fenſter wohl nur dazu beſtimmt, dem Gemache mehr Licht zu geben, da das andere Fenſter desſelben nach dem Garten hinausging und durch mächtige Kaſtanienbäume im Frühjahr, Sommer und Herbſt faſt undurchſichtig gemacht wurde. Rotſeidene Vorhänge fielen in dichten Falten bis auf den Boden, auf dem eine reiche Decke lag, und eine koſtbare Lampe hing von dem Plafond herab, den kleinen Raum mit ſanftem Lichte erfüllend. — Heute Abend ſah das Betſtübchen weltlich aus. Die büßende Magdalena, die dort hing, war verhüllt, der überaus kunſtvoll geſchnitzte Betſchemel iſt den Winkel geſchoben. Ein koſtbarer Seſſel und einige Tabouretts ſtanden an der Wand, dicht vor jenem Fenſter, das in den Saal führte, und in die Mitte des Gemaches hatte man einen Marmortiſch gerückt, bedeckt mit einer Auswahl der ſeltenſten und koſtbarſten Erfriſchungen, und einer prunkenden Achatſchale voll der ausgeſuchteſten Blumen und Früchte.

Die Musiker stimmten schon sonder Scheu ihre Instrumente, als sich die Tapetenthür dieses reizenden Zimmers geräuschlos öffnete und zwei Mädchengestalten hereinschlüpfen.

„Komm nur, fürchte nichts, Margot!“ flüsterte die kleinere von beiden ihrer zögernden Gefährtin zu, „wir sind sicher hier; niemand kennt diesen Versteck als Mama und Papa, und diese beiden werden nicht auf den Gedanken kommen, uns hier aufzusuchen. O! wie schön wird es sein, durch dies Fensterchen alles zu sehen und zu hören! Immer in dem Kloster oder in der Kinderstube, das halte ich nun einmal nicht mehr aus! Wie lange dauert es doch; ehe man 16 Jahre alt wird! — Aber sieh — für wen haben sie diesen Tisch da aufgestellt?“ — Der Anblick der kunstvoll geordneten Früchte und Blumen ließ die Rednerin eine Weile verstummen. Die andere trat auch heran und neugierig musterten beide all diese köstlichen Seltenheiten in den goldenen Schalen, die gar zudringlich den Appetit irgend eines unbekannten Gastes herausfordern zu wollen schienen.

„Für wen haben sie das wohl hingestellt?“ wiederholte die größere etwas ängstlich.

„Für wen anders als für den Papa!“ rief die andere heiter, nach kurzem Bedenken. „Hat er mir doch tausendmal erzählt, wie steif und langweilig es sei bei

diesen großen Festen und wie es ihm ein ganz besonderes Vergnügen mache, dann und wann auf eine Stunde zu verschwinden. Das will er auch heute thun und da ließ er sich dies Gemach herrichten. Das ist herrlich! denn Papa schilt nicht, wenn er uns hier fände, er hat noch nie mit mir gescholten, solange ich seine Tochter bin!"

„Ja, der Marquis ist ein guter Stiefvater für Dich, Louison."

„So gut, daß ich oft traurig bin, daß ich nicht seinen Namen führe, daß man mich »Louise de Lavallière« nennt, anstatt »Louise de St. Remy«. Glaubst Du, er würde auch nur eine ernste Miene machen, wenn wir ihm diese Herrlichkeiten da sogar ein wenig plünderten? Wir haben Zeit dazu. Es ist noch nicht zehn Uhr, und vor elf Uhr werden sie wohl kaum anfangen zu spielen. Soeben trugen die Diener Erfrischungen hinein, komm, wir wollen auch schmausen, liebe Margot. — Was würde Papa Lambert sagen, wenn er wüßte, wie nahe Du ihm bist!"

Margot nickte lachend. Beide Mädchen schoben sich die Tabouretts an den Tisch und naschten von den aufgestellten Herrlichkeiten. Der Schein der Lampe von oben fiel voll auf ihre Gestalten. Keine von beiden wußte, wie hübsch sie war in diesem Augenblick. Die kleinere, lebhaftere war Louise de Lavallière, ein

Kind von 15 Jahren, die einzige Tochter der Marquise St. Remy aus erster Ehe. Sie war eine bezaubernde Elfe mit lachenden, blauen Augen und dem schönsten Munde der Welt. Glückselig, von dem Kloster, in dem sie erzogen, auf einige Tage frei gegeben worden zu sein, nicht minder glückselig über die Ausführung jener kleinen List, die es ihr möglich machte, das Schäferspiel Perrins doch auch zu sehen und die Musik Lamberts, ihres Lehrers, dazu zu hören, war sie in der übermütigsten Laune. Halb knieend, halb liegend stützte sie sich auf den Tisch. Ein weißes, loses, schon etwas zerdrücktes Kleid, mit blauen, schweren Schleifen, ohne Reifrock umfloß sie, ein Bouquet welker Herbstblumen war an der jungen Brust befestigt. Kein Puderstaub lag auf ihren goldenen Locken, in denen ihre kleinen, reizenden Hände oft eine bedeutende Verwirrung anzurichten pflegten.

Ihre Begleiterin war Margot Lambert, die sechzehnjährige Tochter des Musikmeisters. Sie wahr als echtes Kind ihres prunkliebenden Vaters sehr sorgfältig gekleidet in eine bauschige Robe aus schwerem Seidenstoff von blaßroter Farbe mit Spitzen ausgeschmückt; in ihrem ursprünglich dunkeln, aber reich gepuderten Haar waren Federn und Perlen angebracht. Zu ihrem schönen Gesicht mit den großen, dunkeln Augen standen Anzug und Frisur vortrefflich, und Margot Lambert wußte sich

auch trotz ihrer 16 Jahre so zierlich und graziös zu benehmen, trat so sicher auf, daß jeder, der die beiden in Gesellschaft nebeneinander gesehen, sie unbedingt für das Fräulein de Lavallière, und Louison für des Musikmeisters Tochter gehalten haben würde. Louison war fast menschenscheu und nur frei und froh, wenn sie unter ihresgleichen oder bei ihrem Stiefvater war, Margot dagegen früh daran gewöhnt worden, mit Menschen und insbesondere mit Männern zu verkehren; sie stand seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode ihrer Mutter dem Hause ihres Vaters, der viel Gesellschaften bei sich sah, mit großem Geschick vor.

„Wer doch da drinnen sein dürfte unter all den glänzend geschmückten Frauen und Kavalieren!“ flüsterte jetzt Margot, auf den Saal zeigend.

„Nun, nach allen diesen steifen Leuten, die sich so gerade halten, sehne ich mich keinen Augenblick!“ antwortete Louison, eine köstliche Traube aufhebend, und langsam Beere nach Beere abpflückend. „Ja, wenn alle Frauen so freundlich und hübsch wären, wie Du und Mama, und alle Kavaliere so heiter und angenehm wie Monsieur Quinault, der immer kommt, um der Marquise seine Verse vorzulesen — —.“

„Ah! Quinault! Den kenne ich auch. Der ist hübsch, aber er wird nie ein Hofmann werden,“ sagte die schlanke Margot etwas geringschätzend. „Gefällt er

Dir wirklich gut, oder hörst Du nur seine schönen Verse gern?"

„So oft ich zu den Füßen der Mama sitzend zuhören durfte, habe ich den Leser genau eben so hübsch gefunden wie die Verse. Und er hat mich allezeit so freundlich angeschaut und mich niemals behandelt wie ein kleines Mädchen aus der Kinderstube. Dafür bin ich ihm doppelt gut."

„Ich glaube, Ihr beiden paßt zueinander. Er ginge auch nur gezwungen an den Hof, wie Du!"

„Was sollte er auch da thun? Das gefällt mir gerade an ihm! Jetzt ist er noch ein freier Vogel und darf singen wie und wo er will, und nachher steckt man ihn in einen goldenen Käfig und hängt ein Tuch darüber, wenn er stillschweigen soll. — Nein, wir wollen zusammen bleiben, Quinault und ich! Vielleicht werde ich noch einmal seine Frau! Mama neckt uns so oft mit unserer Freundschaft für einander. Wir ließen uns dann ein schönes, kleines Schloß im Wald schenken und er läse mir den ganzen Tag seine Verse vor; Du darfst uns besuchen, Margot. Und ein großer, tiefer Teich muß am Schlosse sein und Schwäne darauf und — —."

„Aber Louison, Du sollst ja Hofdame werden in zwei Jahren! Vergißt Du das ganz?"

Louison legte die Traube weg und stützte den Kopf

auf die Hand. — Ein tiefer, trauriger Ernst breitete sich plötzlich über ihr Kindergesicht. „Warum erinnerst Du mich auch daran?“ sagte sie leise und wehmütig, „ich wollte ja so vergnügt sein heut Abend. Sieh, dieser eine Gedanke verdirbt mir alles. Die Mutter lacht mich aus und der Vater auch — aber ich kann nicht anders: ich fürchte mich vor dem Hofe, wie ich mich früher fürchtete, allein im Dunkeln zu schlafen.“

„Könnt' ich doch mit Dir tauschen!“ sagte die Tochter Lamberts mit funkelnden Augen.

„Nun, die Tochter Deines Vaters möchte ich schon sein,“ antwortete Louison wieder heiter, „der ist allezeit so gut und geduldig, aber — sei mir deshalb nicht böse, Margot — den kecken Geiger könnte ich nicht heiraten, wie Du das willst.“

„Der kleine »Jean Baptiste« wird einmal berühmter werden, wie Dein Quinault,“ bemerkte Margot sichtlich beleidigt. „Übrigens heirate ich ihn auch nicht eher als bis — der König selber einmal nach seiner Geige getanzt hat. Sieh, das habe ich ihm gesagt. Er spielt aber jetzt schon schöner als irgend einer aus der Truppe der „vingt-quatre violons“, das kannst Du glauben, und ich wette, wenn ihn der junge König nur einmal hörte, er tanzte ebenso gern nach seinen köstlichen Melodieen wie ich selber. Aber wie sollte unsereins an den jungen Ludwig herankommen.“

„Warte bis ich Hofdame geworden bin und eine steife Robe und enge Schuhe trage, dann will ich Fürbitte thun bei ihm für Deinen kleinen, kecken »Jean Baptiste« und auch für meinen guten, schüchternen Quinault. Ich sehe den König dann ja täglich, und werde mich nicht ein bischen *mehr* vor ihm fürchten als vor anderen Menschen. Sieh, so würde ich vor ihn hintreten —."

Sie sprang auf, richtete sich kerzengerade in die Höh', sah die Freundin lachend an, faßte ihr Kleid an beiden Seiten zierlich zusammen, machte eine tiefe und langsame Verbeugung und sagte feierlich: „Sire!"

„Warte!" rief Margot, „laß Dich zu dieser Vorstellung noch ein wenig schmücken. Hier ist eine prächtige Rose. So — ich stecke sie Dir ins Haar. Nun noch einmal, Louison; Du bist viel geschickter, als ich glaubte!"

„Sire!" begann Louison noch einmal.

Da öffnete sich plötzlich und geräuschlos die Tapetenthür hinter ihnen, — die beiden Kinder hörten es nicht — der Marquis St. Remy führte mit den Zeichen höchster Ehrerbietung einen hochgewachsenen Fremden herein, aber beide Männer blieben wie erstarrt fast auf der Schwelle stehen und schauten auf die liebliche Gruppe.

„Unglückskinder!" rief endlich der Marquis nach

einem Blick auf das zerstörte kunstvolle Arrangement auf dem Tisch. Louison fuhr auf. „Papa!“ rief sie und flog unbekümmert um den Fremden auf ihren Stiefvater zu, „nicht wahr, Ihr seid nicht böse? Ich wollte so gern auch einmal ein Schäferspiel sehen und die Musik meines Lehrers Lambert dazu hören, und da ich noch ein Kind bin, so guckte ich durchs Schlüsselloch, und Margot mußte mit gucken. O! seid uns nur nicht böse!“

Während dieser Rede hatte Margot die Freundin am Kleide gezerrt, und der Marquis selber sie mehrmals ängstlich zu unterbrechen sich gemüht — vergebens.

Als sie geendet, trat der Fremde einen Schritt vor, verneigte sich und sagte scherzend: „Noch einer möchte mit schauen, wird das Fräulein de Lavallière ihm dies gestatten?“

Bei dem ersten Tone dieser wundervollen, melodischen Männerstimme fuhr ein leises Zittern durch die Gestalt des jungen Mädchens, ganz langsam wandte sie die Augen zu ihm hin, und ihr Blick begegnete jenen feurigen, gebietenden Augen, denen kein Weib widerstanden, wenn sie sich herabließen zu bitten, den Augen des jungen Königs, Ludwigs XIV.

Louison hatte ihn nie gesehen, aber eine Ahnung beschlich ihr junges Herz, Totenbläße bedeckte plötzlich

ihre Wangen. Dann kam wieder ein glühendes Rot, namenlose Verwirrung, Angst, Beschämung — und halb schluchzend, überwältigt von einem Sturm widerstreitender, unerklärlicher Gefühle, wandte sie sich zu Margot und rief: „O! wir haben ihm die schönsten Trauben aufgegessen!“

Dieser reizend kindliche Ruf, in dem sich das gepreßte Herz Luft machte, ließ den jungen König in ein heiteres Lachen ausbrechen; in das gar bald der Marquis, der sein geliebtes Stiefkind nie traurig sehen konnte, einstimmte. Wenige Worte genügten, die unerwartete Anwesenheit der beiden Mädchen in dieser versteckten Loge zu erklären, in welcher, nach geheimer Absprache mit dem Marquis, Ludwig unbemerkt das neue Schäferspiel anzuhören gewünscht. Der König selbst bat für die „Kleinen“; sie durften bleiben und dicht vor ihm an jenem Fenster lauschen, als das Spiel draußen begann.

Der Marquis blieb unbeweglich hinter dem Sessel seines hohen Herrn stehen, aber sein Herz war wieder leicht geworden. O über den Schelm, diese Louison! — Während des Spieles schienen die jungen Mädchen ihren hohen Nachbar gänzlich vergessen zu haben. Louison saß wie zur Bildsäule erstarrt, nur ihre herrlichen, blauen Augen lebten und strahlten. Margot neigte den hübschen Kopf oft zu ihr herüber und hatte

viel zu flüstern und zu lachen. Der Marquis mußte sie zuweilen zur Ruhe verweisen. Den König schien die anmutige Darstellung in seiner unmittelbaren Nähe mehr zu unterhalten, als die gespreizten Verse und steifen Melodieen da draußen: er verwandte kaum einen Blick von den beiden. Als das Stück unter dem lebhaften Beifallsruf der eleganten Gesellschaft vorüber war, erhob sich Ludwig XIV. mit so heller Stirn und so heiterm Blick, daß das Herz des Marquis vor Stolz und Freude rascher schlug. Dann hörte er den König sagen: „Ich möchte gern diesen beiden hübschen Kindern den Schreck vergessen machen, den ich ihnen ohne meinen Willen bereitete. Mag mir jede einen Wunsch sagen — mein königliches Wort, ich will ihn, wenn irgend möglich, erfüllen. Zuerst zu Euch, mein reizendes Fräulein de Lavallière!"

Aber die sonst so freimütige, kinderfrohe Louison war plötzlich wunderbar befangen und stumm. Sie zitterte, wechselte die Farbe und war keines Wortes mächtig. Auf die wiederholte Frage ihres Stiefvaters, ob sie nichts zu erbitten habe von der Gnade des Königs, schüttelte sie hastig den Kopf und zog sich dann scheu zurück. Da trat Margot vor; sie verneigte sich just so wie sie Louison sich verneigen gesehen, ehe der König eintrat, sah dann keck mit ihren blitzenden Augen zu ihm auf und sagte: „Sire! Mein Verlobter

ist ein gar geschickter Geiger; erlaubt, daß er Euch einmal etwas vorgeige, und gebt ihm einen guten Platz unter Euren Musikern."

„Wie heißt denn der Glückliche, schönes Kind?" fragte der junge König lächelnd.

„Man nennt ihn nur den kleinen Jean Baptiste, er heißt aber eigentlich Lully, Sire, und ist ein Florentiner."

„Sire, der Kleine ist in der That kein übler Musikant," flüsterte der Marquis. „Er kam in seinem zwölften Jahre durch den Ritter Guise nach Paris, der ihn seiner damaligen Geliebten als Page zuführte. Der Knabe spielte die Laute schon allerliebst und verstand mit wunderlichen Grimassen artige Liebeslieder zu singen. Als aber die Gräfin Laura von ihrem Ritter kaum ein Jahr nachher verlassen wurde, steckte sie den italienischen Pagen unter ihr Küchenpersonal, um Rache zu nehmen an dem Geber. Der kleine Jean Baptiste mußte Rüben schaben und Pfannen auswischen, ließ sich stoßen und treten, bis er endlich eines Tages davonlief. Bei einem alten Straßengeiger lernte er die Geige, wurde in kurzer Frist ein tüchtiger Spieler, trieb sich in allen Schenken umher, bis ihn endlich Michel Lambert kennen lernte, der sich seiner annahm. Dieser treffliche Musikmeister hält jetzt so viel von dem kleinen Jean Baptiste, daß er

ihn zum Bräutigam seines einzigen Töchterleins gemacht hat."

„Da wollt Ihr wohl gern zur Stelle heiraten?" fragte der König in der heitersten Laune.

„Unser Glück liegt jetzt in Euren Händen, Sire," sagte Margot schalkhaft lächelnd, „erlaubt nur, daß der kleine Jean Baptiste Euch öfters etwas vorgeige. Ihr glaubt nicht, wie schön seine Tanzweisen sind — ein König braucht sich nicht zu schämen, danach zu tanzen."

„Nun, das zu erproben sind wir doch neugierig. Schickt mir denn Euren Florentiner. Ich will ihn hören. Ist er nur halb so gut, wie Ihr sagt, so will ich ihm zu seinem Glücke verhelfen — zu seiner hübschen Frau!"

Noch ein kurzes, freundliches Grüßen und Ludwig XIV. wandte sich zum Gehen. Da fiel Louisons Rose aus ihrem duftenden Haar dicht vor seine Füße nieder. Er bemerkte es nicht und zertrat achtlos die Blume, die das Mädchen nachher verstohlen aufhob.

Margot fiel ihrer kleinen Freundin wonnetrunken um den Hals. „Aber warum hast du nicht für Deinen Quinault gebeten?" fragte die Tochter Lamberts, als der erste Freudenrausch vorüber.

„Für meinen Quinault?" wiederholte Louison plötzlich so fremd und stolz, daß Margot sie fast er-

schrocken anblickte. „Erinnere mich daran, wenn ich — Hofdame geworden bin.“

Am nächsten Morgen stieg aber Louison de Lavallière mit verweinten Augen wieder in die schwerfällige Kutsche, um in das Kloster der Ursulinerinnen zurückgebracht zu werden. Allein ganz Paris erfuhr den Streich der „kleinen Mädchen“ und belachte ihn, am meisten père Lambert.

Zwei Tage nach der Aufführung der „Pomona“ des Abbé Perrin und Michel Lambert stellte sich Jean Baptiste Lully seiner hübschen Braut als erster Geiger einer von dem jungen König gestifteten Musikantentruppe, „les petits violons“, vor. Man hatte ihnen diesen Namen gegeben zum Unterschiede von den älteren „vingt-quatre violons“, aber eben dieser Name ärgerte, des Wörtchens „petit“ halber, den kleinen Jean Baptiste ganz gewaltig.

Als Margot die Nachricht seiner Erhöhung mit gebührender Freude entgegengenommen, fragte er sie: „Wann soll die Hochzeit sein?“

„Ich lasse nicht ab von meinem ersten Ausspruch: wenn der König nach Deiner Geige getanzt haben wird, wie ich es so tausendmal gethan!“

„Er soll es!“ lautete die Antwort. „Ehe drei Monate vergehen, wirst Du also Margot Lully sein.“

Nach etwa neun Wochen redete ganz Paris von einem entzückenden Fest- oder Tanzspiel, Ballett genannt, dessen Musik der kleine Geiger Lully komponiert, und das so über die Maßen entzückend sei, daß der König erklärt, er selber wolle darin tanzen. Und so geschah es. Mit ungeheuren Kosten und unerhörter Pracht wurde die „Alcidione" in Versailles aufgeführt, der Komponist selber dirigierte, und die vornehmsten Frauen und Kavaliere des Hofes tanzten darin.

Unter den Zuschauern befand sich im besten Putz die glückstrahlende Margot Lambert an der Seite ihres Vaters.

Genau eine Woche nach diesem Abend waren die reizende Margot und der kleine Jean Baptiste ein Ehepaar.

Ein zertretenes Leben.

Ein Veilchen auf der Wiese ſtand — —
Goethe.

In Potsdam lebte 1730 der gelehrte Rektor der großen Schule, den man aus Petersburg herberufen, Mathias Ritter, zugleich wohlbeſtallter Kantor an der St. Nikolaikirche und tüchtiger Orgelſpieler. Seine Frau war ihm längſt geſtorben, eine ältliche Baſe führte den Haushalt. Sie hegte jahraus, jahrein, trotz ihrer Häßlichkeit, die ſtille Hoffnung, zur Belohnung für ihre treuen Dienſte zur Frau Rektorin erhoben zu werden, und dies vergebliche Harren trug durchaus nicht dazu bei, ſie zu verſchönern. Den guten Rektor erſchreckte ſie immer durch verſteckte Drohungen, ihn verlaſſen zu wollen, und er hätte ſie aus Angſt vor einem Wechſel ohne Zweifel geheiratet, wie dergleichen aus ähnlichen Motiven manchem Manne ſchon paſſiert,

vor ihm und nach ihm, wenn nicht ein Wesen sich auf das bestimmteste dieser Verbindung widersetzt hätte, sein einziges Kind nämlich.

Doris war das getreue Abbild der verewigten Mutter und zugleich der Abgott des Vaters. Die kleine Eigensinnige hatte zu tausend Malen geschworen, lieber ins Wasser gehen, als eine andere Frau „Mutter" nennen zu wollen. Die Base Ursula haßte denn dafür das schöne Mädchen auch bitter, um so mehr, als ihr die Karten immer und immer wieder verkündeten, ein weibliches Wesen stehe zwischen ihr und ihrem Herzenskönige. Der Versuch, das übermütige Ding an einen Neffen, einen wohlangesehenen Apotheker in Brandenburg, zu verheiraten, schlug fehl, nicht weil der Freier, nur weil das Mädchen sich sträubte. Mit einem hellen Gelächter hatte sie den regelrechten Heiratsantrag des Wackeren beantwortet, und doch war gegen jenen Ehrenmann nur höchstens einzuwenden, daß er „dann und wann" aus Angewohnheit ein wenig schielte, durch Unglück seine Zähne verloren hatte, etwas hinkte, nächstens seinen fünfzigjährigen Geburtstag zu feiern beabsichtigte und sich bereits zehn Körbe geholt hatte. Die Base begriff nicht, auf welche Partie solch blutarmes Geschöpf noch warten wolle und fragte höhnend, ob sie sich etwa einen Prinzen bestellt habe. Da gab ihr denn Doris lachend zur Antwort:

„Ich warte auf niemand und will niemand, meinen Schatz und mein Glück trage ich bei mir!“

Und dabei hatte sie eine silberhelle Roulade keck in die Welt hineingesungen und war davongesprungen.

Ja, diese Stimme der Rektorstochter aus Perleberg war aber auch in der That ein Schatz, und zwar ein goldener, den der Rektor selber mit der größten Sorgfalt pflegte. Ein schönerer Sopran konnte kaum gefunden werden, Klang und Fülle waren überwältigend. Doris lernte dabei leicht, und ihr ganzer Sinn war darauf gerichtet, eine Bühnensängerin zu werden, in welchem Vorhaben sie der junge Braunschweigische Sänger Graun, der zuweilen nach Potsdam kam, nur noch mehr bestärkte.

Der Ausführung dieses Planes widersetzte sich leider der Gelehrte auf das entschiedenste, er wünschte seine Tochter einzig und allein zur Kirchensängerin auszubilden. Auf seinen Wunsch sang sie denn auch in der Nikolaikirche die Soli bei allen Musikaufführungen, in den Motetten des Heinrich Schütz oder Johannes Stobäus, sowie vor allem in den Werken jenes Zeitgenossen des Rektors, den er so leidenschaftlich bewunderte, Johann Sebastian Bach. Der alte Herr freute sich bei solchen Gelegenheiten allezeit über den Musiksinn der Potsdamer, die dann in einer Menge zur Kirche strömten, daß kein Apfel mehr zur Erde gelangen

konnte. Er ahnte freilich, daß wohl kaum einer vom Dutzend aus Liebe zur Musik sich einfand, oder gar um seine wohleingeübten Knabenchöre zu bewundern, sondern daß die Stimme und Erscheinung seiner Tochter die Menge lockte. Da stand sie denn auf dem Chore in ihrer frischen Schönheit, in einfachster Kleidung, das prachtvolle, schwarze Haar nur leicht mit Puder bestäubt, die großen dunklen Augen halb gesenkt, den kindlichen Mund mit den Perlenzähnen so anmutig geöffnet, und mit der seelenvollsten Stimme den heiligen Raum bis in die fernsten Winkel füllend.

Der Ruf dieses Gesanges drang nicht nur in alle Kreise Potsdams, selbst von Berlin reiste man herüber, um die schöne Rektorstochter zu hören und zu sehen.

Ob wohl aber irgend einer der zahlreichen Zuhörer andächtiger den Klängen dieser Stimme lauschte, als jener jugendliche, hochgewachsene Mann, der immer in dem dunkelsten Winkel der Kirche, der Sängerin gerade gegenüber, an einem Pfeiler lehnte und nach dem letzten Tone allezeit eilig hinausschlüpfte, ehe die Menge das Gotteshaus verlassen? Sicher nicht! Doris Ritter wenigstens meinte es. Wohl mancher sah verstohlen nach ihm hin, denn wenn er auch im Schatten stand, zu übersehen war er eben nicht und nirgends in der Welt. Sie kannten ihn alle und liebten ihn über alles. Es war der Kronprinz Friedrich, der schöne,

junge Königssohn, der damals fast wie ein Gefangener unter dem strengen Regiment seines Vaters seufzte. — Durch welche List es ihm möglich wurde, nur in Begleitung seines treuen Freundes Katte oder seines Adjutanten Ingersleben die Nikolaikirche so häufig zu besuchen, hat niemand erfahren.

Übte doch die Musik eine unwiderstehliche Macht auf ihn aus, und war doch seine Flöte oft sein einziger Trost, wenn die Härte des Königs ihn zur Verzweiflung gebracht. Und gerade damals — im Frühling des Jahres 1730 — waren die häuslichen Verhältnisse dem Kronprinzen unerträglicher denn je, der König mißgestimmter gegen seinen Sohn, als irgend zuvor; nie war Friedrich trostbedürftiger, als in jener Zeit. Da zog es ihn denn nicht nur in die Kirche, um jener Stimme zu lauschen, die ihm wie Lerchenjubel und Frühlingsverkündigung erschien, er fand sich auch in den Abendstunden am Gartenzaun des Rektors ein, wenn Doris am offenen Fenster sang und sich dazu auf dem Spinett begleitete. Der Rektor saß alsdann mit einigen gelehrten Herren in der gegenüberliegenden Weinstube zusammen und rauchte seine Pfeife und führte Gespräche über Kriegs- und Friedenszeiten, über all jene Dinge zwischen Himmel und Erde, die keine Schulweisheit ergründet, oder er setzte den andächtigen Hörern das Wesen der regelrechten Fuge auseinander. Die

Base Ursula legte inzwischen in ihrem Kämmerlein Patience und blickte mit zornfunkelnden Augen auf die „Frauensperson", die noch immer unverrückt zwischen ihrer eigenen Person und dem Herzenskönige stand. — Gab es denn kein Mittel, sie aus dem Wege zu schaffen? Wie nun Doris Ritter auch am Gartengitter jenen Zuhörer bemerkt, wie es kam, daß sie ans Fenster trat, seinen Gruß erwiderte, ein paar Worte mit ihm wechselte, endlich auch hinabging — wer könnte es sagen? — Gewiß ist nur, daß derselbe stille Bewunderer eines Abends einen frischen Veilchenstrauß in der Hand trug, als er seinen Lauscherplatz verließ und glücklicher aussah, als ob man ihm ein Königreich geschenkt. — Wie zwei glückliche Kinder sahen sie sich endlich in die Augen, der Königssohn und das reizende Mädchen, wie zwei glückliche Kinder plauderten sie nun allabendlich draußen miteinander, und das frische Lachen, die strahlenden Augen des Mädchens erfrischten die Seele Friedrichs wie der kühle Tau eine welkende Blüte. Wie Ketten fiel es von ihm ab in jener kurzen Stunde des Beisammenseins.

Von einem seltsamen Schmelz erschien plötzlich die Stimme der Sängerin, und dem Vater traten zuweilen die Thränen in die Augen von deren rührenden Klang und Ausdruck.

„Es ist als ob ein anderer Lehrmeister Dich ganz heimlich unterwiese!" sagte er einmal scherzend.

Gut war's, daß er die Purpurröte nicht sah, die bei diesen Worten so jäh ihr reizendes Gesicht überflog. Ja, er hatte recht, es war wirklich ein ganz besonderer Lehrmeister aufgetaucht, der ihr heimlich Unterricht gab, und zwar der größte von allen: die Liebe! — Daß er ihr junges, unberührtes Herz mit Sturm nahm, der Königssohn, der da so demütig am Gartenzaun stand, wie der Geringsten einer, und so dankbar das Geschenk einer Blume entgegennahm, die eine kleine, weiße Hand durch die Hecke ihm scherzend reichte, wie war es anders möglich? Wußte Doris doch auch, daß ihn alt und jung anbetete, den künftigen Herrscher mit den blauen Augen, die so hinreißend beides verstanden: zu befehlen und zu bitten.

Die Tyrannei des Vaters umgab diese Jünglingsgestalt wie mit einer Verklärung; er erschien dadurch in einer Märtyrerglorie. Jeder wäre für den jungen Friedrich durch Feuer und Wasser gegangen, wenn er es verlangt, und die Frauen zuerst. War's also ein Wunder, daß seine siegenden Augen auch Doris Ritter zur Gefangenen machten, und der Gedanke sie berauschte, für ihn eine Freude, ein Trost geworden zu sein. „Nur eine kleine Blume auf seinem Weg, mehr will ich nicht sein, das ist des Glückes genug!" dachte sie in der opferwilligen Zärtlichkeit echter Liebe. Er beherrschte alle ihre Gedanken, er wurde für ihre Seele das, was

die Sonne für die Blumen; im Wachen und Träumen sah sie nur ihn. Am Morgen kam die Erinnerung an ihn wie ein süßes Erschrecken über sie, beim Einschlafen betete sie für ihn. Am Tage saß sie mit ihrer Arbeit hinter den Blumen, die ihre Hand zog, am Fenster, um ihn von ferne vorübergehen oder reiten zu sehen, oder sie stand in ihrem Gärtchen, mit der Hand die Augen beschattend und schaute halb zagend, halb glücklich nach ihm aus. Und wie sang sich's so herrlich, wenn sie den Geliebten unter den Hörern wußte; goldene Flügel wuchsen gleichsam der Stimme, es war, als sollte sie in den Himmel fliegen. Mit Stolz und Staunen sah dann der Vater zu seinem Kinde empor. Was war aus seinem Mädchen geworden?

„Wenn Du so fortfährst, so reisen wir einmal nach Leipzig, und Du darfst vor Sebastian Bach singen!" sagte er einmal, liebkosend ihre glühende Wange streichelnd.

Noch ganz andere, süßere Lobesworte holte sich die Sängerin abends am Gartenzaun, stolze Lippen nannten sie mit dem Accent tiefster Zärtlichkeit „Trostnachtigall".

Alles beichtete Friedrich allmählich seiner jugendlichen Vertrauten: seine Leiden daheim, seine heiße, immer ungestümer aufwallende Sehnsucht, diesem Zwange zu entfliehen, sein Zögern, um die Königin nicht zu betrüben und die Schwester nicht zu ängstigen.

Und das liebliche Zureden des Mädchens beschwich-

tigte immer wieder die hochgehenden Wogen. Zuweilen trat er auch in das Gartenpförtchen ein, und arglos wie die Kinder wandelten sie in den breiten Wegen im Mondlicht auf und nieder. Doris wünschte heimlich oft, daß der Vater sie einmal so finden möchte, um ihm alles sagen zu dürfen, denn es drückte doch ihr kindliches Herz wie eine schwere Last, daß er ihr „Glück" nicht ahnte, und nur die Bitten des Geliebten, nicht eher mit ihm zu reden, als bis in irgend einer Weise eine Änderung der qualvollen Verhältnisse eingetreten, vermochten sie, ferner zu schweigen. — Er wollte sie ja von sich werfen, die künftige Krone, nur frei sein, frei leben dürfen, wie irgend ein armer Edelmann, nur sein eigener Herr sein! Das alles sagte er ihr, während sie neben ihm stand, die zitternde Hand in der seinen. Und ringsumher begannen die Rosen zu blühen und die Linden, und die warmen Duftwellen wogten um die Stirnen der glücklichen Kinder, und die Nachtigallen sangen ihr ewiges Lied von der Liebe. —

Es geschah wohl auch, daß der treue Katte oder der Adjutant des Prinzen, Ingersleben, an Stelle des Kronprinzen zur gewohnten Stunde an dem Garten des Rektorhauses erschienen, wenn es Friedrich nicht gelungen war, sich loszuringen, und sie ergänzten dann die Erzählungen des Prinzen. Die Schilderung der strengen Haft, in der er leben mußte, verscheuchte das

Lächeln auf den Lippen des schönen Mädchens und ließ Thränen in die braunen Rehaugen steigen.

„O wenn ich nichts für ihn thun darf, gönnte man mir doch, für ihn zu leiden!“ rief sie händeringend.

Der sanfte Trost der Nachtigall konnte aber endlich das erregte Herz Friedrichs nicht länger beruhigen; die Ereignisse im Vaterhause drängten ihn gewaltsam vorwärts, der Becher war gefüllt bis zum Rande, — er schäumte über! — Der berühmte, unglückliche Fluchtversuch wurde verabredet und ausgeführt. —

Am 15. Juli 1730 trennte sich Friedrich von seiner Nachtigall, um im Gefolge seines königlichen Vaters zunächst nach Ansbach zu gehen, und eben auf diesem Wege nach Frankreich oder England zu entfliehen. Welche Pläne für die Zukunft half Doris entwerfen, welche Hoffnungen erfüllten die Liebenden, welch zuversichtliches: „Auf Wiedersehen!“ flog von einer Lippe zur andern, wie mutig schieden beide! Ihre zitternde Hand brach eine Rose für ihn, sie sollte ihm Glück bringen, aber Thränen fielen doch in ihren Kelch aus schönen Mädchenaugen. Der süße Traum war ausgeträumt!

Und dann? —

Schon längst war das Herzensgeheimnis der schönen Rektorstochter kein Geheimnis mehr; zwei scharfe, boshafte Augen hatten ihre unschuldigen Zusammenkünfte

mit dem Kronprinzen belauscht, und eine giftige Zunge ihre gewohnte und willkommene Arbeit begonnen: den Ruf einer Schuldlosen zu vernichten! Mit dieser Entdeckung dem Mädchen und dem alten Rektor gegenüber aufzutreten, zögerte sie noch. Vielleicht erreichte sie durch eine geschickte Drohung das Ziel ihrer heimlichen Sehnsucht und erzwang sich durch das großmütige Versprechen des Schweigens von der Angeklagten einen Gegendienst, nämlich den, sich ihrer Verheiratung mit dem gelehrten Herrn nicht zu widersetzen. War es doch sogar möglich, daß Doris jetzt in die Verbindung mit dem zahnlosen Apotheker willigte? Arme „Nachtigall"!

Die Tage und Nächte, die jenem Abschied folgten, waren aber zu qualvoll für Doris Ritter, als daß sie selber sich nicht verraten hätte in ihrer Liebe und Angst. Wie das Clärchen Egmonts, so trieb es sie umher; die tötliche Sorge um das Geschick des Geliebten verleitete sie zu tausend Unvorsichtigkeiten; die Base Ursula hatte ein leichtes Spiel, das Mädchen selber half an seiner eigenen Vernichtung. Sie, die sonst niemals ihr stilles Heim verließ, eilte jetzt ruhelos umher; man sah die schöne Rektorstochter auf allen Straßen und Plätzen, und ihre Bläße und ihr verstörtes Wesen fiel jedem, selbst dem unbefangensten Beobachter auf. Eine Gefangaufführung in der Nikolaikirche wurde sogar,

zum Entsetzen des Kantors, durch eine tiefe Ohnmacht der Sängerin unterbrochen. Doris hatte durch die Seitenthür den jungen Katte eintreten sehen und fürchtete eine schlimme Botschaft, da sie den treuen Freund schon, laut der Verabredung, auf dem Wege zum Prinzen wähnte. Alles Blut strömte plötzlich bei seinem Anblick zu dem armen geängstigten Herzen, — die Sinne schwanden. —

In der Dämmerung desselben Tages aber sah man Doris Ritter mit dem Leutnant Katte im eifrigsten Gespräch vor ihrem Garten auf- und niedergehen, so eifrig, daß sie keinen Vorübergehenden beobachtete. Man wollte sogar wiederholt die Worte von ihr vernommen haben:

„O wie beneide ich Euch! O dürfte ich an Eurer Stelle sein!"

Kaum eine Woche später wälzten sich die dunklen Wogen der schlimmsten Gerüchte nach Potsdam: die Flucht des Kronprinzen war in dem Dorfe Steinfurth entdeckt und — vereitelt worden! Entsetzliche Schilderungen von dem Zorne des Königs gingen von Mund zu Mund. Der alte Rektor selber war es, der, zu Tode erschrocken, diese Kunde in sein Haus trug. Ein Schrei der Verzweiflung, und sein Kind stürzte wie leblos zu seinen Füßen nieder.

Als sie wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, beichtete

sie dem treuen Vaterherzen ihre ganze schuldlose Liebe und ihren Schmerz.

„Aber sie werden Dich töten, mein Kind, wenn man Dich verrät!“ rief der alte Mann verzweifelt.

„Wer sollte mich verraten? Sie lieben ihn ja alle!“ antwortete sie leise. „Ich that nichts, als was sie alle thun mußten!“

In ihrem Herzen aber stand der heiße Wunsch: „O dürfte ich für ihn sterben, da ich nicht für ihn leben kann!“ —

Der König kehrte zurück, und das Gericht brach nun über die vermeintlichen Mitschuldigen herein. Man wünschte mit Güte und Gewalt von ihnen Aussagen über den Prinzen zu erpressen, kompromittierend genug, um auch ihn zu verurteilen, es war vergebens; keine Lippe verriet ihn, alle nahmen die Schuld auf sich und behaupteten, dem Prinzen zur Flucht geraten zu haben. Das tragische Ende ist bekannt: der junge Katte starb für seinen geliebten Freund, er ging so freudig in den Tod! Ingersleben büßte seine Treue mit schwerer Kerkerhaft. Doris Ritter aber — wer mochte wohl die Sünde auf sich geladen haben, ihren Namen vor den Richtern zu nennen? — wurde zu Peitschenschlägen und zum Spinnhause verurteilt.

In welcher Todesangst hat die Ärmste sich vor jenen Henkern auf die Kniee geworfen, als man sie an

einem trüben Septembermorgen weckte, um das Urteil vollziehen zu lassen. Vergebens! Zur Verzweiflung des Vaters schleppte man sie von dannen.

Den unabläſſigen Bitten des Rektors, der nun die Stätte der Schmach ſeines heißgeliebten Kindes auf immer verließ, um ſich in die tiefſte Einſamkeit zu vergraben, gelang es endlich, die Freiheit der Tochter zu erwirken, die arme Nachtigall durfte ſich an ſein Herz flüchten, aber ſie war verſtummt für alle Zeiten, nie ſang ſie wieder ein Lied.

„Ich habe um ihn gelitten, Schlimmeres gelitten, als den Tod; ich klage nicht!“ hat man ſie oft ſagen hören.

Sie ſah den Geliebten nie wieder! —

„Das arme Veilchen — —
Es war ein herzigs Veilchen!“

Das Bienenliedchen.

In der Wohnstube des Kantors der berühmten Leipziger Thomasschule, Johann Gottfried Schicht, saßen am Sylvesterabend des Jahres 1818 einige fröhliche Menschen beisammen am warmen Ofen. Eisblumen blühten an den Fensterscheiben, es war bitter kalt draußen, der Schnee knisterte unter den Tritten der eilenden Wanderer, und die Sterne schauten in fast blendendem Glanze herab auf die kleine Erde. Die da drinnen in der Kantorstube aber spürten davon nichts; der gewaltige Kachelofen that seine Schuldigkeit und obendrein stand noch auf dem Tische eine Schale voll dampfenden Glühweins. Es mußte etwas Absonderliches sich begeben haben, denn sonst hätte es wohl nimmer so festlich in der düstern Stube ausgesehen. Eine weiße Decke lag auf dem breiten Tische, ein Teller

voll Backwerk ſtand darauf, auch zwei Kerzen, und grüne Tannenreiſer waren hinter die ſchwarzen Rahmen der Bildniſſe des Sebaſtian Bach und Martin Luther geſteckt, und ein Kränzlein von Strohblumen umgab den Schattenriß der ſelig verſtorbenen Hausfrau. Auch das Angeſicht des Herrn Kantors ſelber ſah ſo hell und freundlich aus, wie man es ſeit dem Heimgang ſeiner Herzliebſten wohl kaum geſehen.

Und es war auch in der That etwas abſonderlich Frohes geſchehen: die einzige Tochter des Kantors Schicht, die dunkeläugige Henriette, war nämlich mit ihrem Gatten von Hamburg herübergekommen, den Vater zu beſuchen. Da, in der Ecke am Ofen, ſaß ſie, die kleine lebensvolle, kaum ſiebenundzwanzigjährige Frau, mit den üppigen Formen und roten Lippen, und plauderte gar eifrig mit ihrem ſtattlichen Nachbar zur Rechten, dem in ganz Leipzig hochgeehrten weimariſchen Hofrat Doctor Friedrich Rochlitz. Das Licht der Kerzen fiel auf ſein gar kluges Angeſicht und ſeine edle Stirn. Und wovon die beiden wohl plauderten, iſt wohl nicht ſchwer zu erraten: ſie redeten von der Muſik, die ja ihres beiderſeitigen Lebens Leuchte und Freude war und bleiben ſollte bis an ihr Ende. Der Herr Hofrat war damals der Herausgeber der vielgeleſenen Leipziger „Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung“ und der eifrige Förderer und Schützer jeglichen wahr-

haften Musiktalents, in welcher Gestalt sich es auch zeigen mochte. Die Henriette Weißin aber war ein echtes, leichtherziges Musikantenkind, und die heilige Cäcilia, ihre Schutzpatronin, hatte eine köstliche Stimme in ihre Wiege gelegt, die der Kantor Schicht und seine Frau, die ehemals hochberühmte Sängerin Konstanze Valdesturla, gar sorgsam gepflegt und kunstgerecht gebildet. Die Hamburger nannten die kleine Frau ihren Liebling und die „Lerche von der Pleiße". Die Musik hatte auch das Ehebündnis der beiden Gatten geschlossen. Karl Weiße, der reiche Kaufherr, handhabte nämlich das Cello mit seltener Geschicklichkeit, und seine rührenden Töne hatten das Herz der kleinen, spröden Henriette ganz und gar zerschmolzen, so daß sie sich nicht weigerte, mit dem fremden Spielmanne hinauszuziehen in die weite Welt. Sie hatte freilich zu tausend Malen gesagt: „Ich verbleibe mein Lebtag in Leipzig und begehre da begraben zu werden; auch gedenke ich meinen Vater nicht zu verlassen, es sei denn, daß der Sebastian Bach noch einmal wiederkehrte und mich zum Eheweibe verlangte. Es ist nun einmal sicherlich kein Fleckchen auf der ganzen Erde, das nur halb so hübsch wie unsere Lindenstadt!" — So und ähnlich hat schon manches Leipziger Töchterlein gesprochen — und doch sind sie fortgezogen von der lieben Heimat, weit über Berg und Thal, und sogar oftmals mit Eheherren,

die nicht halb so rührend Cello zu spielen verstanden, wie jener Karl Weiße aus Hamburg.

Der Kantor Gottfried Schicht sah sein Herzenskind freilich mit Seufzen ziehen, aber es war ihm doch ein rechter Trost, daß sie einen wirklichen und tüchtigen Musikanten zum Manne genommen. — „Ube fleißig jedweden Morgen Deine Solfeggi und Tonleitern," rief er seinem Töchterchen mitten in den Abschiedsthränen zu, „Dein Ehemann wird es Dir nicht verwehren; und wenn er's thäte, so lasse Dich augenblicklich von ihm scheiden und komm zurück in mein Haus!"

Karl Weiße saß dicht neben dem Schwiegervater; er war ein stattlicher Herr mit einem mild ernsten Angesicht. Man konnte es den beiden wohl anmerken, daß sie sich gar sehr lieb hatten. Der Sohn hielt eben die Hand des Kantors und schien ihm einen ganz besonderen Herzensdank zu sagen, der diesem an die Seele ging; denn seine Augen schimmerten feucht, als er so zuhörte, und seine Stimme klang gewaltig unsicher, als er endlich halblaut sagte: „Ja, ja, — mein Herr Sohn, die Jette ist ein braves Kind, fast solch ein Kleinod wie ihre selige Mutter, meine herzliebe Konstanze, war. Die sang auch, daß die Engel im Himmel hätten neidisch werden mögen, und hielt doch ihres Mannes Wäsche fein in Ordnung und ließ ihr Kind niemals unsäuberlich einhergehen, und wußte in

ihrer Küche ebensowohl Bescheid, wie in ihren Notenbüchern, und hielt die Mägde in strenger Zucht."

„Wohl dem, der Freude erlebt an seinen Kindern," sagte da eine sanfte Stimme vom Ofen her. Ein schlanker, nicht sonderlich großer Mann stand dort und wärmte sich die Hände, denn er war noch nicht lange da, und sah dabei mit großen, wundersam milden Augen auf den alten Kantor. Der nickte auch lächelnd zu ihm hinauf und rief: „Wer weiß, was Euch der Herr noch zugedacht, liebwerter Herr Magister; für solch eine fromme Seele müssen noch besondere Freudenblümlein aufblühen am Lebenswege." Der freundliche Mann aber antwortete: „Ein harmloser Finke ist gar leicht zufrieden! Ein Stück blauen Himmels, ein Nestchen, das der Sturm verschont, und Futter und klares Wasser von einem Tage zum andern; mehr begehrt er nicht."

Der dieses sprach, war aber ein gar wohlangesehener Mann in Leipzig, dazumal Direktor einer weit und breit berühmten, vom Rate der Stadt konzessionierten Erziehungsanstalt, auch ein absonderlich beliebter Kanzelredner; vor allen Dingen aber ein echter und wahrhaftiger Diener der heiligen Cäcilia, denn die Musik war die einzige Erquickung und das höchste Labsal seiner Seele. Sein Name war Gottfried Wilhelm Fink. Nach des Tages Last und Hitze, nach jedweder

Kränkung, die ihm zu teil wurde (und sein schwerer Beruf brachte ihm nicht wenige), nach jedem Weh, das sein allzuweiches Herz traf, zog er sich in sein Stübchen zurück, wo sein kleines Klavier stand, und spielte die Sorgen und Kümmernisse sich von der Seele, in allerlei frommen Chorälen und lieblichen Melodieen, und wer ihn dann nach einer Stunde vielleicht heraustreten sah, mußte denken, es gäbe keinen fröhlicheren Mann auf Erden, als eben ihn.

Kaum hatte er ausgeredet, indem er seine Hand traulich auf die Schulter seines Freundes, des Kantors, legte, als jemand an die Thür klopfte, und auf Schichts „Herein" ein junger, gewaltig schlanker Mensch in etwas gebeugter Haltung eintrat, eine Notenrolle unter dem Arm. Erschreckt schaute er sich um, und schien bereit, zur Stelle wieder umzukehren; Gottfried Schicht aber erwischte ihn an dem Schoße seines kurzen Rockes und rief: „Heda! will Er wohl stillhalten! Braucht Er spornstreichs davon zu laufen, wenn Er einmal ein anderes Gesicht hier findet, als das seines grämlichen Lehrmeisters? Schau Er sich die Leute erst an, ehe er die Flucht ergreift; den Magister und den Hofrat kennt Er doch schon eine geraume Weile und hat gar manchen Bogen im Dienste der beiden vollgeschrieben. Und nun komm' Er näher ans Licht und zeige sich auch dem Frauenzimmer da, vor der bis zur

Stunde noch niemand davongelaufen ist: das ist meine Tochter Henriette, und da ist mein Schwiegersohn, Karl Weiße aus Hamburg."

Verwirrt und doch erfreut zugleich verneigte sich der Jüngling, wobei ihm sein dickes, schwarzes Haar, das er frei auf die Schulter niederfallend trug, fast über die schmalen Wangen zusammenschlug. Dann richtete er sich auf, wendete sich wieder zu Schicht und sagte: „Ich bin fertig mit den Chorälen, Herr Kantor."

„Er ist ein absonderlich fleißiger Mensch," antwortete der alte Herr heiter, „und ich wollte, alle meine Schüler machten mir so wenig Mühe wie Er. Zum Lohn mag Er auch jetzt ein Stündchen hier verweilen. Jettchen, gieb ihm ein Glas heißen Weines."

„Ich kann aber nicht hier bleiben, es ist Sylvesterabend, und da habe ich dem kranken Externen, meinem Landsmann, dem Reinhold — Ihr wißt's ja und kennt ihn — versprochen, bei ihm zu bleiben."

„Wenn das ist, mag ich Ihn nicht halten. Aber meine Henriette muß Er doch zuvor hören. Bleib' Er nur ein Weilchen; es ist erst sechs Uhr und der Abend wird lang am Krankenbette."

Während der Zeit hatte die hübsche Weißin dem Schüchternen mit freundlicher Miene ein gefülltes Glas kredenzt; er nahm es auch und that einen tüchtigen Zug daraus. „Auf Euer Wohl!" sagte der Jüngling,

ſah der anmutigen Geberin mutig in die Augen und leerte alsdann das Glas in einem Zuge. Wie Feuer floß es durch ſeine Adern, — er wußte ſelbſt nicht, war es das ſelten gekoſtete Getränk oder das reizende Lächeln der jungen Frau vor ihm, was ihn ſo wunderſam erwärmte.

„Komm her, Jettchen — ſing uns jetzt eine ordentliche Arie, der Karl Zöllner mag Dich begleiten; er wird ſich nicht mehr fürchten," lächelte der Kantor, „und Du brauchſt Dich auch nicht vor ihm zu fürchten, er verdirbt Dir keine Fioritur, noch fällt er zu früh in die Taſten, wenn Du einen Triller ſchlägſt. Ich ſtehe für ihn ein. Und wir hören zu, der Magiſter und der Hofrat, und wollen ſcharf rezenſieren und aufmerken, ob die kleine Frau auch wirklich noch ſingen kann."

Mit heiterer Miene ſetzte der Kantor Schicht ſich in dem weiten Lehnſeſſel zurecht, und der Hofrat Rochlitz nahm neben ihm Platz mit den Worten: „Wehe ihr, wenn ſie's verlernte! Ich ließe einen gewaltigen Artikel los für die Leipziger gegen die Weißin, geborne Henriette Schicht!" Karl Weiße aber ſtand auf, ſchlang ſeinen Arm um ſeine Frau und rief: „Singe nur, Jettel, und zeige ihnen, in welch guter Hut nicht nur Du ſelbſt, ſondern auch Deine Stimme geweſen, ſeit Du die Lindenſtadt verlaſſen haſt."

„Auf dem Spinett liegen noch alle Noten Deiner Mutter," sagte jetzt der Kantor, und ein Schatten legte sich auf seine Stirn; „wähle Dir aus, mein Kind."

„Da liegt just die Arie des Graun: »Singt dem göttlichen Propheten« — es ist die letzte, die wir miteinander studierten, wißt Ihr noch, liebster Vater? Der Lauf bis ins hohe b wollte immer nicht recht nach Eurem Sinn geraten. Ihr waret zu Zeiten ein wenig unwirsch deshalb. Aber der Begleiter wird seine Not haben, denn ich schrieb die Arie selber, und das Notengekritzel meiner Hand ist nicht sonderlich leserlich!"

„Sorge Dich nicht; ich sagte Dir schon einmal, ich stehe für den Karl Zöllner!" lautete die Gegenrede.

Der junge, schlanke Schüler Schichts setzte sich an das Spinett, überflog mit seinen klugen Augen nur eine kleine Weile das wunderlich bekritzelte Blatt, nickte der Weißin dann mutig zu, schlug den ersten Accord an und spielte das Ritornell rasch und feurig. Einen Augenblick lang flog doch ein Beben durch seinen ganzen Körper, als so dicht neben ihm eine Sopranstimme wie auf Adlerschwingen emporstieg in dem köstlichen Lauf:

„Singt dem göttlichen Propheten —"

Solche Stimme hatte er ja noch nie vernommen, solch ein Gesang war noch nie vor ihm laut geworden, aber die Besonnenheit verließ ihn darum doch nicht. Während der ganzen Arie, in dem Brillantfeuer der prächtigsten Fiorituren, in dem blendenden Licht der lang ausgehaltenen Töne blieb er vollkommen ruhig, jede Note der Begleitung war an ihrem Platze, jedes Ritardando stimmte mit dem der Sängerin, jedes Accelerando fand ihn gerüstet, keine Forte beirrte, kein Pianissimo überraschte ihn. Es war, als ob eben diese beiden schon ein halbes Menschenalter lang miteinander Musik getrieben; die Leistung war wie aus einem Guß, und die lebhafte Henriette beugte nach dem letzten Tone sich blitzschnell herab zu dem Jüngling, drückte einen Kuß auf seine Stirn und rief: „Er hat's brav gemacht, lieber Junge!"

„— Und Du nicht minder!" lächelte der alte Schicht, unter mühsam unterdrückten Thränen. „Komm her, laß Dich umarmen, Jettchen. Der heiligen Cäcilia sei Dank, daß sie Dich einem Musikanten in die Arme geführt, der den Schatz Deiner Stimme zu hüten wußte. Jetzt war der Lauf, wie ich ihn immer haben wollte. Du hast meinem alten Herzen wohlgethan, Kind!"

Die junge Frau küßte erst ihren Vater, umhalste dann ihren Mann, nahm lachend die feinen Lobsprüche

des entzückten Herrn Hofrat entgegen, während Fink leise mit dem jungen Zöllner redete, der mit hochgeröteten Wangen und blitzenden Augen neben dem Spinett stehen geblieben war.

„Nicht so, Herr Magister, aus dem da wird einmal ein ordentlicher Musikmeister," rief jetzt Henriette Schicht dazwischen, trat herzu und legte ihre volle, weiße Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Wird leider ein Candidatus theologiae aus ihm," antwortete Fink; „es ist solches aber wahrlich eine Sünde wider die hochheilige Musika selber. Seine Mutter hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, den Sohn im Priesterrocke zu sehen; und man sagt, was die Weiber einmal wollen —"

„Aber daraus wird nun und nimmermehr etwas!" rief die hübsche Henriette, — „und daß ich, ich selber, die Henriette Weißin, daran die Schuld trage, daß er kein geistlicher Herr wird, ist gar zu schön. Ich sage Euch, von heute an kann er gar kein Theologe werden — er muß ein Musikant sein und bleiben sein Lebenlang — denn ich habe ihn ja geküßt!" — Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie den Männern, die wie aus einem Munde mit allerlei Fragen, Scherzen und staunenden Ausrufungen auf sie eindrangen, ordentlich Rede zu stehen vermochte. Endlich trat sie vor ihren Vater hin, und ihre Feuerblicke neckisch von einem zum

andern schickend, lächelte sie: „Sind da doch wahrlich vier alte Musikanten im Stüblein versammelt, und doch besinnt sich keiner auf das alte Sprüchlein:

Wen geküßt Musikantenkinds roter Mund,
Gehört der heiligen Cäcilia von selbiger Stund;
Muß werden ihr Unterthan ganz und gar,
Mit Leib und Seele, Haut und Haar!"

„Und ich bin nimmer gesonnen, dieses köstliche Sprüchlein zu Schanden zu machen," rief plötzlich Karl Zöllner strahlenden Blicks, „Ihr sollt es erleben, so hoffe ich, Frau Weißin! — Es wird nichts mit dem Pfarrherrn, ich fühl's in dieser Stunde gar zu mächtig! Und mein Mütterlein in Eisleben, denke ich, wird sich trösten, und eines Tages erkennen, daß ein rechter Musikant doch sicherlich eben so viel wert ist, als ein geistlicher Herr!"

Die feurige Rede des sonst so Schüchternen rief eine laute, allgemeine Heiterkeit hervor.

„So habe ich den Menschen noch niemals gesehen; — da sieht man, was ein ordentlicher, regelrechter Gesang zuwege bringt," sagte der alte Schicht. Der Hofrat Rochlitz aber küßte der Sängerin die Hände und scherzte: „Da sieht man vielmehr, wie ein Paar schöne Augen alle althergebrachte Regel und Ordnung umstoßen. Jung und alt versteht Ihr an Euren

Triumphwagen zu spannen. Wohl und wehe dem, der sich in Euren Netzen fängt, schelmische Frau!"

Nachher spielte Karl Weiße noch ein köstlich Adagio auf dem Cello zu allgemeinem Ergötzen, und in dem lebhaften Hin- und Widerreden über das Gehörte war es, wo Karl Zöllner sich fortschlich, ohne daß jemand seine Flucht gewahrte. Es wurde ihm gar schwer, sich loszureißen, aber sein kranker Mitschüler erwartete ihn, und da hätte ihn nichts abhalten können, sein Versprechen zu lösen. Erst wie er draußen in der Kälte stand und den Schnee unter seinen Füßen fühlte und der eisige Wind in seinen Haaren wühlte, ward er sich bewußt, wie es in ihm glühte, wie seine Wangen brannten und sein Herz klopfte. Und wie er so dahinschritt im leichten Röckchen, umtönten ihn noch die herrlichen Klänge der wunderschönen Frauenstimme, und dazwischen sang und klagte das Cello. Ehe er sich's träumen ließ, stand er in der Reichsstraße, wo seine Schulfreunde wohnten, die ihn zu dem Kranken begleiten sollten. Es galt ja, dem Armen eine kleine, frohe Überraschung zu bereiten zum Jahresschluß. Unwillkürlich griff er an die Brust — ja, die Notenrolle war noch da. Während er die vier dunkeln Stiegen hinaufkletterte und von Zeit zu Zeit die Namen jener vier, die er eben suchte, laut rief, quälten ihn allerlei Sorgen. Wenn sie nur alle auch

ordentlich ſingen! Der Tenor hatte in der letzten Probe ſo gar bedenklich geſchwankt, der Baß konnte ſich trotz aller Mahnungen und Bitten das arge Schreien nicht abgewöhnen! — Es wogte und wallte etwas von der Furcht und ſtolzen Hoffnung eines Komponiſten in der Seele dieſes Jünglings, es bereitete ſich ja Wichtiges vor: der kranke Freund ſollte ſein erſtes Männerquartett hören! — Wer aber jemals die arge Welt mit einem opus 1 beglückt hat, der weiß auch allzuwohl, welche Gefühle die Seele durchziehen, wenn ſolches zum erſtenmal zu Gehör gebracht werden ſoll.

Die größten Künſtler der Welt vermögen es ja nimmer ſo auszuführen, wie der Komponiſt es in jenen ſeligen Stunden des Schaffens ſingen und klingen gehört. — Ach und gerade heute hätte Karl Zöllner ein Stück ſeines eigenen Lebens dahingeben mögen, wenn es dem Kranken ſo recht lieb und froh in's Ohr geklungen!

In der Schloßgaſſe, in einem engen Stübchen im dritten Stockwerk, deſſen Fenſter hinausging auf einen dunklen Hof, ſaß ein junger, kranker Menſch in einem alten Lehnſeſſel. Eine trübe Lampe brannte auf dem Tiſche, ein Bett ſtand im Winkel. Es war gewaltig heiß in dem engen Raume, das Feuer im Ofen arbei-

tete mächtig, und doch streckte der arme Knabe seine bleichen Hände dem schwarzen Freunde entgegen wie einer, den die Kälte peinigt. Unruhig sah er von Zeit zu Zeit nach einer Uhr, die auf dem Tische neben ihm lag; er war schon lange allein gewesen, denn der gutmütige Schuster, sein Hauswirt, hatte ihn vor einer Stunde verlassen, um mit einigen alten Zunftgenossen und Bekannten einen lustigen Sylvesterabend zu feiern. Und das Alleinsein ist nur süß für die Gesunden und Glücklichen, den Armen und Kranken bringt es bittere Qualen.

Der Reinhold saß da und dachte an vergangene Zeiten, wo er ein frohes Kind mit frohen Geschwistern gewesen und Vater- und Mutteraugen noch über ihm leuchteten. Er sah das kleine Elternhaus ganz deutlich, mit seinem niederen, rebenübersponnenen Dache; er sah den Hof und den Garten, wo die Bienenstöcke standen; er sah den prächtigen Wald dahinter, von dem die Kinder damals glaubten, er habe kein Ende. Und er sah auch den staubigen Weg, der vom Hause in die Stadt Eisleben führte, auf dem er allmorgendlich zur Schule wanderte. Er dachte auch an den letzten Sylvesterabend, den er daheim verlebt; sie hatten alle bei einander gesessen um den runden Tisch in der Wohnstube, Vater und Mutter, die beiden Schwestern und er selber mit seinem besten Schulkameraden, Karl Zöllner.

Die Mutter hatte Kuchen gebacken und der Vater gab jedem ein halbes Gläschen voll heißen Punsches. O, er hörte noch deutlich das silberne Lachen der Schwestern, als auf die Frage des Vaters: was er wohl dermaleinst werden wolle, Karl Zöllner so lustig rief: „Ein Spielmann!“ — Dann hatte die Mutter ihn selber gefragt, und er hatte so recht aus vollem Herzen gesagt: „Ein Förster, wie es der Vater ist, damit ich allzeit im grünen Walde leben kann!“

Und ein Jahr nachher — wie anders war alles geworden, und wie bitter traurig. Der Vater von Wilddieben erschossen; die Mutter vor Schrecken zur Stelle gestorben, als sie ihn heimgebracht; die eine Schwester fortgezogen, weit, weit über das Meer mit fremden, reichen Leuten; die andere, die schöne, blonde Anna, mit gebrochenem Herzen und irren Sinnen, verlassen von einem schlauen Verführer, in einem Irrenhause; und er selbst? Er sollte Student werden und Pfarrer gar, so wollte es der Vormund. — Zwar hatte Reinhold gemeint, er müsse sterben, als er von dem Hause und dem Garten mit den summenden Bienen, und sonderlich von dem rauschenden Walde Abschied nahm; er war aber leben geblieben, hatte sogar fleißig gelernt und gute Zeugnisse dem Vormunde nach Hause geschickt.

Daß er dabei hinsiechte, sah niemand als sein

Freund Karl Zöllner, den sie ja auch nach Leipzig geschickt hatten auf die weltberühmte Thomasschule. Aber wenn sich dieser auch oftmals um das bleiche Aussehen und das gebrochene Wesen Reinholds bekümmerte, helfen konnte er ihm doch nichts, höchstens die eigene Armut mit ihm teilen, oder ihm zusprechen, wie man einem kranken Kinde zuredet. Und das Reden half weniger als ein Spaziergang vor den Thoren, oder eine leise Weise, auf dem Spinett gespielt. Dann allein vergaß Reinhold auf Augenblicke jenen brennenden Schmerz seines Herzens, jenes tötliche Heimweh nach dem grünen Walde, an dessen Saum er aufgewachsen. Dann träumte ihm, er läge wiederum im Grase auf dem Rücken, blickte durch das Laubwerk hindurch in den hellen Himmel, sähe die Goldkäfer und Schmetterlinge schwirren und fliegen, und hörte die Bienen summen. O, dies wunderfüße, köstliche Bienengesumme! — Reinhold meinte in der ganzen Welt keine besseren Freunde zu haben, als die Bienen, und kein Vogelsang deuchte ihm auch nur halb so schön; selbst nicht beim Schlage der Nachtigall ließ sich's so herrlich träumen.

Und als er endlich krank wurde, sehr, sehr krank, und dennoch nimmer den Doktor fragte wegen des bösen Hustens und schweren Atemholens, und zuletzt nicht mehr seine arme, kleine Stube verlassen konnte,

da war es wiederum sein bitterstes Leid, nicht mehr die Bienen summen zu hören und nicht mehr das Laub des Waldes rauschen. Der Frühling kam ja noch lange nicht, und der Winter war so dunkel und traurig. — Selbst die Musik war verstummt für ihn, seit er da oben in seinem Kämmerlein saß, denn er selber hatte ja kein Spinett wie sein junger Freund. Der kam zwar getreulich, so oft er konnte; aber der Stunden „sind ja allzuviel", wie es in dem alten Volksliede heißt, für den Kranken wenigstens sicherlich, wenn sie auch der Gesunde nicht zählt, — und o wie endlos sind sie!

An all diese Dinge dachte der arme Knabe, bis er Tritte auf der Treppe hörte und ein Klopfen, und Karl Zöllners freundliches Gesicht zur Thür hereinschaute. „Grüß Gott, Reinhold," sagte er, „ich hab' Dir was mitgebracht zum neuen Jahre. Den grünen Wald und die Heide kann ich Dir freilich nicht ins Stübchen tragen, das könnte zur Stunde, glaub' ich, der liebe Gott selber nicht; aber was anderes bringe ich mit, und da draußen stehen noch vier, die mir tragen halfen; — dürfen sie hereinkommen?"

Der Kranke hob den blonden Kopf, ein Lächeln flog über seine feinen Züge, die großen, blauen Augen richteten sich erwartungsvoll nach der Thür. Er nickte lebhaft, als er vier seiner Schulkameraden erkannte, die

jetzt mit feierlicher Miene eintraten und sich seinem Sitze gegenüber aufstellten.

„Jetzt denk', es sei Sommer, Reinhold," sagte Zöllner, „und du lägest draußen im Grase —"

„Was hilft es mir? die Bienen, meine alten Freunde, sind doch nicht da!" flüsterte der Kranke. Da erhoben sich — Karl Zöllner schwang eine Notenrolle als Taktstab — vier frische, volle Jünglingsstimmen und sangen das schlichte Bienenliedchen des Halberstädter Dichters:

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen;
„Bienchen," sprach die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat auch Gift,
Und Du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sprach sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß' ich darin!"

Aber was war das? — Um die lieblich einfache Melodie webte sich leibhaftiges, wirkliches Bienengesumme; es war, als ob die lustige Biene „emsig hin und her" summte, bald hoch, bald tief, bald leise, bald laut, aber immer in derselben Tonart der Liedes; eine Biene war's also nicht allein, sondern sogar eine ganz musikalische! — War das Zauberei? Kam der herrliche Sommer daher, wehte es vom fernen Heimats-

walde herüber, zog der Duft des Heidekrautes in das arme Stüblein?

Der Kranke hatte sich aufgerichtet: „O, die Biene, die Biene!“ murmelte er, mit verklärten Blicken um sich schauend. — Als die jungen Sänger schwiegen und näher zu ihm herantraten, schaute er sie alle mit feuchten Augen an und lächelte ihnen zu. Um Karl Zöllners Hals aber schlang er die matten Arme und flüsterte: „Dank Dir, Du Guter, Lieber, — laß mir's noch einmal singen — ich kann dann besser atmen — die Brust wird mir weit — o sie summt just so wie daheim, Deine Biene! — Ich weiß wohl, daß Du diese Biene bist, Karl, aber Du hast's ja auch von unsern Bienen gelernt, dort in unserm Garten!“

Und sie sangen es ihm noch einmal, und ein Rot der Freude färbte seine blassen Wangen. Er ließ sie alle nicht wieder von sich in dieser Sylvesternacht, und die Sänger hatten allerlei mitgebracht zur Feier des letzten Jahresabends und da wurde ein wunderlich Getränk gebraut, das die frohen, jungen Gesellen Glühwein benannten, und kleine Kuchen fanden sich auch in irgend einer Tasche; und wenn man sie so bei einander sah, hätte man nicht meinen sollen, daß einer unter ihnen sei, der nur noch wenige Monate zu leben hatte.

Das Bienenlied sangen sie dem armen Reinhold

auch in seinem Sterbestündlein, und Karl Zöllner konnte kaum summen vor lauter Thränen, und als der letzte Ton verhallt war, da lag der junge Freund mit sanft geschlossenen Augen still und regungslos. Sein Antlitz aber war so friedvoll und glückselig, als läge er auf grünem Rasen draußen in seinem Walde und lauschte dem Schwirren der Goldkäfer. Er war daheim!

Es war viele Jahre später, im Sommer des Jahres 1847 etwa, als sich in dem gastfreien, stattlichen Hause eines liebenswürdigen, echten Musikfreundes zu Leipzig eine zahlreiche Gesellschaft junger und älterer Musiker und Musikliebhaber zusammengefunden hatte. Gefeierte Namen waren darunter, berühmte Komponisten mit ihren hoffnungsvollen Schülern und begeisterten Anhängern, vielversprechende, junge Virtuosen, anmutige Sängerinnen.

Es war eine jener musikalischen Soireen, wie sie in jenen Räumen zu Anfang eines jeden Monats stattzufinden pflegten. Köstlich frisch wurde dort musiziert, und ernst, doch zugleich auch mild kritisiert; dabei war der Ton der Gesellschaft der heiterste von der Welt, und die geistvollsten Männer und liebenswürdigsten Frauen als regelmäßige Besucher dort zu finden. Man hörte junge Stimmen und alte klassische Musik, Neues

und Bewährtes, konnte kommen und gehen nach Belieben, und fand alles dort, nur keine Langeweile. Gegen Ende der Soiree wurden auch einige neue Männerchöre vortrefflich vorgetragen, dirigiert von einem sehr großen, schlanken Manne schlichten Aussehens und Wesens. Sein Gesicht war scharf ausgeprägt, Augen und Mund von heiterer, fast kindlicher Güte im Ausdruck, dichtes, dunkles Haar fiel ihm auf die Schultern nieder. Dieser war Karl Zöllner, damals schon ein vielgesuchter Lehrer und der Gründer mehrerer Gesangvereine.

Man verlangte noch mehr zu hören, als der frische Chor der Sänger schwieg. Da ließ der Genannte, nach kurzem Sinnen, vier junge Männer in eine Fensternische treten; er selbst stand hinter ihnen, halbversteckt von dem herabwallenden Vorhange, und plötzlich klang es sanft und lieblich:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her —“ u. s. w.

Und täuschendes Bienengesumm durchzog den Raum, und mit ihm Grüße von der Heide, Waldesduft und Sonnenschein. Man staunte, lachte und begehrte endlich stürmisch eine Wiederholung, und die Biene Zöllners flog von neuem unter lebhaftestem Jubel „emsig hin und her“. Einer hübschen, neugierigen Fragerin antwortete der Komponist: „Ich schrieb

das Liedchen einſt vor vielen, vielen Jahren; heute iſt der Sterbetag deſſen, dem ich es ſang."

Das Verlangen, den geliebten Sohn als ehrwürdigen Pfarrherrn zu ſehen, hatte ſein Mütterlein längſt aufgeben müſſen; aus dem Karl Zöllner war wirklich ein „Spielmann" geworden. Die anmutige Henriette Weiße hat bis an ihr Lebensende behauptet, daran ſei einzig und allein ihr Kuß ſchuld; und Karl Zöllner hat dem auch niemals widerſprochen.

Der alte Bach kommt!

Cedo majori!

Es war im März des Jahres 1749, zu jener Zeit, als der elegante Philipp Emanuel Bach noch als Kapellmeister und Hofvirtuose des großen Friedrich in Potsdam lebte, und der alte Quanz seinem königlichen Schüler jede Woche mindestens ein neues Flötenkonzert vorlegen mußte, (weshalb sich auch nach dem Tode des berühmten Musikers allein 300 Flötenkonzerte vorfanden,) und nebenbei in den Kompositionen des hohen Herrn seufzend die falschen Quinten korrigierte. An jedem Abend versammelte Friedrich der Große seine Musikanten im Konzertzimmer des neuen Palais, und nur Auserwählte und ausgezeichnete Fremde wurden außer ihnen noch mit einer Einladung beehrt. Man saß in einem Nebenzimmer in zwangloser Unterhaltung beisammen, an der Friedrich zuweilen teilnahm, meist

jedoch zog er sich in das Konzertzimmer zurück, ehe das eigentliche Musizieren begann, und solfeggierte, damit, wie er scherzend zu sagen pflegte, er seinem braven Lehrmeister doch keine Schande mache. Zuweilen probierte er auch irgend ein Adagio eines Konzerts, oder eine besonders schwierige Stelle eines Allegretto, und da geschah es nicht selten, daß Quanz mitten in dem lebhaftesten Gespräch aufsprang, den Kopf in die Thür steckte und kläglich rief: „Mit Verlaub, Majestät — das war falsch, es muß fis heißen, wo Majestät f gespielt haben!“ oder „Den Läufer können wir heut abend noch nicht herausbringen, Majestät, der muß bis zum nächsten Male bleiben!“ — Bevor nun der König das Zeichen zum Beginn des kleinen Konzerts gab, pflegte er auf kurze Zeit in das Musikantenzimmer zu treten, um seine Schar zu mustern. Er liebte es nicht, wenn man dann die mindeste Notiz von ihm nahm, er wollte nichts sein als auch ein „Musikant“, und verlangte, daß man ruhig weiter plauderte, während er mit verschränkten Armen auf und nieder schritt. Es war meist eine interessante Versammlung, die sich da einfand, eine Galerie von wirklichen Charakterköpfen. Da ragte unter allen Philipp Emanuel hervor, der Konzertmeister Franz Benda, der berühmte Flötist Quanz, der Lieblingssänger und Komponist Graun, der alte Domorganist Heine, der Hofkonzertmeister der Prin-

zeſſin Amalie, Kirnberger, der gelehrte Muſiktheoretiker Friedrich Wilhelm Marpurg, der den Titel eines Kriegsrats führte, der Orgelſpieler Agricola, Schüler Sebaſtian Bachs, ebenſo wie Kirnberger, und der Profeſſor Sulzer.

Wie viel gab es da zu reden und hin und wieder zu ſtreiten über jene Kunſt, die ihnen allen „die hohe und heilige Göttin" geworden war. Dann hatte der König ſeine Freude daran, wenn ſeine Muſikanten ein wenig aneinander gerieten, und die Herren Äſthetiker den Muſikern allerlei ſchwierige Fragen vorlegten, und ſie ſich ereiferten und erhitzten um die Löſung. So war auch einmal unter ihnen vom Kanon die Rede, und ſie konnten ſich nicht einigen über deſſen Wert und Bedeutung, als Friedrich endlich lächelnd ſagte: „Viele Muſikanten wiſſen in der That nichts davon, und die es recht verſtehen, thun ſo gelehrt damit, als wenn unſereinem das überhohe Dinge wären, genau wie die Doktoren mit ihren Rezepten. Mich aber freut's immer, wenn ich finde, daß ſich auch der Verſtand mit der Muſik zu ſchaffen macht. Wenn eine ſchöne Muſik zugleich auch gelehrt klingt, ſo iſt mir das ſo angenehm als wenn ich bei Tiſche klug reden höre."

Eine unbegrenzte Verehrung hegte der König vor den Werken des großen Leipziger Kantors. Keine Empfehlung ſchätzte er höher als die, ein Schüler

Sebastian Bachs gewesen zu sein. Nie wurde er müde, sich von ihm erzählen zu lassen. Philipp Emanuel konnte nicht genug berichten aus dem Leben des Vaters, immer neue Fragen stellte Friedrich. Vielleicht hat keiner seiner Zeitgenossen und keiner nach ihm diese ernste, große Künstlergestalt mit aufmerksamerem, liebevollerem Auge betrachtet, als der große König. Es lebte ein verwandtes Element in diesen beiden Riesengeistern: das kühne Wollen und Vollbringen. Diese ungeheure Arbeitskraft, die tapfere, unermüdliche Thätigkeit Bachs in dem engen Rahmen kleinlichster Beschränkung, dieser mutige Kampf des Genius mit dem sorgenvollen Dasein zog ihn mächtig an. Sie schimmerten feucht, die wunderbaren blauen Augen, als Philipp eines Tages erzählte, wie der Vater den Grund zu seiner großen Augenschwäche in frühester Jugend schon durch eine gefährliche Arbeit gelegt habe.

„Noch nicht zehn Jahre alt," berichtete der Sohn dem Könige, „stand Sebastian Bach als elternlose Waise in der Welt, und kam, als der Jüngste aller Geschwister, zu seinem ältesten Bruder ins Haus, der Organist in Ohrdruf war. Da ging es denn viel armseliger her als daheim im Hause des verstorbenen Hofmusikus in Eisenach. Ein Haus voll Kinder war da, lauter Mädchen, Johann Christoph Bach war heftig und unzufriedenen Gemüts und die Frau schwach und kränklich.

Der kleine Bruder mußte tüchtig mit zugreifen, wo es not that, und erwies sich auch geschickt und willig. Eine besonders ungewohnte Arbeit war ihm aber das Wasserholen an dem schweren Ziehbrunnen auf dem Hofe, und doch hatte er sich gleich in den ersten Tagen freiwillig dazu erboten, um sie seiner Base Barbara abzunehmen. Sie zählte zwar schon dreizehn Jahre, war aber verwachsen und das geduldige Aschenputtel des Hauses. Das Heraufwinden des Eimers ließ ihr blasses Gesicht immer noch bläßer werden, und die arme zusammengedrückte Brust flog, als wollte sie zerspringen. Da wurde der Sebastian denn ihr freiwilliger Helfer, und sie dankte ihm das bis zu ihrem letzten Atemzuge.

Der Bruder unterrichtete den Kleinen im Klavierspielen weiter, und von der ersten Stunde an dachte der Knabe an nichts mehr, als an die Musik. Der Vater hatte bis dahin alles wie Spielwerk betrieben mit dem jüngsten Sohne, Johann Christoph nahm es ernst und sein Schüler noch ernster. Er mußte vom Klavier und von der Orgel geradezu weggetrieben werden, alle die sogenannten „Handstücke", die ihm der brüderliche Lehrmeister vorlegte, bewältigte er im Umsehen, und verlangte nach „schwereren" Sätzen. Nichts vermochte ihn vom Spinett wegzulocken, kein Frühlingswetter und kein lustiges Spiel auf der Wiese, kein Ruf und kein

Jauchzen der Kinder da draußen, nur der Ton des kleinen Glöckchens am Ziehbrunnen. Das hörte er immer und zu jeder Stunde, und da brach er ab und rannte hinaus und füllte den Eimer für sein Bäschen und trug ihn in die Küche. Manchmal war er freilich auch so zerstreut, daß er die eben angefangene Melodie weiter sang und das heraufgezogene Wasser wieder in den Brunnen goß und noch einmal anfangen mußte. — Da lachten sie denn zusammen und er freute sich immer, die arme Barbara lachen zu sehen, denn das geschah so selten! Bald kam auch eine Zeit, wo sie mit ihrer Arbeit in eine Ecke des Zimmers schlüpfte, wenn er spielte, oder wo er die Thür auflassen mußte, damit sie es hörte, wenn sie sich in der Küche aufhielt. Sie war auch die erste und einzige, die ihn lobte und die schwache, kleine Hand auf seine Schulter legte und wohl auch seine Stirn küßte und ihm leise sagte: „Du hast brav gespielt, Bastian!“ Und dabei leuchteten ihre Augen, daß er immer an die Augen seiner Mutter denken mußte, die doch schon so lange schliefen.

Da kam es eines Tages, daß Sebastian in den Händen seines Bruders einen kostbaren Schatz entdeckte, ein großes Notenbuch mit Kompositionen der berühmtesten Klavierspieler, Froberger, Fischer, Bruhns, Böhm und anderer. Tag für Tag bat er nun seinen Lehr-

meiſter, ihm dies Buch zum Studium zu überlaſſen, es wurde ihm aber hartnäckig verweigert. Mit thränenvollen Augen ſtand Sebaſtian oft vor dem großen Gitterſchrank, in dem jener erſehnte Schatz aufbewahrt wurde und ſah ihn unverwandt an, als könne ein Wunder geſchehen und das Buch ihm in die Hände fliegen. Ein Wunder geſchah freilich nicht, aber in die Hände geriet es ihm doch. Das Bäschen zwängte die ſchmale Hand durch die Maſchen, rollte das Heft zuſammen und brachte es ihrem Liebling eines Abends in die Kammer. Da hat er laut geſchrieen vor Freude. Behalten konnte er's ja nicht, aber er ſchrieb es Seite für Seite in mondhellen Nächten ab, da die Kinder kein Licht brennen durften, und Barbara legte es beim Morgengrauen immer wieder an ſeinen Platz. Sechs volle Monate hat dieſe gefährliche und mühevolle Arbeit gewährt, und die Baſe hielt oft, ohne daß er es wußte, Wache vor der Kammerthür, brachte ihm wohl auch einmal das Geſchenk eines Lichtſtümpfchens. Einſt in einer bitterkalten Winternacht, als ſie ihm eben ein Lämpchen hinaufgetragen, da war ſie auf der Treppe ausgeglitten und hinabgeſtürzt bis vor die Kammerthür der Eltern und hatte ſich den Fuß vertreten. Da ſtürzte denn auch der Sebaſtian aus ſeiner Kammer und hatte ſich laut weinend über ſie hingeworfen und ſich ſelber angeklagt — und ſo

war alles an den Tag gekommen. Nur noch eine Seite fehlte, dann würde die Abschrift fertig gewesen sein. — Johann Christoph schalt gewaltig und nahm Buch und Abschrift in sicheren Gewahrsam.

Vielleicht war es der Schreck, der das arme Bäschen aufs Krankenlager warf, von dem es nicht wieder erstand.

Die letzte Bitte der Sterbenden galt dem Sebastian. „Gebt ihm seine Abschrift wieder, lieber Vater," sagte sie leise, „und Du, Bastian, spiele etwas daraus am ersten Abend, wenn ich da draußen unter dem Rasen liege. Ich höre es dann im Himmel und freue mich!"

Und so geschah es auch. — Als man sie an einem schönen Frühlingstage begraben, da setzte sich Sebastian an das Spinett und spielte unter heißen Thränen ein Stück nach dem andern aus der Abschrift, und da hat er, wie er oft erzählte, das blasse Gesicht der Toten mit den sanften, großen Augen ganz deutlich vom Fenster herüber nicken und lächeln gesehen."

So erzählte Philipp Emanuel, der König sagte wieder, wie schon so oft, „schreibe Er doch seinem Vater, daß er einmal nach Potsdam kommen solle, und daß ich ihn so gern kennen lernen möchte!"

Seitdem war viel Zeit verstrichen und ein Ereignis eingetreten, das den König außerordentlich anregte und beschäftigte. Voltaire war nach Potsdam gekommen,

die Musikabende im Konzertzimmer hatten seit seiner Anwesenheit allmählich eine andere Färbung erhalten. Jener berühmte französische Philosoph und Dichter, dessen Geist den König entzückte und dessen Moral ihm so verächtlich erschien, daß er über ihn schrieb: „Man kann auch von einem Böswicht Schönes lernen," — hatte einen bedeutenden Einfluß auf das Leben am Hofe. Die Musik trat etwas in den Hintergrund, — Friedrich las und schrieb viel mit seinem Gaste, und Voltaire liebte es ganz besonders, als Vorleser einzelner Scenen seiner Schauspiele zu glänzen. Hatte man früher zwanglos einen ganzen Abend musiziert, so nahm jetzt der Fremde einen Teil dieser Stunden für sich in Anspruch, pflegte überhaupt, da er für die Musik wenig oder gar kein Verständnis verriet, allmählich sich der Unterhaltung zu bemächtigen und sie in seiner unvergleichlichen Weise fortzuführen; es war ein Salonfeuerwerk von Witz und Geist, dem gegenüber sich das Häuflein der Musiker still und beklommen verhielt. Außer dem Könige beteiligten sich nur einige seiner Vertrauten, die der französischen Sprache mächtig waren, wie etwa Kayserling und Rothenburg, an der Unterhaltung.

An einem Abend nun hatte der König bestimmt, daß Voltaire vor der Musik einige neue Gedichte vortragen solle, von denen der Verfasser mit vielem Pomp

geredet und auf die sein hoher Gönner sehr gespannt war.

Erst später wollte man einige neue Kompositionen Grauns durchnehmen und ein neues Flötenkonzert des Quanz probieren. Punkt 7 Uhr wollte man beginnen. Das Konzertzimmer war reich erleuchtet. Ein kleiner Tisch mit silbernen Armleuchtern und einem Sessel davor stand unter dem Spiegel. Eine Schale mit den ersten Veilchen und Schneeglöckchen hatte man vor das Lesepult Voltaires geschoben, aber sein Faungesicht erschien doppelt häßlich über den zarten Blüten. Der König saß ihm gegenüber, umgeben von seinen Auserwählten, seitwärts saßen die Musiker. — Das Zeichen zum Beginn der Vorlesung erwartend, runzelte der Dichter ungeduldig die Stirn, als der diensthuende Offizier eintrat, der dem König in gewohnter Weise den Rapportzettel der soeben angekommenen Fremden überbrachte.

Die Adleraugen überflogen das Papier — dann erhob sich Friedrich in lebhafter Bewegung. Erschreckt folgten alle seinem Beispiel: was war geschehen? fragten alle Augen.

Mit einer seltsam erregten Stimme sagte der König: „Meine Herren, — der alte Bach kommt!“ — Und zu Philipp Emanuel gewendet fuhr er fort: „Gehe Er sogleich zu seinem Vater und führe Er ihn zu mir! Er

soll sich nicht in Hofkleider stecken, ich will ihn sehen, wie er da ist!“ —

Als der Hofkapellmeister eilig den Saal verließ, trat der König zu seinen Gästen heran mit den französischen Worten: „Heute werden wir nicht mehr lesen und nicht lesen hören — der alte Bach kommt!“

Voltaire stand wie zu Stein erstarrt — „nicht mehr lesen — nicht lesen hören“, er wurde fortgeschickt wie ein Schulknabe! — Wer war denn aber dieser alte Bach?!

Kaum eine halbe Stunde später stand er mitten unter ihnen im schimmernden Königssaal, der schlichte Leipziger Kantor in seiner schwarzen, einfachen Reisekleidung, jubelnd begrüßt von seinen Schülern und Verehrern, und sah seinem königlichen Freunde tief forschend und furchtlos in die Augen. An das gewohnte Musizieren war nicht zu denken, man wollte nichts als den hochwillkommenen Gast sehen und hören. Voltaire, der sich vernachlässigt sah wie noch nie, bat mit mühsam unterdrücktem Zorn um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Ohne ein Wort, nur mit einer ungeduldigen Handbewegung entließ ihn der König. Was war ihm jetzt der französische Philosoph? Dar alte Bach war da! — Als man dem Leipziger Gaste einige Erfrischungen gereicht hatte, führte ihn der König selbst von Zimmer zu Zimmer, von einem

Klavier an das andere, und der alte Bach mußte auf jede Taſtatur die Hände legen, um zu probieren; er gab dem Lieblingsinſtrumente des Königs, einem Silbermannſchen, den Vorzug. Auf dieſem phantaſierte er dann in ſeiner wunderbaren Weiſe über verſchiedene Themen, die ihm der König gab, und ſie ſtanden alle um den kleinen Flügel, wie um einen Altar, in wahrer, tiefer Andacht, und Friedrich wandte den Blick nicht ab von dem ehrwürdigſten aller Prieſter ſeiner geliebteſten Kunſt.

Später erbat ſich Bach ein Fugenthema zur Ausführung vom Könige — da erhielt er die lächelnde Antwort, daß er ſich ſelber eines wählen möge aus jenem wunderbaren Buche, das er einſt bei Mondlicht abgeſchrieben, welche Heldenthat ſein eigener Sohn verraten. Da zuckte es ſeltſam über das alte Geſicht, halb war's ein Lächeln, halb ein Aufleuchten wehmütiger Erinnerung. Ein einfaches Thema zog nach einer kurzen Pauſe leiſe und wehmütig wie Geiſtergruß über die Taſten. Aus der ſchlichten Melodie baute ſich allmählich vor den ſtaunenden und bewundernden Hörern das ſtolze Kunſtwerk einer ſechsſtimmigen Fuge auf wie ein gotiſcher Dom.

Ob das blaſſe Geſicht der armen, kleinen Baſe wieder lächelnd und grüßend drüben am Fenſter erſchien? — Eine warme Frühlingsnacht ging über die Erde und der Frühlingswind klopfte an die Scheiben.

Am nächsten Tag schon sah man den alten Bach in dem Musikzimmer der liebenswürdigen Prinzessin Amalie, und mit Staunen und Entzücken musterte er die prachtvolle Musikbibliothek der hohen Frau. Aber als sie ihn mit unwiderstehlicher Grazie bat, ihr zu erlauben, ihn malen zu lassen für diesen ihren Lieblingsraum, da meinte er doch halb lachend, halb beschämt, daß solch ein altes Gesicht die ganze schöne „Stube" verunzieren werde.

Wenige Monate später schaute, von Lisiwiewskys Künstlerhand gemalt, der alte Bach über den Flügel, seiner reizenden Gönnerin — ein wenig auf die Finger. Die Prinzessin meinte wenigstens, daß sie viel besser spiele, seit der Alte da oben acht gäbe.

Die Erinnerung an diese seine letzte Reise und an die Tage an Potsdam war und blieb ein Lichtpunkt in dem nur noch kurzen Leben des großen Leipziger Kantors. Sofort nach seiner Rückkehr in die Lindenstadt arbeitete er noch einige Themen aus jenem alten Buche drei- und sechsstimmig und widmete sie seinem glühendsten Verehrer, dem großen Friedrich, unter dem Titel: ein Opfer.

* * *

Wieder hatte sich eine elegante Musikgesellschaft in dem Konzertzimmer in Sanssouci versammelt, diesmal, um die berühmte Gertrud Schmeling zu hören. —

Die musikalische Garde des Königs zeigte empfindliche Lücken: Philipp Emanuel, Heyden und Graun fehlten, dagegen war frischer Nachwuchs da, der Organist Ring, die jungen Bendas und andere. Es war eben eine Pause eingetreten, zwanglose Gruppen hatten sich gebildet: die Jüngeren flüsterten und lachten halblaut — die alten Musiker plauderten, der König schien auffallend zerstreut und schritt eben jetzt ruhelos auf und nieder. Da geschah es, daß einer der jungen Musiker an jenen kleinen Flügel trat, der in der Ecke des Konzertzimmers stand, und sich mit der Frage an den Hofkapellmeister Kirnberger wendete: weshalb doch dies Instrument allein allezeit verschlossen sei? — Ehe noch der alte Herr zu antworten vermochte, sagte eine wohlbekannte, gebietende Stimme, die den Fragenden zusammenschrecken ließ, dicht neben ihm: „Den Schlüssel habe ich selber abgezogen, seitdem Johann Sebastian Bach auf den Tasten dort gespielt, weil ich keine andere Hand für wert befunden, nach ihm sie zu berühren. Und heut eben sind 25 Jahre vergangen, seit ich meinen Musikanten zurief:

Meine Herren — der alte Bach kommt!“

Der Bückeburger Bach.

Wenn wir die verſchiedenen Biographieen der hinterlaſſenen Söhne des großen Meiſters Johann Sebaſtian Bach durchblättern, ſo will es uns bedünken, daß das vielgebrauchte Sprüchlein: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ nicht immer zuverläſſig ſei. — Wie weit ab liegen die Wege der Söhne des Leipziger Kantors von dem Wege des Vaters! Wollten wir den Vergleich wirklich feſthalten, und uns unter dem Altvater Bach einen kraftvollen, edlen Baum vorſtellen, auf einem Hügel ſtehend, deſſen Zweige ſich hinausſtrecken, weithin über Wieſen und Felder, deſſen Krone zum Himmel aufſtrebt, ſo ſchauen wir uns vergebens in der Nähe des ſtolzen Stammes nach jenen Früchten um, die ſein Mark genährt. — Rollte nicht die erſte Frucht gleich weit dahin über den Raſen, an

liebenden Blumen und duftenden Kräutern vorüber, um, — in einem Sumpfe zu verfaulen? Armer Friedemann! Du schleudertest eine Königskrone achtlos von dir, um dich in einen Bettlermantel zu hüllen, und einsam und unbetrauert zu sterben. — Die zweite Frucht des herrlichen Baumes ließ sich von einem neckischen Winde über die Hecke eines Ziergartens treiben. Dort blieb sie liegen, zwischen Lilien, Tulipanen und Rosen, und fühlte sich gar wohl in solch vornehmer Gesellschaft. Philipp Emanuel wurde ein eleganter Kavalier von den feinsten Formen, ein fröhlicher Weltmann, ein Weltgeistlicher möchte man sagen, in einem schwarzen Kleide über einem heißen Herzen. Sein Klavier- und Orgelspiel wurde gar bald so anmutig und zierlich wie die Gestalten, die ihm lächelnd die rosigen Fingerspitzen zum Handkuß reichten. Aus seinen Kompositionen lauschten oft Amoretten hervor, die gepuderte Locken und Rosen tragen. Hatte sein Vater der ganzen Welt einen Göttertrank in einer Schale gereicht, die aus einem Diamanten geschnitten, so ließ sein Sohn Philipp Emanuel süße Lippen von süßem Weine nippen, den er ihnen in fein ausgearbeiteten, goldenen Bechern kredenzte. — Johann Christoph Friedrich allein blieb gleichsam dicht am Stamm des väterlichen Baumes liegen, aber so tief versteckt im Moose, daß nur wenige Augen ihn sahen. — Der

Jüngste endlich, die letzte der Früchte, Johann Christian, sprang keck und lustig weit und immer weiter über Wiesen und Felder, und — hüpfte einer reizenden Schäferin in den Schoß.

Unfern des Wesergebirges, in der kleinen Residenzstadt Bückeburg, am Fuße des Harrlberges belegen, war es, wo Johann Christoph Friedrich Bach, der vorjüngste der Bachschen Söhne, geb. 1732, sein bescheidenes Nest gebaut. Der tapfere Graf Wilhelm zur Lippe, dessen siegreiche Kriegszüge in Portugal und Spanien, dessen Unerschrockenheit und Ausdauer während der Belagerung von Minden, Wesel und Marburg ihm in allen deutschen und fremden Ländern einen berühmten Namen erworben, hatte ihn unter dem Titel eines „Hofkantors" zu sich berufen, und ihm ein rebenumkränztes Haus zur Wohnung angewiesen. Das freundliche Städtchen mit der altertümlichen Kirche, die kleine, andächtige Gemeinde, die niemals unruhig wurde, wenn der Kantor auch die längsten Präludien spielte, und höchstens darüber ein wenig einnickte, die netten Bauerndirnen in ihrer seltsamen Tracht, die unter dem schwarzen Schneppenhäubchen so helläugig hervorschauten, und ihn so freundlich anlachten, wenn er ihnen „guten Tag" zurief, alles dies heimelte ihn an. Gehörte er doch so recht eigentlich zu jenen Naturen, die zu einem Stillleben geschaffen wurden.

Wie jede Blume einen besonderen Standort verlangt, wenn ihre Blüte unverkümmert ans Licht treten soll, so gelangt auch das Wesen jedes einzelnen Menschen und das des Künstlers vorzugsweise nur in einer besonderen Atmosphäre zur vollsten Entwickelung, und dreimal glücklich diejenigen, die Geburt und Verhältnisse von Anfang an in das rechte Licht trugen. Johann Christoph Friedrich Bach würde uns nicht die Hälfte jener lieblich frommen Schöpfungen, jener klaren Sonaten und anmutigen Lieder hinterlassen haben, hätte er, wie Philipp Emanuel, in der großen Welt leben müssen. Seine Muse verlangte, wenn sie lächeln sollte, ein stilles Kämmerlein, eine kleine Kirche, eine Orgel, eine schlichte Gemeinde und einige wenige warme Freundesseelen. Die ersten Monate seines Aufenthaltes in Bückeburg schwanden ihm dahin wie ein süßer Traum. Etwas von dem unbehaglichen Gefühl eines jäh Erwachenden beschlich ihn aber, als ihm eines Tages der Graf, sein hoher Herr, in kurzen Worten zu verstehen gab, daß er sich nicht allein einen Hofkantor, sondern ebensowohl einen Hofkapellmeister herberufen, und daß Bach in der ersten Eigenschaft ungestört alle Vormittage seine Choräle spielen und komponieren könne, in der zweiten aber des Abends, mindestens dreimal in der Woche, mit ihm auf dem Schlosse welsche Musik zu exekutieren habe.

„Ich will Euch nur gestehen, mein lieber Kantor," hatte der Graf Wilhelm gesagt, „daß ich Eure deutsche Musik nicht mag; sie erfrischt mir das Herz nicht. Bleibt mir also mit Euren Grabgesängen vom Leibe, wenn wir gute Freunde werden sollen, und lernt meine alten und jungen welschen Meister kennen. Der Hofmusikus Hasse in Dresden ist mein Lieblingskomponist, daß Ihr's nur wißt! Der trägt zwar einen deutschen Namen, aber Musik zu schreiben, das hat er in Italien gelernt, und er schreibt keine deutsche Note mehr. Ich wollte, ich könnte Euch auch dahin bringen; aber dazu müßtet Ihr Eure Jugend in Welschland verlebt haben!"

Da fiel dem Johann Christoph Friedrich das Herz, wie man zu sagen pflegt, vor die Füße. Unter den Italienern hatte er sich ja noch gar nicht umgesehen. Die katholischen Messen, die Litaneien und Chöre, sowie die Hymnen an die Jungfrau Maria erschienen ihm, dem strengen Protestanten, als gar keine rechte Musik, und er konnte sich durchaus nicht vorstellen, wie einem bei dem Hören derselben auch nur der Schatten eines andächtigen Gedankens kommen sollte. Von weltlicher Musik kannte er nur ein paar Arien des Hasse und Galuppi; sein jüngster Bruder Johann Christian, der nach Welschland ausgewandert war und sich in Mailand niedergelassen hatte, hatte sie ihm geschickt und dazu einen begeisterten Brief geschrieben über das göttlich

schöne Land der Farben, der Töne und der Weiber, über die Sinnen und Herz berückende Italia. Dieses Schreiben hatte denn freilich den Bückeburger Kantor mehr erschreckt als erfreut, und er beweinte den Bruder allen Ernstes als einen Abtrünnigen. Dann aber packte er die Partitur der Passionsmusik seines Vaters nach dem Matthäus-Evangelium ein, und schickte sie nach Mailand mit den Worten: „Spiele ein Stück daraus an jedem Morgen und bete an jedem Abend: »Führe uns nicht in Versuchung«, auf daß Du ein würdiger Sohn dessen bleibest, der diese Musik geschrieben."

Und nun geschah das Unerwartete, Unerhörte: man verlangte gar von ihm selber, daß er sich, dreimal in der Woche mindestens, stundenlang mit welscher Musik beschäftige, ja, sein hoher Protektor gab sich eigentlich als einen Verächter der geliebten deutschen Musik zu erkennen. Eine bittere Traurigkeit beschlich ihn. Seine Unkenntnis der Italiener beunruhigte ihn nur wenig, dagegen quälte ihn die Besorgnis, daß ihm ernstlicher Schaden erwachsen könne aus solchem Musizieren. Hatte er doch bis zur Stunde nur die frommen, tief ernsten Werke seines Vaters gespielt. Seine größte Herzensfreude war es, sich diese prächtigen Gedanken so recht klar zu zerlegen, den Bau dieser großartigen Schöpfungen zu zergliedern und dann mit gefalteten Händen die Wunderwerke anzustaunen. Nach ihrem

Muſter allein ſetzte er ſeine tüchtigen Choräle, ſeine Fugen, Präludien und Sonaten. Saß er des Morgens in ſeinem hellen Stübchen, durch deſſen Fenſter die Morgenſonne ſchien, ſo ſpielte er ſeine eigenen Muſikſtücke mit einer Sorgſamkeit und einem Eifer, als ſtände der Vater ihm gegenüber, und in frommer Rührung hob er zuweilen die Augen auf zu dem ſchlecht gemalten Bilde des Leipziger Kantors, das über dem Spinett hing, als wollte er fragen: „Hörſt Du mich auch?“

Dann war es oft, als töne von der Kirche herüber die Orgel, von einer Geiſterhand berührt, — zum Zeichen, daß Sebaſtian Bach, der auf dem Johanniskirchhofe zu Leipzig den Schlaf des Gerechten ſchlief, dennoch den Sohn höre.

Als Johann Chriſtoph Friedrich das erſte Mal zum Muſizieren in das Schloß wanderte, ſteckte er ſich zuvor eine Abſchrift des Chorals ſeines Vaters: „O Haupt voll Blut und Wunden“ in die Taſche, als Talisman gegen alle böſen Verlockungen. Er erſtaunte aber doch gewaltig über die reiche Sammlung von Muſikwerken, die er beim Grafen fand. „Wühlt nur tapfer darin herum, Kapellmeiſter,“ ſagte der hohe Herr, „und ſpielt mir zu Zeiten etwas daraus, die welſche Muſik erhält das Herz jung und friſch, und andächtig kann man dabei wahrhaftig auch ſein. Bei Eurer Kirchenmuſik muß ich allezeit an mein offenes Grab denken, und an

voll verschlungene, doch in sich so sonnenklare Melodie ihm wie ein Chor von Engelstimmen geklungen. „Nicht wahr, das klopft auch an ein protestantisches Kantorherz," lächelte der hohe Herr, und zupfte seinen Kapellmeister am Ohr. „Und war doch nur das Machwerk eines Italieners, mit Namen Caldara. Ist eigentlich a capella zu singen, ich habe mir aber das Musikstück für mein Spinett zurecht gestutzt. Nun aber kommt, sucht Euch Noten aus und laßt sie Euch nach Hause tragen, damit wir das nächste Mal tüchtig musizieren können; heut' wollen wir nur auswählen und naschen. Da habt Ihr den Lotti, dessen Opern mir lieber sind als seine Kirchengesänge, hier ist der feurige Durante, dort findet Ihr Galuppi und Jomelli, und vergeßt den edlen Benedetto Marcello nicht, den Hasse und den schwermütigen Astorga. Den Pergolese und Palästrina müßt Ihr durchaus mit einpacken; ich gebe Euch zwei Diener mit, die mögen diese Schätze tragen, zu deren Hüter ich Euch fortan bestelle." — An jenem Abend, man schrieb den 15. Mai des Jahres 1763, hielten die alten welschen Meister ihren feierlichen Einzug in die stille Kantorwohnung des Johann Christoph Friedrich Bach.

Von dieser Zeit an schwiegen freilich die protestantischen Choräle und Fugen öfter und gaben den Italienern Raum, die sich allgemach des deutschen Musikers bemächtigten. Ehe er es selbst wußte, hatten sie ihn

überlistet, überwunden und mit Zauberbanden umstrickt. Er bemerkte diese Bezauberung erst, als er eines Abends einmal wieder ein fromm-protestantisches Präludium zu spielen sich anschickte. Zu seinem nicht geringen Schrecken wollte das nämlich durchaus nicht mehr gehen. Zwischen seine strengen Harmonieen schoben sich abgerissene Sätze aus Astorgas herzerschütterndem **Stabat mater**, oder Lottis **Crucifixus** oder gar einige Takte eines **Salve Regina** des Palästrina. Es war wahrhaftig, als ob eine Geisterschar den frommen Kantor umschwirre, ihm das Notenblatt umkehre, die Linien verwische, die Textesworte des Gesangbuches auslösche, und ähnlichen Unfug treibe. Der helle Angstschweiß trat dem Johann Christoph Friedrich Bach dann wohl auf die Stirn. Wohin er blickte, seltsamster Zauber und phantastischer Spuk; was er hörte, üppige, schmelzende Klänge. — Das Bildnis seines Vaters an der Wand verwandelte sich in das himmlisch lächelnde Antlitz der Himmelskönigin selber, der strenge Kopf des Wittenberger Reformators, der an der andern Seite hing, schaute gar als eine bezaubernde büßende Magdalena aus dem Rahmen hervor. Aus der Luft klang ein Caldarascher Chor **a capella**, über das Spinett huschte eine süße Melodie des Alessandro Stradella. — Kein Stoßgebetlein wollte helfen, kein Trunk kalten Wassers, bis der Gefolterte endlich aufsprang und den

Chor Sebastian Bachs mit der prachtvollsten aller Fugendurchführungen, „lasset ihn kreuzigen!“ spielte, aber mit solcher Kraft und solchem frommen Eifer, daß der kleine Raum zu eng schien, die gewaltige Musik zu fassen. Das half: Friede und Ruhe kamen allmählich wieder über ihn, die lockenden Gestalten versanken, die Zauberklänge verhallten, der Vater blickte wieder warm und ernst zugleich auf den Sohn, der Doktor Luther hatte seine wunderliche Verkleidung abgelegt. Ein Präludium und eine klare, kleine Fuge entstanden nun, und kein böser Spuk störte mehr den Sohn des Leipziger Kantors. Aber als er seine eigene Komposition am andern Morgen sich noch einmal vorspielte, klang sie ihm doch anders als alle seine früheren Schöpfungen ihm geklungen, ein Etwas von jenem schmerzlich süßen Ton der Kirchengesänge der alten Italiener hatte sich hineingemischt. Der strenge, fast starre Ernst jener Kirche, die da spricht: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, war zerschmolzen und verweht, und hatte sich aufgelöst in die sanften, wonnevollen Laute jener Kirche, die den armen Sündern so tröstend zuruft: „Wer viel liebet, dem wird viel vergeben werden“. Doch warf der Kantor sein Präludium deshalb nicht ins Feuer, — er klagte aber die seltsamen Aufregungen, die sich seit jenem Abend noch manches Mal wiederholten, und die unbewußte Wande-

lung seiner Kompositionen dem frommen und gelehrten Hof- und Konsistorialrat Thomas Abt, dem innigsten Freunde seines hohen Herrn, der sogar im Schlosse wohnen mußte, damit er dem Grafen allzeit zur Seite sein konnte. Der aber wußte, in seiner heitern Weise, ihn recht gründlich zu trösten, indem er ihm sagte, daß nur aus gewaltigen Aufregungen etwas Rechtes und Reines hervorgehen könne, und ihm lächelnd die Versicherung gab, daß ein protestantischer Kantor und Musiker, den die Geister der alten Italiener nicht in Versuchung geführt, kein ordentlicher Nachfolger des großen Sebastian Bach sei. Auch versuchte er ihm zu beweisen, daß ein „Stabat mater" des Astorga um kein Haar weniger fromm sei, als der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden", und hieß ihn das alte Kirchenlied in Musik setzen: „Wir glauben all' an einen Gott". Wenn Bach auf dem Schlosse musizierte, war Abt auch allezeit anwesend, und ließ es nie an ermunternden Worten und Lobsprüchen fehlen. Der Graf selber zeigte eine lebhafte Freude über seines Kapellmeisters trefflichen Vortrag der alten Italiener, und fing sogar bald an, sich bei ihm über die Spielweise dieses oder jenes seiner Lieblingsstücke Rats zu erholen, wobei er wiederholt äußerte, wie er niemals gedacht, daß sein schüchterner Kantor sich so schnell mit den „Fremden" befreunden werde.

Chor Sebastian Bachs mit der prachtvollsten aller Fugendurchführungen, „lasset ihn kreuzigen!“ spielte, aber mit solcher Kraft und solchem frommen Eifer, daß der kleine Raum zu eng schien, die gewaltige Musik zu fassen. Das half: Friede und Ruhe kamen allmählich wieder über ihn, die lockenden Gestalten versanken, die Zauberklänge verhallten, der Vater blickte wieder warm und ernst zugleich auf den Sohn, der Doktor Luther hatte seine wunderliche Verkleidung abgelegt. Ein Präludium und eine klare, kleine Fuge entstanden nun, und kein böser Spuk störte mehr den Sohn des Leipziger Kantors. Aber als er seine eigene Komposition am andern Morgen sich noch einmal vorspielte, klang sie ihm doch anders als alle seine früheren Schöpfungen ihm geklungen, ein Etwas von jenem schmerzlich süßen Ton der Kirchengesänge der alten Italiener hatte sich hineingemischt. Der strenge, fast starre Ernst jener Kirche, die da spricht: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, war zerschmolzen und verweht, und hatte sich aufgelöst in die sanften, wonnevollen Laute jener Kirche, die den armen Sündern so tröstend zuruft: „Wer viel liebet, dem wird viel vergeben werden“. Doch warf der Kantor sein Präludium deshalb nicht ins Feuer, — er klagte aber die seltsamen Aufregungen, die sich seit jenem Abend noch manches Mal wiederholten, und die unbewußte Wande-

lung seiner Kompositionen dem frommen und gelehrten Hof- und Konsistorialrat Thomas Abt, dem innigsten Freunde seines hohen Herrn, der sogar im Schlosse wohnen mußte, damit er dem Grafen allzeit zur Seite sein konnte. Der aber wußte, in seiner heitern Weise, ihn recht gründlich zu trösten, indem er ihm sagte, daß nur aus gewaltigen Aufregungen etwas Rechtes und Reines hervorgehen könne, und ihm lächelnd die Versicherung gab, daß ein protestantischer Kantor und Musiker, den die Geister der alten Italiener nicht in Versuchung geführt, kein ordentlicher Nachfolger des großen Sebastian Bach sei. Auch versuchte er ihm zu beweisen, daß ein „Stabat mater" des Astorga um kein Haar weniger fromm sei, als der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden", und hieß ihn das alte Kirchenlied in Musik setzen: „Wir glauben all' an einen Gott". Wenn Bach auf dem Schlosse musizierte, war Abt auch allezeit anwesend, und ließ es nie an ermunternden Worten und Lobsprüchen fehlen. Der Graf selber zeigte eine lebhafte Freude über seines Kapellmeisters trefflichen Vortrag der alten Italiener, und fing sogar bald an, sich bei ihm über die Spielweise dieses oder jenes seiner Lieblingsstücke Rats zu erholen, wobei er wiederholt äußerte, wie er niemals gedacht, daß sein schüchterner Kantor sich so schnell mit den „Fremden" befreunden werde.

Mit den weltlichen Arien allein wollte es nicht recht gehen. Bachs Stimme war zwar ein schöner, voller Tenor, aber die Läufer und zierlichen Schnörkel gelangen ihm, da er keinerlei Ausbildung als Sänger genossen, durchaus nicht sonderlich. Wenn nun gar der Graf Wilhelm nachzuhelfen suchte mit seiner Donnerstimme, so brach der Konsistorialrat Abt in ein helles Gelächter aus, und der Kantor und Kapellmeister hatte Mühe genug, es ihm nicht nachzuthun, denn das klang nicht viel anders, als wenn ein Wagen über einen Haufen Steine rollte. Da geschah es denn eines Tages, daß der hohe Herr halb ungeduldig, halb scherzend sagte: „Wir müssen notwendig eine Sängerin haben, die uns alle diese hübschen Sachen singt; einer von uns muß heiraten, ich oder der Kantor, und da Er der jüngste ist, so schickt sich's für Ihn am besten. Also sucht nur allen Ernstes eine Frau mit hübscher Stimme und flinker Kehle; an einer andern kann uns nichts gelegen sein!"

Anfangs lächelte der Hofkapellmeister nur über solche Worte, die er seitdem oft und immer öfter hören mußte; gar bald aber wiederholte er sie sich heimlich allabendlich und jeden Morgen, und endlich kamen sie ihm nicht mehr aus dem Sinn. Allmählich erschien ihm sein Stübchen, das ihm bis dahin so gut gefallen, öde und unbehaglich. Des Morgens ertrug

er es noch, da pflegte er zu komponieren und zu ſtudieren; aber das Mittageſſen fing an ihm herzlich ſchlecht zu ſchmecken, den Kaffee wollte er ſich abgewöhnen, ſo traurig ſchlürfte er ſich allein, die Pfeife ging ihm jeden Augenblick aus, und niemand war da, der ihm den Fidibus brachte, und ſeine Spaziergänge gar kamen ihm entſetzlich langweilig vor. Da fing denn der Hofkantor und Kapellmeiſter Bach an, ſich allen Ernſtes unter den Töchtern des Landes umzuſchauen, nach einer Gefährtin und immerblühenden Blume für ſein Haus und Herzensgärtlein. Aber da er eine ſingende Blume haben wollte, ſo ſuchte er ſehr lange umſonſt.

Da ereignete es ſich, daß er eines Tages, es war an einem Sonnabend, nach Stadthagen fuhr, um dort am nächſten Morgen eine neue Orgel zu probieren. Schon vor der Stadt ſtieg er von dem ſtoßenden Fuhrwerk ab und ſchlenderte, bei dem ſchönen Mondſchein, durch die Felder und Gärten langſam der Wohnung des Stadtpfarrers zu, bei dem er Quartier zu nehmen gedachte. Da ſchallte ihm aus einem kleinen Garten am Wege, der zu einem beſcheidenen weißen Hauſe zu gehören ſchien, eine ſilberhelle Frauenſtimme entgegen. Sie ſang das alte Lied:

„Komm, Troſt der Nacht, Du Nachtigall.“

Die Melodie war einfach und kunſtlos, aber die Stimme klang wie ein Glöckchen, und am Ende machte ſie ſolch

einen kecken, allerliebsten Schnörkel, daß der gute Kantor noch wie bezaubert an der Hecke stand, als die Sängerin schon längst schwieg. „Das wäre eine rechte und echte Frau für uns!“ Diese Überzeugung stand urplötzlich in ihm fest. Ein köstlicher Sopran, nicht zu dick, beweglich, das hatte der kleine Schnörkel verraten, wie hübsch würde diese süße Stimme die Arien Sebastian Bachs singen! Aber auch die alten Italiener würden ihr nicht schwer fallen, die Höhe war so leicht und der Atem so lang! Wie müßte sich der Graf freuen über eine solche Hofkapellmeisterin! Wenn sie nur nicht etwa häßlich wäre! — Er mußte sie notwendig erst sehen! Vorsichtig schaute der Kantor sich nach allen Seiten um, — alles war still und menschenleer, dann trat er dicht an die Hecke, setzte einen Fuß hinein, griff sich mit der andern Hand empor, klomm äußerst behutsam in die Höhe und saß oben. Der kleine, wohlgepflegte Garten war leer. Aber in geringer Entfernung stand eine Laube, in der Licht schimmerte. Die Sängerin war sicher dort zu finden. Johann Friedrich Bach wiederholte im Geiste noch einmal jenen zärtlichen Schnörkel und fand so den Mut, die Hecke auch jenseits wieder hinabzusteigen und leise, leise vorwärts zu schleichen. Er hielt sich wohlweislich immer im Schatten der alten Linden, die dort in dichter Reihe standen. Die Rosen dufteten, und an der Laube am meisten, denn sie war

über und über bedeckt mit Rosen. Da sich nichts regte, griff der Hofkantor vorsichtig mit der Hand in das Gezweig, um es zu lüften und einen Einblick zu gewinnen. Zu seinem Entsetzen aber fühlte er plötzlich seine tastende Hand mit eiserner Hand festgehalten, und eine tiefe Stimme (ach, es war nicht die, welche vorhin gesungen!) sagte: „Da habe ich endlich den vermaledeiten Rosendieb! Marie, rufe den Franz!“ — Und so heftig der verzweifelte Kantor auch arbeiten mochte, die furchtbare Hand ließ ihn nicht los.

Da trat eine Mädchengestalt aus der Laube, ein Licht in der Hand. War das eine lebendig und menschlich gewordene Rose? Der arme Gefangene vergaß seine Qual in dem Anschauen dieses lieblichen, frischen Mädchengesichts, dieser üppigen Gestalt. Aber das war nur ein Augenblick; dann ließ die Kleine das Licht fallen und schrie auf: „Laßt ihn los, Oheim; den Ihr da haltet, der ist kein Rosendieb, wohl aber der Hofkantor Bach aus Bückeburg!“

Da ließen ihn die eisernen Klammern fahren, aber der Kantor trat hastig vor und sprach halb zu dem Mädchen, halb in die dunkle Laube hinein: „Und wenn ich nun doch ein Rosendieb wäre? Ich will aber diese Mädchenrose hier haben, keine von jenen verwelklichen dort. Ich bin der Kantor Bach; dies Mägdlein hörte ich singen, und — eine Frau die singt, möchte ich

eben gerne in mein kleines Haus heimführen! Morgen bei Tageslicht will ich wieder kommen und mir die Antwort auf diese meine Frage holen!"

Nun hätte man meinen sollen, die Kleine würde beleidigt und erzürnt sich abgewandt haben oder gar davongelaufen sein ob dieser wunderlichen Anrede; aber mit nichten. Ein rechtes und echtes Mägdlein fühlt sich in dem kleinsten Städtchen ebensowenig wie in dem größten ernstlich beleidigt, wenn ihr ein wirklich ordentlicher Heiratsantrag gemacht wird, sei die Form auch noch so seltsam. Die hübsche Sängerin lächelte also nur, wurde sehr rot und zupfte am Schürzenbande. — Ob die Sache an diesem Abend schon, oder am andern Morgen, oder gar in den nächsten Tagen zum Abschluß kam, ist nicht bekannt geworden, nur so viel ist gewiß, daß wenige Monden nach diesem Vorfall der Kantor Bach nicht mehr daran dachte, sich den Kaffee abzugewöhnen; er mundete auch gar zu süß, wenn ein junges, frisches Weibchen die Tasse füllte und mitnippte; und sein Stübchen war plötzlich der herrlichste Aufenthalt der Welt geworden: kein Stäubchen lag mehr auf dem Spinett, und vor dem Fenster blühten Gelbveigelein und Rosmarin. Abends aber sang und klang es gar lieblich in der Kantorwohnung; dann unterwies Bach sein Weib in der Kunst des Gesanges, und mühte sich, ihr einige leichtere Lieblingsarien seines hohen

Herrn beizubringen. Und die junge Frau war gelehrig und der Kantor war geduldig, und so hatten Lehrer und Schülerin ihre Freude aneinander, und der Graf Wilhelm ergötzte sich an beiden.

Im ersten Jahre der Ehe wurde aber nicht viel mit dem Musizieren im Schloß, denn daselbst begab sich so viel Wunderbares und Trauriges nach einander, daß man wohl die heilige Cäcilia darüber eine Weile vergessen konnte. Der hohe Herr folgte nämlich, zum Staunen und Jubel seines ganzen Landes, dem Beispiel seines Kapellmeisters und führte eine Frau und Landesherrin heim. Es war die jüngste Tochter des Grafen Friedrich August zur Lippe-Biesterfeld. Wie eine Lilie stand die holdseligste der Frauen an der Seite ihres Mannes, wie ein Engel des Lichtes erschien sie allen, die in ihre Nähe kamen. Und es war, als ob der Graf niemanden als seinen treuen Freund Abt für würdig erachtete, ihres Anblicks zu genießen, denn er zog sich mit seiner Gemahlin in sein reizendes Lustschloß Baum zurück, das tief im Schaumburger Walde gelegen, und nur sein Konsistorialrat durfte ihn dorthin begleiten. In dieser süßen Abgeschiedenheit, im Besitze eines wunderschönen Weibes, im innigsten, zwangloseſten Verkehr mit einem Manne, den er aufs höchste liebte und verehrte, fühlte sich der Graf unbeschreiblich glücklich. Doch bald genug wurde er schmerz-

von seiner Seele genommen; keine Gespenster quälten ihn mehr, keine üppigen Weisen störten ihn ferner, er hatte eine Hand gefunden, die ihn sanft auf den Weg zurückführte, den ihm der Vater zu wandeln geboten.

Einen zweiten, mächtigen Freund gewann sich der Kantor Bach an dem berühmten, auf den Wunsch der Gräfin als Konsistorialrat nach Bückeburg berufenen Herder. Der ausgezeichnete Prediger und Schriftsteller nahm die Stelle des verstorbenen Thomas Abt ein, doch fühlte sich der Graf, bei aller Hochachtung, weniger zu dem seltenen Manne hingezogen als die Gräfin. Sie schloß sich an ihn, wie an seine Gattin, mit wahrer Innigkeit an. Die Blumen des Schloßgartens und die Bäume des Schaumburger Waldes belauschten gar manches tiefernste Gespräch über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens zwischen dem hochgefeierten Redner und der zarten, seelenvollen Frau, deren ganzes Wesen in seiner engelhaften Reinheit sich vor seinen Blicken erschloß, wie die verhüllte Knospe vor dem Sonnenstrahl. Als der Graf auf wiederholtes Bitten des Königs von Portugal sich im Jahre 1769 noch einmal zu einer Reise nach Lissabon entschloß, ließ er seine Gemahlin ruhig unter dem Schutze Herders zurück, und das Ehepaar Herder nahm seine Wohnung teils auf dem Schlosse zu Bückeburg, teils zu Baum, um in der unmittelbaren Nähe der hohen Herrin zu

sein. Die Bückeburger selbst betrachteten ihren neuen Konsistorialrat mit einer Art von Scheu, und konnten nicht aufhören sich zu verwundern, daß er so einfach rede, da doch der Ruf ihm vorangegangen, daß die Gewalt seiner Worte Steine zu erweichen vermöge und daß er so grundgelehrt sei, daß keine Bücher mehr zu finden, woraus er noch etwas Neues lernen könne, weshalb er sich denn genötigt gesehen, selber welche zu schreiben. Für die deutsche Musik war die Abwesenheit des Grafen gewaltig ersprießlich. Man sang und musizierte in der Kirche, wie auf dem Schlosse, aber die alten Italiener lagen still in einem Winkelchen. Die besten Werke Bachs entstanden in dieser schönen Zeit. Oft beschied die Gräfin auch ihn mit seiner Frau in daß Lustschloß Baum, und er durfte dort tagelang verweilen; und wenn er dann heimkehrte, wußte er kaum, welche Melodie er zuerst niederschreiben sollte, so schwirrte und klang es in ihm. Jedweder Künstler hat einen Höhepunkt in seinem Leben, wo die Blüte seines Seins durch einen Sonnenstrahl höchsten Glücks urplötzlich zur Blume wird. Oft bedarf es nur eines einzigen Moments, eines einzigen flüchtigen Sonnenkusses, um die Knospe zur Rose werden zu lassen. Der Sommer des Jahres 1769 war diese Sonnenzeit im Leben Bachs, und noch am Abend seiner Tage blickte er mit froher Rührung darauf zurück, und die Gestalt

der Gräfin Maria verklärte sich ihm zu einer Heiligenerscheinung, zu einer geweihten Botin der heiligen Cäcilia selber, bestimmt, ihn auf jenen Pfad zu leiten, der ihn sicher zu den Füßen der Schutzpatronin aller echten und rechten Musikanten führe. Er erklärte oft scherzend, daß er nichts Höheres verlange, als dermaleinst als Bälgetreter im Himmel bei der Orgel der heiligen Cäcilia angestellt zu werden, wenn sie und der Vater Sebastian die Orgel spielten, und die himmlischen Heerscharen dazu sängen.

Im Jahr 1771 wurde dem gräflichen Paare ein rosiges Töchterlein geboren und die Musik ihrer Stimme und ihres Lachens ließ die glücklichen Eltern fast zwei Jahre lang alle Musik der Welt vergessen. Dann aber saß die Kleine ernst und lauschend auf den Knieen der Mutter, wenn der Hofkapellmeister spielte und seine hübsche Frau sang, und der Graf behauptete scherzend, daß seine kleine Emilie doch, der Mutter zum Trotz, seinen Geschmack geerbt in der Musik und nimmer Gefallen finden werde an den Grabgesängen und Totenklagen deutscher Kirchenmusik. Da war es, als Herder ahnungsvoll dem Hofkapellmeister zuflüsterte: „Das Kind sieht aus, als könne es nur an der Musik der Engelein selber Freude finden."

Es war am 16. Juni des Jahres 1775, als sich in den Vorzimmern der Gräfin Maria eine kleine Ge-

sellschaft versammelt hatte. Ein Konzert sollte daselbst stattfinden; das Klavier stand geöffnet. Ein berühmter, italienischer Sänger, der geradeswegs von London kam und auf der Reise nach Berlin begriffen war, Luigi Grassi mit Namen, hatte seinen Weg über Bückeburg genommen und einen langen Brief mitgebracht von dem Mailänder, jetzt Londoner Bach an seinen Bruder Johann Christoph Friedrich. Der Kantor führte den Fremden gleich zum Grafen, der sich lange huldvoll mit ihm in seiner Landessprache unterhielt, und ihn für den Abend zu einer musikalischen Unterhaltung in das Schloß beschied. Das hohe Musikzimmer trug ein festliches Gepräge; große Blumenbouquets waren überall aufgestellt und Kränze und Laubgewinde zierten Wände und Thüren. Aber die Mienen der wenigen, die in diesen geschmückten Räumen zusammengekommen, paßten nicht zu dem frohen Schmuck; alle sahen ernst und gedrückt aus, und redeten nur mit leiser Stimme zu einander. Es war der 31. Geburtstag der Gräfin. Allein sie, die an diesem Tage immer leuchtendes Weiß und einen frischen Rosenstrauß zu tragen pflegte, saß heute in ihrem Sessel in tiefer Trauerkleidung. Der Graf stand neben ihr, anscheinend unverändert, in aufrechter, fester Haltung, und doch erkannten die treuen Diener und Freunde, daß er sich nur gewaltsam zu einem Lächeln und zu heiterer Rede zwang, und daß doch der

Zug bitteren Schmerzes nicht weichen wollte, der seit einiger Zeit zwischen den Brauen stand. — Die Kleine fehlte! — Am 18. Juni des vergangenen Jahres hatten die zitternden Mutterhände selbst sie in ihr enges Bettchen gelegt. Sie schlief unter den rauschenden Bäumen des Schaumburger Waldes und keine irdische Musik vermochte sie zu erwecken. Das wollte aber das arme Mutterherz nicht glauben, es rief und lockte den Liebling mit den süßesten Tönen der Zärtlichkeit Tag und Nacht, und da die kleine Ungehorsame nicht die Augen aufschlagen und zurückkommen wollte, so schickte sie sich an, ihr nachzuschleichen, aber ganz verstohlen, damit es der Gatte nicht gewahre und sie zurückhalte, alle Tage nur ein paar Schritte. Er merkte es auch nicht; nur die Freunde sahen es, und rangen die Hände um dies schöne Leben, das so sichtlich vor ihren Augen dahinschwand. Den Gatten täuschte noch das trügerische Rot der Wangen, und der Glanz der Augen, und die leise Musik der Stimme, als sie jetzt sagte: „Nun laß uns recht viel von Deiner Musik hören, Du sagst ja immer, sie mache das Herz leicht!"

Und er seufzte tief auf und winkte dann dem italienischen Sänger, und Luigi Grassi sang mit dem süßen Wohllaut der herrlichsten Tenorstimme die schöne Arie des Stradella:

„Se i miei sospiri
Oh Dio placassero."

Selten war vielleicht diese Arie inniger und reiner gesungen worden, und niemand vermochte sich dem Zauber dieses Vortrags und dieser Musik zu entziehen. Das warme Lob, das der Graf, und nach ihm alle Anwesenden, dem Sänger spendeten, feuerte diesen an noch Vollendeteres zu leisten. Er sang einen Psalm des Marcello, eine kleine Arie des Durante, eine Hymne an die Jungfrau von Palästrina, und endlich einige Sätze aus dem „Stabat mater" des Astorga. Tiefe Stille herrschte als er geendet. Eine weiche Rührung hatte die Herzen aller überschlichen, selbst in den Augen der Gräfin schimmerten Thränen. Der Graf saß etwas vorgeneigt und hielt die Augen mit der Hand bedeckt. Niemand sprach. Da erhob sich plötzlich der hohe Herr, trat zu seinem Hofkapellmeister dicht heran, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Wenn Ihr in Eurer Musik jetzt einen Sang wüßtet, der mir das Herz wieder fest und froh machte, Kantor, da wollte ich Euch versprechen, fortan nur Eure Musik zu hören bis an mein seliges Ende!"

Da leuchteten die Augen des Johann Christoph Friedrich Bach hell auf, er winkte seiner kleinen Frau und nach einem kurzen Zwiegespräch mit ihr trat sie bescheiden an das Klavier und Bach begann das Ritornell jener kleinen Jubelarie aus der Pfingstkantate des Leipziger Kantors, die da lautet:

„Mein gläubiges Herze
Frohlocke, sing', scherze,
Dein Jesus ist da!
Weg Jammer, weg Klagen —
Ich will Euch nur sagen
Mein Jesus ist da!"

Die göttlich frohe Melodie stieg auf den Schwingen einer vollen, reinen Frauenstimme wie eine jauchzende Lerche himmelan, und nahm alle die Lasten mit, die sich auf die armen Herzen gelegt. Wie Ketten fiel es ab von der ringenden Seele der beraubten Mutter, wie ein Ruf der Erlösung, wie eine süße Verheißung drang es an ihr Ohr, wie Balsam legten sich Worte und Weise auf die Brust des Grafen. Er sah sein geliebtes Weib zum erstenmal lächeln seit dem Tode des Kindes, und hätte jetzt der Kapellmeister sein Land und Hab und Gut verlangt, er hätte es ihm hingeworfen. Aber der Kantor Bach verlangte nichts, er küßte nur, strahlend vor Freude, die Hände seiner hohen Herrin, die sie ihm entgegenstreckte.

Von diesem Abend an wurde im Schlosse nur noch deutsche Musik gemacht, und keinen froheren Menschen konnte man sehen, als den Johann Christoph Friedrich Bach, wie er zum erstenmal, im Schweiße seines Angesichts, die Partituren zu den beiden Matthäus- und Johannes-Passionsmusiken, zu dem Weihnachtsoratorium und noch andere kostbare Manuskripte aus dem Nachlaß seines Vaters, sowie die „Israeliten in der

Wüste" des Philipp Emanuel, und die Choräle des Friedemann nach und nach ins Schloß schleppte.

Aber diese Freude war nicht von langer Dauer. Genau ein Jahr später, am 16. Juni des Jahres 1776, folgte die schöne Gräfin Maria ihrem Kinde. In ihrer Todesstunde flüsterte sie noch:

„Mein gläubiges Herze
Frohlocke, sing', scherze,"

und da waren es die bebenden Hände ihres Gatten, die noch einmal die erhebende Melodie wiederholten zu jenem einfachen Text, und inmitten dieses frommen Jubels ging Maria ein zu der ewigen Herrlichkeit des Himmels.

Zwölf Monden später war auch das Leben des Grafen gebrochen. Den tapferen Kriegeshelden, der allen Mühseligkeiten und Gefahren getrotzt, zog die schwache Hand eines Weibes, zogen die Finger eines Kindes ins Grab. Müde und krank floh er mit seinem Leid in ein entlegenes, noch im Bau begriffenes Lustschloß Bergeleben, und war längst gestorben für jedermann, ehe seine Seele dem Körper entflohen. Nur seinen getreuen Kapellmeister ließ er noch zuweilen rufen, der mußte ihm dann stundenlang vorspielen, aber nur „deutsche Musik".

Nach des Grafen Wilhelms Tode und Herders Weggang nach Weimar fühlte sich der Kantor Bach sehr vereinsamt. Allein es war, als ob nun jeder sich mühte, ihm diese Verlassenheit so wenig als möglich fühlbar zu

machen. Der Nachfolger seines unvergeßlichen Gönners war ein gütiger Herr zu ihm, die Bewohner der kleinen Residenzstadt zeigten ihm auf alle und jede Weise, wie hoch sie den schlichten, bescheidenen Mann ehrten, der ihrem verstorbenen Landesherrn und seiner holdseligen Gemahlin so nahe gestanden. Von nah und fern meldeten sich Schüler, die sich wahrhaft beeiferten, ihm Freude zu machen, seine Kompositionen fanden auch den Weg in die Welt, klopften an manches Herz, und vergrößerten den Kreis seiner Freunde. Und so schwand Jahr nach Jahr in behaglicher, freundlicher Ruhe, und blühten auch die Rosen nie wieder, seit die schöne Gräfin in den Himmel geflogen, so war doch sein Lebensabend einem milden Herbsttage zu vergleichen, und Astern, die Blumen treuer Freundschaft und sorglicher Liebe, kränzten seinen Scheitel. Selbst der Schmerz um den Tod aller seiner Brüder, der ihn in den Jahren 1782—88 traf, beugte ihn nicht, sondern ließ ihn nur die Augen mit freudigerer Zuversicht aufwärts richten, in der Hoffnung auf ein baldiges Wiederfinden, dem keine Trennung folgen konnte. So glich das ganze Dasein Johann Christoph Friedrich Bachs einem fließenden Kanon, den erst am 26. Januar 1795 die Hand des Todes wunderbar sanft und harmonisch schloß.

Der Londoner Bach.

Das Dasein dieſes jüngſten Sohnes des Leipziger Kantors Johann Sebaſtian Bach glich dem Lebenstraum einer Roſe an einem luſtigen Sommertage; er war ein rechtes und echtes Sonntagskind, obſchon er an einem Freitage im Jahre 1735 das Licht der Welt erblickt hatte. Ein frohes Herz, ein leichter Sinn, Augen für alles Schöne, Gewandtheit der Rede, eine anmutige Geſtalt und ein geiſtvolles, bewegliches Angeſicht, das waren die reichen Patengeſchenke, die die heilige Cäcilia dem kleinen Johann Chriſtian in die Wiege gelegt. Und er wußte ſie gar wohl zu verwerten, dieſe Gaben. Sorglos und keck ſchritt er daher und hatte ein Lächeln für jede Blume am Wege. Das Leben hienieden war ihm des An- und Auszieh*ens* wert, weil er es eben, wie weiland ein gewiſſer Graf Egmont, nicht ſonderlich ernſthaft nahm.

Nach dem Tode Sebastian Bachs nahm Philipp Emanuel den jungen Bruder zu sich nach Berlin, um ihn sorgfältig und streng nach den Regeln des heimgegangenen Vaters in der Kunst des Klavier- und Orgelspiels, sowie in der Komposition zu unterweisen. „Wenn Du fleißig bist, hoffe ich einen ordentlichen Kantor aus Dir zu machen," sagte er zu ihm. Dabei sorgte er, daß der sechzehnjährige Jüngling möglichst viel Gutes höre in der Musik, führte ihn deshalb in alle Konzerte und ließ ihn niemals von seiner Seite. Freilich konnte er bei solcher Gelegenheit nicht verhindern, daß der Johann Christian seine Augen ebenso gewissenhaft gebrauchte wie seine Ohren, und sich nicht etwa die alten, ergrauten Musiker, sondern die jungen, schönen Sängerinnen so genau anschaute, daß es ihm hätte ergehen mögen wie dem König von Thule, wenn er aus seinem „goldenen Becher" trank.

Zu verdenken war's aber dem Jüngling nicht, denn es gab gar bezaubernde Geschöpfe unter diesen welschen Singvögeln, die sich's damals in Deutschlands Gefilden wohl sein ließen, und vor deren schillerndem Gefieder sich die schlichten, grauen Nachtigallen wohl in den dunkelsten Busch hätten verstecken mögen. Und die Töne, die jene anmutigen Lockvögel anschlugen, klangen gewißlich nicht allein sechzehnjährigen Ohren süß. Die Weisen aus dem Lande Italia lauteten so schmeichlerisch,

sie nahmen die Sinne gefangen wie Orangenblütenduft. Wenn sogar ernsthafte, taktfeste deutsche Musiker ihre Not hatten, taktfest zu bleiben den leichten, reizenden Melodieen, Trillern und Fiorituren gegenüber, so war es wohl nicht zu verwundern, wenn der junge Johann Christian Bach eine welsche Arie viel entzückender fand als ein Orgelpräludium, und einen Läufer, der von den Lippen der schönen Emilia Molteni schwebte, viel länger in den Ohren behielt als ein Fugenthema.

Liegt dem Versucher viel daran, über eine arme Menschenseele zu siegen, so hüllt er sich in die Gestalt eines wunderholden Weibes, denn er weiß nur gar zu wohl, wie selten sich ein heiliger Antonius findet. Der junge Bach machte nun doch trotz aller Versuchungen erstaunenswerte Fortschritte, aber die Farbe wich aus seinem hübschen Gesicht, als Philipp Emanuel ihm eines Tages triumphierend eröffnete, daß er Aussicht habe, ihn in einem kleinen Städtchen in der Mark als Organist unterzubringen, wo er, fern von dem Geräusche der Welt, recht ungestört seinen Kompositionsstudien obliegen könne. Ein Organist in der Mark! — das sollte also sein Lebensziel sein? Heilige Cäcilia, welch ein Gedanke! — Und dazu fühlte er jene Sehnsucht in seinen Adern brennen, die schon manchem bittre Pein gebracht, die Sehnsucht nach dem Lande Italia nämlich. Hatten alle die reizenden welschen Singvögel dies tolle

Nach dem Tode Sebastian Bachs nahm Philipp Emanuel den jungen Bruder zu sich nach Berlin, um ihn sorgfältig und streng nach den Regeln des heimgegangenen Vaters in der Kunst des Klavier- und Orgelspiels, sowie in der Komposition zu unterweisen. „Wenn Du fleißig bist, hoffe ich einen ordentlichen Kantor aus Dir zu machen," sagte er zu ihm. Dabei sorgte er, daß der sechzehnjährige Jüngling möglichst viel Gutes hör in der Musik, führte ihn deshalb in alle Konzerte u ließ ihn niemals von seiner Seite. Freilich konnte bei solcher Gelegenheit nicht verhindern, daß der Joha Christian seine Augen ebenso gewissenhaft gebrau wie seine Ohren, und sich nicht etwa die alten, grauten Musiker, sondern die jungen, schönen Sän rinnen so genau anschaute, daß es ihm hätte erg mögen wie dem König von Thule, wenn er aus se „goldenen Becher" trank.

Zu verdenken war's aber dem Jüngling nicht, es gab gar bezaubernde Geschöpfe unter diesen tre Singvögeln, die sich's damals in Deutschlands G wohl sein ließen, und vor deren schillerndem Ge sich die schlichten, grauen Nachtigallen wohl i dunkelsten Busch hätten verstecken mögen. U Töne, die jene anmutigen Lockvögel anschlugen, f gewißlich nicht allein sechzehnjährigen Ohren süß Weisen aus dem Lande Italia lauteten so schmeic

sie nahmen die Sinne gefangen wie Orangenblütenduft. Wenn sogar ernsthafte, taktfeste deutsche Musiker ihre Not hatten, taktfest zu bleiben den leichten, reizenden Melodieen, Trillern und Fiorituren gegenüber, so war es wohl nicht zu verwundern, wenn der junge Johann Christian Bach eine welsche Arie viel entzückender fand als ein Orgelpräludium, und einen Läufer, der von den Lippen der schönen Emilia Molteni schwebte, viel länger in den Ohren behielt als ein Fugenthema.

Liegt dem Versucher viel daran, über eine arme Menschenseele zu siegen, so hüllt er sich in die Gestalt eines wunderholden Weibes, denn er weiß nur gar zu wohl, wie selten sich ein heiliger Antonius findet. Der junge Bach machte nun doch trotz aller Versuchungen erstaunenswerte Fortschritte, aber die Farbe wich aus seinem hübschen Gesicht, als Philipp Emanuel ihm eines Tages triumphierend eröffnete, daß er Aussicht habe, ihn in einem kleinen Städtchen in der Mark als Organist unterzubringen, wo er, fern von dem Geräusche der Welt, recht ungestört seinen Kompositionsstudien obliegen könne. Ein Organist in der Mark! — das sollte also sein Lebensziel sein? Heilige Cäcilia, welch ein Gedanke! — Und dazu fühlte er jene Sehnsucht in seinen Adern brennen, die schon manchem bittre Pein gebracht, die Sehnsucht nach dem Lande Italia nämlich. Hatten alle die reizenden welschen Singvögel dies tolle

Verlangen in ihm wachgesungen, oder war es das Geschenk einer bösen Fee, die man vergessen hatte zur Taufe zu laden? Es wuchs aber höher von Tag zu Tag und störte die Ruhe seiner Nächte, sein Herz träumte unausgesetzt nur von jenem Zauberlande des Lichts, der Farben und Töne. Er hätte lieber heute als morgen den Wanderstab in die Hand nehmen und hinauspilgern mögen ohne Aufenthalt bis vor die Thore jener ewigen Stadt, von der es in der alte Hymne heißt:

„O Roma nobilis
Te benedicimus
Salve per saecula — —“

Als er es aber einmal wagte, zu seinem Bruder von dergleichen Träumen zu reden, da geriet Philipp Emanuel in einen heftigen Zorn und hieß ihn ein für allemal schweigen von solchen Dingen, und gebot ihm, fleißiger Orgelfugen zu üben und das wohltemperierte Klavier. Auch gab er ihm einige steiffingerige Schüler, die er unterrichten sollte, und unleserliche Notenmanuscripte ins Reine zu schreiben, damit ihm die „Phantastereien“ aus dem Kopfe getrieben würden. Aber ach, damit trieb Philipp Emanuel sie nur noch tiefer hinein in das Herz des jungen Bruders. Einer, der einmal gekostet, wie das Schwärmen in köstlicher Sommerluft thut, ist nicht mehr in einer dumpfen Stube zu halten, wo man noch obendrein die Vorhänge zugezogen.

Der Johann Christian wurde immer zerstreuter und blasser, machte allerlei tolle Fehler, schlug die Schüler vor Ungeduld auf die Finger, und schrieb heimlich Fugen über ein Thema aus einer Arie der Molteni. Da gab es der strafenden Worte und Blicke zur Genüge, auch sogar Stubenarrest, und als das alles nicht zu helfen schien, kündigte eines Morgens der Philipp Emanuel dem Bruder an, daß er sich bereit halten solle schon in nächster Woche nach N., als Organist der kleinen Kirche daselbst, abzureisen.

Allein dazu kam es nicht, denn in der nächsten Woche war der Johann Christian — auf dem Wege nach Italien. Die schöne Emilia Molteni hatte nämlich einem jungen, talentvollen Musiker und Orgelspieler, dem liebenswürdigen Johann Friedrich Agricola, Herz und Hand geschenkt, und das glückliche Paar beabsichtigte die Honigmonate in Italien, dem Vaterlande der jungen Frau, zu verleben. Die Abreise verzögerte sich aber zu ihrem Leidwesen durch den Tod eines alten Dieners, den man zum Reisebegleiter bestimmt hatte. Da meldete sich ein allerliebster junger Mann zu der Stelle des Erblichenen, wurde angenommen, war mit allen Bedingungen zufrieden, nannte sich Christian Fluß, und kutschierte schon am Morgen darauf in aller Frühe seelenvergnügt mit den Neuvermählten zum Thore hinaus. Erst an der Grenze nahm er seinen falschen,

kleinen Bart ab, wusch die braune Farbe von seinem Gesicht, und verwandelte sich vor den Augen der Erstaunten in den muntern Johann Christian Bach. — Die schöne Frau nahm ihn sofort unter ihren Schutz, als er ihr alles beichtete, und auch Agricola versprach, nachdem er die ersten Bedenken überwunden, sich schriftlich sofort bei Philipp Emanuel für den kecken Entlaufenen zu verwenden.

So kamen sie bis Mailand, wo eine längere Rast gehalten werden sollte. Mailand ist eine prächtige Stadt; der Dom dort hat eine herrliche Orgel, und die mailändischen Frauen haben die feurigsten Augen und stolzesten Gestalten; das fand wenigstens jener blonde forestiere, der da so staunend durch die Straßen schritt. Es gefiel ihm auch so wohl daselbst, daß er hier bleiben zu wollen erklärte, als endlich das Ehepaar Agricola von der Weiterreise redete. Er blieb in Wirklichkeit dort hangen, und die schöne Emilia empfahl ihn ihren Freunden und überließ ihn dann ohne große Sorgen seinem Schicksal.

„Er wird niemals Mangel leiden," sagte sie zu ihrem Manne, „denn die Frauen werden ihn zu ihrem Liebling machen."

Der junge Deutsche hatte Quartier gefunden in dem Hause eines Singmeisters mit Namen Grassi, dessen beide Söhne man zu den tüchtigsten Musikern Mailands

zählte. Der älteste war Sänger, und zu der Zeit in Venedig, wo man ihn sehr feierte; der jüngere, ein ausgezeichneter Geiger, befand sich in Padua. Ein kaum dreizehnjähriges Töchterlein, Cäcilia, lebte noch im Hause. Der alte Grassi hatte großen Ruf als Singmeister, aber er wurde zugleich auch gefürchtet, und insbesondere waren die Frauen seine Feindinnen. Sein Wesen war rauh und ungeduldig, und die schönsten Augen und das verführerischeste Lächeln waren bei ihm nicht im stande, einen falschen Ton oder Taktfehler vergessen zu machen; und dennoch konnte man ihn den gesuchtesten Singmeister Mailands nennen. Seine eigene Tochter fürchtete sich vor ihm und sang allezeit nur mit bitteren Thränen ihre Skalen und Solfeggien, denn selten kam sie ohne Schelte davon.

Die Kleine war ein wunderliches Gemisch vom warmen Süden und kühlen Norden, sie hatte eine deutsche Mutter gehabt, die sie erst vor einem Jahre verloren und noch tief betrauerte. Sie plauderte halb italienisch, halb deutsch, hatte das schönste, blonde Haar und die dunkelsten Augen von der Welt, eine zierliche Gestalt und eine weiße Haut. Ihre Bewegungen waren rasch und leidenschaftlich, ihr Wesen aber ernst und träumerisch. An den jungen Deutschen schloß sie sich sehr bald an und bettelte ihn immer um deutsche Lieder. Er hatte auch Freude an ihrer unschuldigen, süßen

Stimme und an ihren schönen Augen, und wenn sie ihn bittend ansah, sagte er oft: „Wie gut ist, daß Ihr nicht drei Jahre älter seid, Cäcilia Grassi!“ — Einige hübsche Solfeggien komponierte er für sie, die sie bald reizend trällerte. Wenn er spielte, kletterte sie allezeit auf die Steinbank in der Veranda, und von dort auf die Fensterbrüstung und schaute achtsam zu ihm hinein, die Hände in anmutiger Lässigkeit um die Kniee geschlungen, die kindliche Gestalt halb versteckt von den niederhängenden Weinranken. Gar oft quälte sie ihn, ihr zu lehren, wie man Weisen setze und wie man eine deutsche Kirchenarie singe. Dann lachte er sie aber aus und sagte, er wollte ihr lieber das Küssen lehren, für welche lose Rede sie ihn wohl mit Orangenschalen warf. Auch liebte er es, ihr heimlich den silbernen Pfeil aus den Haaren zu ziehen, daß das üppige Gewinde sich löste und wie ein goldner Mantel um sie herfiel. Und einmal sah sie beim Wiederaufstecken der Flechten in ihrem halben Zorn und halben Kinderlachen so bezaubernd aus, daß er plötzlich seinen Arm um ihren Hals schlang und sie wirklich küßte. — Aber diese erste Berührung hübscher Mädchenlippen kam ihm teuer zu stehen. Die Kleine wurde ernstlich böse, so böse, daß sie zu ihrem Bruder nach Padua zu gehen drohte, und der junge Bach Mühe hatte, sie nur einigermaßen zu besänftigen. Endlich gelang es ihm, ein Etwas zu

finden, das ihren Zorn brach, ein Etwas nämlich, nach dem schon lange der Sinn Cäciliens gestanden.

Johann Christian Bach besaß eine eigenhändig geschriebene Arie seines Vaters, die das Mädchen schon oft in den Händen gehalten und angestaunt hatte. Sie konnte nicht aufhören, sich über jene seltsamen Läufer zu wundern, die darin vorkamen, und suchte vergebens, sie nachzusingen, so daß der junge Mann ihr nicht selten die Blätter ungeduldig aus den Händen nahm und verschloß. — „Singt lieber ein Liedchen von einem amato bene, als wie diese Kirchenarie von den zitternden und wankenden Gedanken des Sünders!" sagte er dann.

Diese Arie verlangte sie nach jenem Kuß. „Gebt mir die Arie, dann will ich wieder gut sein," murmelte sie. „Ihr sollt sie mir nur leihen, damit ich sie lernen kann. Sobald ich sie ordentlich singe, bringe ich sie Euch wieder, das gelobe ich Euch bei der heiligen Cäcilia, meiner Schutzpatronin! Was gebt Ihr mir, wenn ich sie Euch eines Tages fehlerlos singe?"

„Mein Herz!" — Mit diesem Scherzwort gab er sie denn hin, — und die Kleine ging wirklich nicht nach Padua. — An demselben Tage, als er die engbeschriebenen Notenblätter in die Hände Cäciliens legte, kam auch der erste Brief des Philipp Emanuel. Der schrieb aber, trotz der Fürbitten Agricolas, dem Bruder gar ernste Worte und nannte ihn geradezu einen Ab-

trünnigen. Das ging dem Johann Christian doch recht ans Herz, aber er war eben ein Menschenkind, das man nur mit einem sanften Blick und weicher-Bitte lenken konnte; Härte und Strenge machten ihn trotzig und starr.

Und ein geschriebenes böses Wort verletzt noch viel, viel tiefer, als ein gesprochenes. So zerriß er denn den Brief des Philipp Emanuel in tausend kleine Fetzen und streute sie in die Luft, und als am nächsten Morgen der alte Grassi ihm einige vornehme Schülerinnen zuwies, die ihm selber lästig waren, weil sie nichts lernten, ging er mit dem Gedanken in den Palast der Contessina Laura, von jetzt an auch zu leben wie ein Abtrünniger. Seine jungen Schülerinnen erleichterten ihm zum Unglück die Ausführung seines Vorsatzes. Sie waren alle drei sehr schön, und obendrein schon in der zweiten Lehrstunde entzückt von ihrem jungen, hübschen Singmeister.

Die Thore eines neuen, verlockenden Lebens thaten sich jetzt vor ihm auf, und die niedlichsten Händchen waren es, die ihm die Riegel zurückschoben und ihn einführten in einen köstlichen Garten. Da war alles Glanz, Orangenblütenduft und Wärme. Seine schönen Schülerinnen lernten bei ihm zwar nicht besser singen, aber sie priesen trotzdem ihren jungen Lehrer in dem Kreise ihrer Freundinnen, und alle wollten bald nur den blonden forestiere zum Lehrmeister haben. Da

fand sich denn auch unter all den prächtigen Frauengestalten der vornehmen Welt manche süße Stimme und geschmeidige Kehle, für die eine anmutige Melodie zu setzen es sich schon verlohnte, besonders wenn diese Melodie, auf Notenblätter gebannt, mit holdem Lächeln und feurigen Blicken entgegengenommen wurde.

Von Stund an sah sich Bach von einem Kreise bezaubernder Wesen umschlossen, die alle von ihm singen lernen und Arien gesetzt haben wollten. Wer hätte solchen Bitten zu widerstehen vermocht?

In dieser Zeit entstanden allmählich allerlei reizende Arien und Duos, auch einige Kirchenkantaten, infolge derer ihm die Stelle eines Organisten an der Hauptorgel des großen Domes angetragen wurde, die er denn auch annahm. Seine im italienischen Stil gehaltenen Arien hatten übrigens außer einer fließenden Melodie und anmutigen Instrumentierung auch noch das Verdienst, daß in ihnen jenes den Sängerinnen und Hörern so lästige „da capo“ wegfiel, und ein effektvoller Schluß an die Stelle der ermüdenden Wiederholungen trat.

Das Leben des jungen Deutschen wurde allmählich ein sehr bewegtes. An manchem Tage war er vom Morgen bis zum Abend in Anspruch genommen, kehrte erst spät in der Nacht nach Hause zurück, und sah oft seinen Liebling, die schöne Cäcilia, wochenlang nicht. Nur im Dom, wenn er die Orgel spielte, hatte er sie

wohl einige Male hinter einem Pfeiler erspäht, und ihre unschuldigen Augen waren den seinen begegnet. Auch traf er sie einmal beim Herausgehen aus der Kirche und fragte sie scherzend, ob sie die schwere deutsche Arie schon gelernt.

„Ich werde zu Euch kommen, wenn ich sie kann, Ihr mögt sein, wo Ihr wollt," antwortete sie da ganz ernsthaft, „und Ihr sollt Euch dann meiner nicht zu schämen brauchen, und derjenige, der die Arie gemacht hat, soll es auch nicht!" — Und dabei nickte sie ihm flüchtig zu und lief mit brennenden Wangen weiter, so schnell, daß er ihr nicht zu folgen vermochte, er hätte denn traben müssen, und das ging eben nicht, denn die schöne Conteſſina Laura kam, von ihrer Begleiterin und zwei Dienerinnen gefolgt, gerade auf ihn zu. Sie trug das Meßbuch noch in den Händen und hatte das schwarze Schleiertuch nur ein wenig gehoben, so daß man die funkelnden Augen und die lachenden Lippen noch in einem verführerischen Halbdunkel sah. „Kommt heut abend zu uns, Signor Bach," flüsterte sie, „und versucht recht liebenswürdig zu sein, Ihr sollt eine berühmte und schöne Frau bei uns sehen: die Sängerin Lucrezia Agujari, genannt la Baſtardella: — wahrt Euer Herz!"

Wer an dem Abend dieses Tages den Johann Christian Bach gesehen hätte, in eleganter Kavalier-

kleidung, wie er in dem prächtigen Musiksaal des Salierischen Palastes sich unter den schönen Frauenblumen bewegte, der konnte nimmer in ihm den Sohn eines schlichten deutschen Kantors vermuten. Es war, als ob er erst in dieser wollüstig-süßen Atmosphäre zum wirklichen Leben erwacht sei, ein glückseliger Falter, der aus dem engen Stübchen, wo er ausgekrochen, nach langem Flattern an trüben Fensterscheiben endlich einen Ausweg gefunden, und an jenen Rosengarten gelangt war, wo er zu leben und zu sterben Verlangen trug. Wie glänzten seine schönen Augen, wie anmutig wußte er in gebrochenem Italienisch seine Rede zu setzen, wie zierlich überreichte er jener lieblichen Gestalt eine Granatblüte aus einer silbernen Vase, dieser den Fächer, der den zarten Fingern entglitten, plauderte mit der einen über die Farben, die ihr am besten standen, fragte eine andere nach ihrem Lieblingsvogel, und vertiefte sich mit der dritten in die Wahl eines Maskenanzuges für den nächsten Karneval. Die Bastardella war noch nicht da.

Man erzählte ihm, daß sie vor drei Tagen von Neapel gekommen sei, wo man sie wie eine Göttin angebetet habe, und in drei Tagen nach England reisen werde. Die anwesenden Männer schienen sie mit Ungeduld zu erwarten. Endlich erschien sie, eine hohe, imposante Gestalt im dunkelroten Sammetkleide und mit

frischen Blumen im Haar. Ihr Antlitz war fast blendend schön, auch war bereits die erste Jugendfrische daraus hinweggeweht. Ein seltsam schmerzliches Gefühl durchdrang das Herz des jungen Deutschen, als später die Gefeierte flüchtig ihre Augen auf ihn richtete, und nachdem man ihr seinen Namen genannt, ruhig mit einem der vornehmen Kavaliere, der hinter ihrem Sessel stand, fortplauderte. Zum erstenmal hatte der Blick einer Frau ihn unruhig und unsicher gemacht. Er erschrak daher nicht wenig, als sie ihn — nach Verlauf einer Stunde etwa — auffordern ließ, ihr eine Arie des Galuppi zu begleiten.

Johann Christian Bach setzte sich, nach einer tiefen Verneigung vor der Königin des Gesanges, an das Instrument, dessen Deckel von Gold und kostbaren Malereien strotzte, und legte die Hände auf die Tasten. Aber seine Finger zitterten und seine Augen flogen über die Notenblätter hinweg auf jene Glasfläche ihm gegenüber, wo ihm eine prächtige Gestalt erschien, und ein sinnverwirrendes Antlitz. Die Bastardella trug einen Blumenkranz, er war tief in die Stirn gedrückt, und die Augen erschienen noch einmal so dunkel und sammetartig unter den weißen Orangenblüten. — War es der betäubende Blütenduft, der auf ihn niedersank, daß er endlich nichts, auch gar nichts mehr deutlich sah? Es war ihm, als stünde da neben ihm der verkörperte

Gegenstand seiner jahrelangen, heißen Sehnsucht, Italia selbst in der Gestalt des schönsten Weibes. Sein Herz pochte wild und immer wilder, sein Atem stockte. Wie im Traume schlug er den ersten Accord des Recitativs an:

„oh tu — idol del mio cuore"

sang nun eine berückende Stimme dicht neben ihm, und ein heißer, würziger Hauch berührte seine Wange. Zitternd spielte er weiter und immer weiter, bis das feurige Allegro eintrat mit dem Ruf:

„anima mia — io t'amo!"

Bei diesem süßesten aller Worte schlug die schöne Frau einen Triller; „io t'amo" flötete sie, — der Triller war endlos wie die Liebe selbst. Bach fühlte, wie seine Seele versank in diesem goldenen Tonmeer, wie die Wogen über ihm zusammenschlugen. Fast besinnungslos lauschte er, der Atem verging ihm; er mußte plötzlich an jene deutsche Mär denken von den Nachtigallen, die mitten in solchem Liebestriller mit zersprengter Brust tot niedersinken. Eine furchtbare Angst um die süße Nachtigall an seiner Seite überkam ihn: er hob die Hände und schlug den Schlußaccord nieder. — Ach! wehe, wehe, viel zu früh! — Der Triller der Sängerin war zerstört: die Bastardella brach ab. Entsetzen bemächtigte sich der glänzenden Gesellschaft. Das konnte

der gefeiertsten Primadonna Italiens geschehen? Jeder blickte auf den jungen Deutschen, der es gewagt, die Königin des Gesanges auf so unerhörte Weise zu beleidigen, die Frauen voll Angst und Mitleid, die Männer voll heimlicher Schadenfreude, denn der blonde tedesco war ihnen überall im Wege. — Aber — o Wunder ohnegleichen! — es geschah ihm nichts von alledem, was man erwartete, dagegen etwas, das ihm nicht wenige recht von Herzen neideten. Die Bastardella neigte sich nämlich herab zu ihm, lächelte ihn an, schlug ihm mit dem goldgestickten Handschuh leicht auf die verblüffte Wange und flüsterte: „Ungeschicktes Kind, Ihr verdient eine harte Strafe! Ihr werdet so oft zu dem Gesange der Lucrezia Agujari spielen, bis Ihr keine Fehler mehr macht! In zwei Tagen reise ich nach England, Ihr sollt einen Platz in meinem Reisewagen finden, Bösewicht! Nur unter der Bedingung, daß Ihr ihn annehmt, verzeihe ich Euch, was Ihr mir heute angethan!“

Und zwei Tage später verließ wirklich der blonde Deutsche die schöne Stadt Mailand und die bitter weinende, kleine Cäcilia, um drüben in dem ungeheuren London zu lernen, wie man schöne Frauen begleitet, ohne ihnen um ihrer Augen willen glänzende Triller zu verderben.

In London empfing man den Sohn des großen

Leipziger Kantors mit lebhafter Freude. Das Musikleben der ungeheuren Stadt bedurfte damals einer leitenden Hand: der große Händel war vor wenigen Monaten gestorben, und die Trauer und Verwirrung unter den Musikern und Sängern nicht gering. Da galt es, sich mit festen Händen jener Zügel zu bemächtigen, die dem königlichen Lenker entsunken; und in der Energie, mit der dies von dem kaum fünfundzwanzigjährigen Deutschen geschah, erkannte man den würdigen Nachkommen Sebastian Bachs. — Der junge Johann Christian unterwarf sich in kurzem durch seine wunderbare Gewandtheit, auf die anmutigste, liebenswürdigste Weise jene alten Musiker, die unter einem Händel grau geworden, und die jüngere Schar fiel ihm dann natürlich von selbst zu. Sein Glück bei den Frauen kam ihm auch hier zu statten: er wußte die sprödesten Sängerinnen zu gewinnen, wozu freilich seine selten schönen Augen und sein reizendes Lächeln, verbunden mit der ihm natürlichen Sprache der feinsten Galanterie nicht wenig beitrugen. — Bach befreundete sich sehr bald auf das innigste mit dem damals hochberühmten Gesanglehrer Paradisi, und veranstaltete mit ihm gemeinschaftlich Konzerte, in welchem nur junge Sängerinnen Proben ihrer Studien ablegten. Das waren interessante Abende! Eine Schar der reizendsten Gestalten drängten sich dann um den Flügel des deutschen

Musikers und die Harfe des Italieners, und die lieblichsten Stimmen wurden laut. Freilich konnten diese Stunden von dem jungen Bach nie ganz ungetrübt genossen werden, da die Bastardella ihren Schützling selten aus den Augen ließ und ihn mit flammender Eifersucht überall bewachte. Anfangs hatte er ihr so ganz und ungeteilt angehört, und ihr noch manchmal einen Triller und Läufer verdorben, wenn sie so dicht neben ihm stand, die Hand auf seine Schulter lehnend, und er immer und immer wieder zu ihr aufsehen mußte. Wie hatte sie ihn da noch oft schelten müssen, den ungeschickten Begleiter — und nach kaum einem halben Jahre verdiente er schon kein einziges Scheltwörtchen mehr! Aber wunderlicherweise freute sich die berühmte Sängerin gar nicht darüber und hätte vielmehr einen Teil ihrer Lorbeeren hingegeben — für einen verdorbenen Triller. Die schöne Frau hatte bis zur Stunde nur mit den Männerherzen gespielt, wie sie mit den Tönen zu spielen pflegte; das Gefühl, das sie für den jungen Deutschen empfand, glich zum erstenmale einer lang ausgehaltenen Note mit einer Fermate darüber: sie ließ den süßen Lockton immer noch schwellen und er — hörte es nicht einmal! — Und dazu war er voll der ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten für sie, kam an keinem Tage ohne Blumen zu ihr, komponierte für ihre prächtige Stimme was und wie sie es haben wollte,

war entzückt von ihrem Gesang, erschien in allen Gesellschaften, in allen Konzerten als ihr treu ergebener Ritter. Dennoch war sie bitter unzufrieden mit ihm und verbot dem jungen Musiker sogar, die reizende Caravoglia, eine Schülerin Paradisis, zu begleiten, weil es — keinen Zweifel zuließ, daß er ihr einen Triller oder Läufer verderben werde durch Unaufmerksamkeit.

Für die Caravoglia, die, eben von Italien angelangt, trotz ihrer jugendlichen Schüchternheit halb London entzückte, schrieb Bach auch viele Arien, durch deren Vortrag die liebliche Kleine neue Triumphe feierte. Seine Kompositionen wurden glänzend bezahlt; doch machte ihm Philipp Emanuel, dem er einmal ein Häuflein der niedlichen Sachen herüber schickte, mit der Frage, wie ihm diese Arien und Duos gefielen, ernstliche Vorwürfe über sein „kindisches Komponieren".

Da schrieb er ihm zurück: „Liebster Bruder — ich muß so stammeln, damit die Kindlein, mit denen ich verkehre, mich auch verstehen. Und wenn Du diese Kindlein sehen könntest, Philipp Emanuel, ich glaube wahrhaftig, ihnen zulieb stammeltest Du auch! . . ."

Johann Christian Bach lebte in London wie ein Fürst. Man hatte ihn als Kapellmeister mit 1800 Thaler Gehalt angestellt und seine Schüler bezahlten ihm seinen Unterricht sehr hoch. Er führte aber einen Haushalt,

der seine reichen Einnahmen verschlang, hielt offene Tafel für seine Freunde, veranstaltete reizende Konzerte in seinem Hause, bei denen die berühmte Bastardella eine schöne und stolze Wirtin machte, und freute sich seines Daseins. — Dabei wuchs die Zahl seiner Freunde, denn er war freigebig in großherzigster Weise, und teilte aus, so lange er selbst noch zu teilen hatte; und wenn gar ein Musiker zu ihm kam, er mochte ihm auch völlig unbekannt sein, und ihn um Hilfe ansprach, so hätte er den Rock vom Leibe weggegeben, um einem Zunftgenossen beizustehn.

Seltsam war in dieser Periode seines Lebens seine Abneigung gegen die Orgel. Er hatte nämlich, seit er in London vollkommen eingebürgert war, sich keiner Orgel mehr genähert, und man kannte ihn nur als eleganten Klavierspieler. Ein Gefühl, für das er keinen Namen wußte, hielt ihn von diesem heiligsten aller Instrumente fern, und doch wieder konnte er, wenn er an einer Kirche vorüber kam und ein Orgelton zu ihm herausquoll, nicht allsogleich weiter gehen, sondern mußte stehen bleiben, bis der letzte Klang entschwebt war. Wunderbar weich wurde es ihm dann ums Herz, und wenn er solche Orgelklänge vernommen, vermochte er nicht zur Stelle unter Menschen zu gehen, er schlich dann allezeit wie ein Träumender nach Haus und schloß sich ein: niemand durfte ihn stören. Was

zu solchen Momenten in dem Künstlerherzen vorging, wer konnte es sagen?

Sein Verhältnis zu der Bastardella, die auf dem Nationaltheater ungeheure Triumphe feierte, und von deren Stimme Zeitgenossen berichten, daß sie eine der wunderbarsten gewesen, sowie ihre Sangesweise eine vollendete, wurde immer drückender, und erschien ihm schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in London durch die Eifersucht der leidenschaftlichen Frau unerträglicher als eine Kette.

Seine Heiterkeit verschwand unter jenen ewigen Vorwürfen oder aufregenden Scenen, die vor ihm zu spielen die Sängerin nur zu sehr liebte. Er fing allmählich an sich zurückzuziehen von seinen Freunden, sogar von seinen schönen Freundinnen, wurde träumerisch und sorgenvoll, arbeitete nicht mehr oder nur auf besonderen Befehl der ehemaligen Geliebten, und war auf dem besten Wege, um den unablässigen Klagen und Vorwürfen zu entgehen, nicht etwa davon zu laufen, nein, seine Peinigerin zu heiraten. „Dann wird sie mich in Ruhe lassen," sagte er sich.

Am Ende des dritten Jahres seines Londoner Aufenthaltes, und in eben dieser Zeit eines verzweifelten Entschlusses, bat ihn der Gesanglehrer Paradisi, ihn in einer Kirchenaufführung zu unterstützen, die er zum Gedächtnis Händels am 14. April in der St. Giles-

kirche zu veranstalten gedachte. Es solle nur deutsche Musik gesungen werden, und er bat ihn dringend, den trefflichen Gesang einer jungen, neuen Schülerin von ihm, die eine seltene Begabung für deutsche Musik verrate, auf der Orgel zu begleiten. — Diese Aufforderung machte dem Johann Christian Bach manche schlaflose Nacht. Abschlagen konnte er die Bitte des Freundes nicht, auch galt es ja eine Feier zu Ehren des großen, toten Meisters, den er so hoch verehrte. Aber die Orgel, die Orgel beunruhigte ihn; und da ihn Paradisi noch obendrein ersucht hatte, eine freie Phantasie vorzutragen, und ihm doch bis zum Abend der Hauptprobe, trotz allen Grübelns und Sinnens, kein einziger erhabener Gedanke gekommen war, so begab er sich mit wüstem Kopf und beklommenem Herzen in die matterleuchtete Kirche. Einige wenige dunkle Gestalten saßen hinter den Pfeilern; oben auf dem Chor standen die Sänger und Sängerinnen. Sie sangen eben sanft und rührend jenen Trauerchor aus dem Oratorium „Samson" von Händel:

„Bringet Palmen, Lorbeern bringt,
Streut sie auf des Helden Grab."

Unendlich weh wurde es ihm plötzlich zu Sinne, und wunderliche Bilder waren es, die mit den Tönen aufstiegen vor seine Seele. Er sah die alte Thomasschule vor sich stehen, jenes Haus, wo in Leipzig seine

frommen Eltern gelebt und er als Knabe gespielt. Die hohe Kirche stand daneben, und auf dem großen Platze vor der Kirchthür, da hatten sie eben den Sarg des Vaters niedergesetzt, und die Schüler stimmten feierlich den Choral an:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir."

Mit diesen Erinnerungen stieg er, als die Stimmen dort oben verhallt waren, auf den Chor hinauf und setzte sich nieder auf die Orgelbank. Da trat Paradisi ernst grüßend an ihn heran und legte einige vergilbte Notenblätter vor ihn auf das Pult. Zu gleicher Zeit näherte sich eine zarte, dunkelgekleidete Frauengestalt und blieb dicht neben Bach stehen, der jetzt erst einen Blick auf die groß und deutlich geschriebenen Noten vor ihm warf. Er zuckte zusammen — träumte er noch? — Wollten die Bilder noch immer nicht versinken, die jener Gesang

„Bringet Palmen, Lorbeern bringt"

in ihm wach gerufen! — Das war ja die Handschrift seines Vaters! — Zitternd, mit heftig schlagendem Herzen las er die Worte des erhabenen Recitativs:

„Mein Gott verlaß mich nicht!"

War das nicht jenes Blatt, das er einst der kleinen Cäcilia Grassi gegeben für jenen ersten geraubten Kuß? — Wie kam aber dies längst vergessene Kleinod

hierher, und gerade heute hierher? — Mechaniſch ſchlug er den A-moll Accord an. — Da traf ihn eine Frauenſtimme bis ins tiefſte Herz hinein, die nun einfiel und zuerſt mit leiſem Beben, dann aber immer voller und herrlicher jene wunderbare Arie von den „zitternden" und „wankenden" Gedanken „des Sünders" ſang. Welch ein unſchuldsvoller, ſüßer Klang, welch eine Andacht und Weihe in dieſen Tönen! Und wie klar und weich klangen jene tief ernſten Worte! — Wie kam dieſe echt deutſche Schülerin zu dem italieniſchen Singmeiſter Paradiſi? Und je weiter ſie ſang, deſto freier ward ihm, trotz aller Rührung ums Herz und ſeltſamerweiſe mußte er bei ihrem Geſang immer an die Stimme der Kleinen in Mailand denken. — Aber ſich umzuſehen wagte er nicht. Mit heiliger, andächtiger Freude ſpielte er weiter und weiter, und ließ die Gedanken ſich unter einander „verklagen" und wiederum ſich „entſchuldigen" und fühlte dabei die hellen Thränen über ſeine Wangen rinnen. Wie aber die Stimme mit dem wundervollen:

„So wird ein geängſtigt Gewiſſen
Durch eigene Folter zerriſſen"

und einem feierlichen Kirchentriller ſchloß, da erhob ſich Johann Chriſtian Bach nicht von der Orgel, ſondern ſpielte weiter, denn ſeine Seele fühlte ſich gedrängt, eine herzinnige Zwieſprach zu halten mit dem Rieſen-

geist des toten Vaters, und allen Hörern bebten nie empfundene Schauer durch die Herzen. Kaum wagte jemand zu atmen.

So hatte noch keiner den Bach spielen gehört, solchen Gesichtsausdruck noch keiner an ihm gesehn. Wie auf Engelsflügeln schwebten die feierlichen Orgeltöne durch die Hallen der Kirche und wie ein Licht fiel es von oben herab. Und als ihm endlich die Hände von den Tasten sanken, seufzte er tief auf, wie einer der aus einem seligen Traume erwacht, und fiel mit dem Rufe: „Heilige Cäcilia, bitte für mich!“ ohnmächtig in die Arme eines lieblichen jungen Mädchens, der Sängerin der Bachschen Arie, die noch immer wie gebannt neben ihm stand.

Am anderen Tage soll aber die Gedächtnisfeier für den großen Händel sonder Störung vorüber gegangen sein. Die Kirche war gedrängt voll, Musiker und Laien gerieten in andachtvolles Entzücken über den Gesang einer Schülerin des Paradisi, die kaum drei Monate in London lebte und sich Cäcilia Grassi nannte.

Wer aber der Kleinen jene deutsche Arie so singen gelehrt, das ahnte niemand als vielleicht jener eine, der ihr damals gesagt: „Ich gebe Euch mein Herz, sobald Ihr dieses Stück ohne Fehler singt!“

Niemand wunderte sich, als es binnen ganz kurzer

Zeit bekannt wurde, daß der Johann Christian Bach die holde Sängerin Cäcilia Grassi zu seiner Heiligen ernannt, und sie nicht nur auf dem Altar seines Herzens aufgestellt (denn allda hatten freilich schone viele gestanden), sondern sie als seine wirkliche und wahrhaftige Schutzpatronin in sein Haus geführt. Der kleinen Cäcilia aus Mailand gelang es, den armen Falter aus den Netzen der Bastardella zu befreien, und ihm zwar nicht die Freiheit, aber doch neues Leben wieder zu geben. Die berühmte Sängerin, die sich zum erstenmal selbst verlassen sah — nachdem es ihr bis dahin gefallen, andere zu verlassen — rächte sich aber an dem treulosen Geliebten, indem sie an demselben Tage, an dem Johann Christian Bach mit seiner lieblichen Cäcilia zum Altare ging, den schönen Sänger Rolla heiratete, und mit ihm nach Italien abreiste.

Ob der Sohn des großen Kantors durch solche Rache viel gelitten, ist nicht bekannt geworden.

Bachs Leben wurde nun ein völlig verändertes, und seine Kompositionen auch. In der ersten Zeit seiner Verheiratung entstanden mehrere wunderbar schöne Psalmen im Stile seines großen Vaters, und ein Te Deum von ergreifendem Ernst und wahrer Erhabenheit. Als er letzteres seinem Bruder Philipp Emanuel schickte, schrieb er ihm dazu: „Jetzt fange

ich an zu leben, um zu komponieren, bis jetzt komponierte ich, um zu leben."

Später kehrte er zwar wieder zur Opernmusik zurück, aber alle seine Kompositionen erschienen wunderbar veredelt, seitdem die lieblich-unschuldige Stimme Cäciliens ihm seine Arien sang. Seine Opern Berenice, Olimpiade, Ezio, Orfeo wurden hoch gepriesen und in London wie in Italien vielfach aufgeführt.

Die Engländer nannten ihn mit Stolz den Londoner Bach, während die Mailänder ihr Recht an den kleinen Deutschen auch nicht aufgaben und von dem Giovanno Bach di Milano redeten.

Das Blatt mit jener Arie von dem „Zittern und Wanken der sündigen Gedanken", hielt die anmutige Gefährtin Bachs in Ehren wie ein geweihtes Amulet zum Schutz gegen allerlei Übel, und es kamen wirklich auch, trotz allen Glücks, dann und wann Momente, wo sie jene Melodie, die ihr einst den Entflohenen zurückgeführt, leise anstimmen mußte, um ihn festzuhalten. Reizende und kokette Sängerinnen sterben nicht aus; die Schwestern Abrams vom Haymarket-Theater waren bezaubernder als alle, und aus einem Falter wird sein Lebenlang keine ehrsame Biene.

Im Grunde blieb er aber doch seiner sanften Schutzheiligen treu bis an sein seliges Ende. Als ihn in seiner Todesstunde, am 12. Januar 1783, der fromme

Geistliche bat, der Freuden des Himmels zu gedenken, flog ein schalkhaftes Lächeln über sein Gesicht.

„Ich gedenke ihrer und freue mich zumeist auf die Küsse der schönen Engel!“ flüsterte er. — Und kaum hatte er ausgeredet, als der Todesengel sich über ihn neigte mit so sanftem Kusse, daß dies Lächeln nicht von seinen Lippen wich, — es wurde nur verklärter.

Ganz England betrauerte seinen Liebling Bach, und der König bezahlte seine Schulden, die etwa 4000 Pfund Sterling betrugen. Die liebenswürdige Königin aber schenkte der Witwe 50 Pfund zur Reise in ihr Vaterland und setzte ihr ein Jahrgehalt aus. — Also verlief das Leben des jüngsten Sohnes des großen Leipziger Kantors.

Der ſtille Student.

„Frau Wirtin, hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

Uhland.

Vor etwas über hundert Jahren, im Jahre des Heils 1754 bis 1755, wie die Geſchichtsſchreiber ſagen würden, trug die hochberühmte und in allen Landen wohlbekannte Univerſitäts- und Handelsſtadt Leipzig noch ein ziemlich unſcheinbares Röcklein, ſonder Zier und gefälligem Ausputz. Man hätte ſie füglich mit einem ſtockgelahrten Magistro artium vergleichen können, der in ſeinem tiefen Studium nicht darauf achtet, wie ſeine Perücke ſitzt und ob ſein Kleid ſauber gebürſtet und ſeine Strümpfe nicht herunterhangen. Das einzige, was an dieſer wunderlichen Stadt lockend erſchien, war der friſche Lindenzweig, den ſie ſich gleichſam ins Knopfloch geſteckt hatte, und wenn der gerade

blühte, da bekam das alte Leipzig ein ganz anderes Gesicht, da sah es ordentlich jung und lachend aus. Die Linden zogen aber auch rings um den grauen Häuserklumpen einen breiten grünen Gürtel; und wenn es irgend Zaubergürtel giebt, welche allen denen, die sie tragen, die Kraft verleihen, die Menschenkinder an sich zu ziehen und festzuhalten, so waren und sind die Leipziger Linden solch ein magisches Band. Noch heutigestags nämlich kann kein echtes Leipziger Kind von seiner Vaterstadt lassen, noch heutigestags zieht es jeden, der nur einen Teil seines Lebens in den Mauern der ernsten Stadt verbrachte, wieder mit übermächtiger Gewalt dahin zurück, ohne daß er sich's klar zu machen wüßte, weshalb wohl. Denn niemand kann doch im Ernste glauben, daß das zahme und wilde Rosenthal solche Macht übe, oder der Gewandhaussaal mit dem Motto: „res severa est verum gaudium", oder gar die beiden Stadttheater mit den engen Sitzen: — nein, der alte Zaubergürtel thut's, nichts anderes, die lieben dunklen Linden thun's, und ihre Nachkommen.

Die Leipziger von 1754 waren auch gar sehr stolz auf ihre Linden, stolzer vielleicht als der Leipziger von heute auf sein neues Museum, aber am stolzesten waren sie doch auf ihre hübschen Mädchen, denn das Sprichwort:

„ . . . . . in Sachsen
Wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen!"

ist uralt. Die alte Universitätsstadt hatte bildschöne Jungfrauen aufzuweisen, und je dunkler die Gäßchen, je heller die Augen, die aus den kleinen Fenstern schauten. Wie viele Musensöhne sind mit schwerem Herzen von Leipzig geschieden, seit allda Collegia gelesen worden! Ist doch selbst das junge Herz Goethes an mehr als einer Leipzigerin hangen geblieben, und gerade darin haben ihm viele Herzen nachgeeifert. Es war damals nicht so leicht wie heute, ein hübsches Kind nach Gefallen zu beäugeln, selbst wenn die Lorgnetten aus Fensterglas schon erfunden gewesen, die man in ein Auge klemmt, um mit dem andern zu sehen; die Mädchenblumen blühten hinter allerlei Schlössern und Riegeln, wohlbehütet von Vater- und Mutteraugen oder bewacht von runzligen Basen und Muhmen. Der liebe Sonntag war der einzige Tag, an dem die Männeraugen den vollen Flor der Frauen und Jungfrauen bewundern durften; da wimmelte es von süßen, holdseligen Gesichtern und schlanken, hohen Gestalten früh in der Kirche und nachmittags vor den Thoren. In den Wochentagen schaffte jedes Mägdlein still und fleißig im Hause, wie es die Mutter schaffen sah, und keiner fiel es ein, müßig an der Thür zu stehen und auf die Straße hinauszulugen. An den Fenstern sah man sie wohl sitzen mit allerlei nützlicher Arbeit, aber die vielen irdenen Blumenscherben mit

Goldlack, Reseda und Rosen machten, daß der Vorüberwandelnde selten mehr gewahrte, als ein Stückchen von einer jungen glatten Stirn und eine zierliche blonde oder dunkle Flechte, zuweilen ein Nasenspitzchen zum Küssen und eine sich emporhebende runde Hand. Das war freilich ein siebentägiger Kummer für manches verliebte Jünglingsherz, dafür waren aber auch an den Sonn- und Feiertagen die Kirchen gewaltig voll von frommen Jünglingen und Männern und des Nachmittags vor den Thoren war des Grüßens und Errötens kein Ende.

Die Zeiten haben sich geändert; heutzutage braucht wegen des ungestörten Anschauens einer Mädchenblume kein Jüngling mehr in eine Kirche zu gehen, die Mädchenblumen blühen jetzt an allen Orten und vor aller Augen, in den Mittagsstunden jeden Tages auf den Promenaden, Donnerstag abends im Gewandhauskonzert, der Extrakonzerte nicht zu gedenken, in Ballsälen und auf den Straßen. Wenn man die Mägdlein von heute mit denen von ehedem vergleicht, so möchte man meinen, jetzt sei endlich die goldene Zeit gekommen, in der alle Arbeit aufgehört. Unsere holden Jungfrauen gleichen mit seltenen Ausnahmen jenen allerliebsten Lilien des Feldes, von denen es heißt: „Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, aber der himmlische Vater, respektive Papa und Mama, oder irgend

ein Onkel oder eine Tante ernähren sie doch". Nur waren jene Lilien mit einem einzigen einfachen weißen Kleide ohne Volants zufrieden und mit ein wenig Regen und Sonnenschein; auch im Umgang machten sie wenig Umstände; jeder Schmetterling und Käfer wurde freundlich aufgenommen, ohne die Frage woher und wohin?

Von jeher war in der alten Universitätsstadt aber die Musik zu Hause, die man ja heute noch dort zu treiben pflegt, wie in keiner Stadt der ganzen Welt. Spielten auch die Mägdlein von 1754 nicht Klavier, daß die Saiten sprangen, sangen sie auch nicht alle mindestens wie Fräulein Lind, so hatte doch fast jede Leipziger Bürgerstochter ihr Quentchen Musiksinn mitbekommen, und Mädchenstimmen waren nicht selten, bei deren Klängen, wenn sie an Sommerabenden alte Volksweisen sangen, die stillen Lauscher alle gefiederten Nachtigallen der Welt vergaßen.

Das seltsame und bevorzugte Völkchen der Musiker, früher „Musikanten" genannt, war nirgends so angesehen von alters her als in Leipzig, hielt aber auch nirgends so eng zusammen im stolzen „Künstlerbewußtsein" als eben da.

Es giebt in Leipzig ein altes Gäßchen, sonst Stadtpfeifergäßchen genannt (wie man es jetzt getauft, habe ich vergessen), da wohnten früher die Stadtmusikanten,

die in den öffentlichen Konzerten zu spielen hatten — man nannte sie Stadtpfeifer —, einträchtiglich bei einander. Da fidelte, trompetete, flötete und brummte es freilich oft wunderlich, aber jeder wußte, daß eben da die Musikanten ihr Wesen trieben, und mied die schmale, düstre Gasse, wo er nur konnte. Kein geringes Aufsehen gab es daher unter den Nachbarn der Frau Engeltraut, Witwe des ältesten, unlängst verstorbenen Stadtflötisten, die aus besonderer Vergünstigung noch ein Jahr in dem kleinen Hause wohnen bleiben durfte, ohne Miete zu zahlen, als im Frühling des Jahres 1754 ein junger Studiosus juris als Mieter eines Dachkämmerchens bei ihr einzog. Frau Engeltraut hätte ihn beinahe nicht genommen, sie wollte ja ihr Stübchen nur an Musikanten vermieten; aber der blasse Jüngling, Johann Adam Hiller nannte er sich, bat so herzinnig, und ihre einzige Tochter Lenchen, in der Gasse unter dem Namen „Schön-Lenchen" bekannt, bat mit. „Er hat so gute, traurige Augen," hatte sie heimlich der Mutter zugeflüstert, „wer weiß, ob nicht ein verdorbener Hornbläser in ihm steckt, er würde ja sonst auch gewiß nicht hierher ziehen wollen!" Da war's denn abgemacht, und Frau Engeltraut ließ ihn auch mittags um ein Geringes mit essen an den Tagen, wo er keinen Freitisch hatte. Wie er aber so fleißig arbeiten konnte bei dem Gedudel ringsumher, das

konnten beide Frauen doch nicht recht begreifen. Gerade gegenüber wohnte ja ein echter Pfeifer, und rechts ein Baßgeiger, und links ein Paukenschläger, und schräg über die Gasse weg der Trompeter. Der blasse, schlanke Student mit den großen, traurigen Augen schien nichts zu hören, er setzte sich zur Arbeit nieder, wenn er aus dem Collegio kam, und zeigte sich nur am kleinen, bescheidenen Mittagstisch bei der Wirtin und ihrem Töchterlein. Dann machte er aber mehr Verneigungen, als er zulangte, sprach wenig und wurde sehr oft rot, besonders wenn Schön-Lenchen ihn anlachte, und sie lachte so gern. Mit dem letzten Bissen im Munde schob er den wackeligen Stuhl weg, machte einen ungeschickten Kratzfuß und ging wieder hinauf in sein Kämmerlein. Wenn dann später Frau Engeltraut auch hinaufkletterte, vielleicht um Wasser in den kleinen Steinkrug des Studenten zu füllen oder ihm eine dünne Kerze zu bringen, die acht Tage reichen mußte; wenn sie nachsah, ob das vierte Bein an seinem wackeligen Tisch noch halten wollte, und das Papier an den zwei zerstoßenen Scheiben vom Winde noch nicht durchgeblasen war, da fand sie allezeit, sie mochte kommen, wann sie wollte, den schlanken Jüngling am Tische sitzend, mit dem schmalen Gesicht tief über allerlei beschriebene Papierbogen geneigt oder emsig schreibend. Sein schwarzes, abgeschabtes Röcklein hatte er dann

immer ausgezogen, an die Wand gehängt und sorgsam ein altes Tuch darüber gebreitet zur Schonung und Schutz vor Staub. Seine groben Hemdärmel waren aber „blütenrein", wie selbst Frau Engeltraut sagen mußte, für deren Reinlichkeitssinn selbst der frisch gefallene Schnee einer gründlichen Bleiche noch bedurfte und die nur an einem Tage in der Woche nicht wusch und scheuerte, am lieben Sonntag nämlich. Die übrige Habe des stillen Studenten lag in einer schmalen Kiste, in die seine „Wirtin" gar zu gern einmal geguckt, bloß aus reiner Mutterſorge für den armen Burschen, wie sie sagte, aber das Ding war allezeit fest verschlossen; leicht war es jedoch, so viel wußte Frau Engeltraut.

Allabendlich zu einer bestimmten Stunde konnte man den Stuhl in der Kammer des fleißigen Jünglings rücken hören und seinen leichten, schüchternen Schritt, wie er gegen das Fensterchen hin ging. Dann öffnete sich diese kleine Luke und der stille Student lehnte sich weit, weit hinaus mit der Miene eines eifrig Lauschenden. Warum wohl? Das Fiedeln und Blasen ringsherum hatte ja längst aufgehört, aber eine andere Musik fing freilich an, kunstlos, doch bezaubernd, eine sanfte, reine Mädchenstimme erhob sich regelmäßig um diese Zeit, sie sang alte Volkslieder. Diese Stimme gehörte dem Töchterlein seiner Wirtin, dem muntern Schön-Lenchen. Ihr Gesang lockte jedoch nicht ihn

allein; überall öffneten sich die Fenster und gar mancher Nachbar, der ein bischen schwerhörig war, kam hervorgeschlurft, um sich auf die Steinbank vor der Hausthür der Frau Engeltraut zu setzen mit der qualmenden Pfeife. Was hätte der Lauscher im Dachkämmerchen um dies Plätzchen gegeben, so nahe dem Fenster Schön-Lenchens! Ja, wer sich getraut hätte hinabzugehen! Wer sich getraut hätte, an die Stubenthür zu klopfen und um Einlaß zu bitten, damit man Schön-Lenchen nicht bloß singen hörte, sondern auch singen sah! War sie nicht gar zu liebreizend? Er ärgerte sich nur, daß seine Wirtin immer sagte: „Lenchen ist ganz mein Abbild, so wie sie habe ich just ausgesehen, als ich sechzehn Jahr alt war.“ Als ob überhaupt jemand in der weiten Welt so aussehen könnte, wie sie, wie Schön-Lenchen nämlich. Und nun gar die runzelvolle Frau Engeltraut mit den struppigen, grauen Haaren, den winzigen, blauen Augen, der nähnadelspitzen Nase und dem essigsauren Munde, wie konnte die jemals solch köstliches, schwarzes Haar, solche prächtige braune Augen und solch rosenfrisches, lachendes Gesicht gehabt haben. Und lustig war sie doch ihr Lebtage nicht gewesen, die alte Frau! Schön-Lenchens helles Lachen, das oft bis hinauf in die Dachkammer drang, war allezeit für das Herz des jungen Studenten, was ein Trunk frischen Quellwassers für den

immer ausgezogen, an die Wand gehängt und sorgsam ein altes Tuch darüber gebreitet zur Schonung und Schutz vor Staub. Seine groben Hemdärmel waren aber „blütenrein", wie selbst Frau Engeltraut sagen mußte, für deren Reinlichkeitssinn selbst der frisch gefallene Schnee einer gründlichen Bleiche noch bedurfte und die nur an einem Tage in der Woche nicht wusch und scheuerte, am lieben Sonntag nämlich. Die übrige Habe des stillen Studenten lag in einer schmalen Kiste, in die seine „Wirtin" gar zu gern einmal geguckt, bloß aus reiner Mutterſorge für den armen Burschen, wie sie sagte, aber das Ding war allezeit fest verschlossen; leicht war es jedoch, so viel wußte Frau Engeltraut.

Allabendlich zu einer bestimmten Stunde konnte man den Stuhl in der Kammer des fleißigen Jünglings rücken hören und seinen leichten, schüchternen Schritt, wie er gegen das Fensterchen hin ging. Dann öffnete sich diese kleine Luke und der stille Student lehnte sich weit, weit hinaus mit der Miene eines eifrig Lauschenden. Warum wohl? Das Fiedeln und Blasen ringsherum hatte ja längst aufgehört, aber eine andere Musik fing freilich an, kunstlos, doch bezaubernd, eine sanfte, reine Mädchenstimme erhob sich regelmäßig um diese Zeit, sie sang alte Volkslieder. Diese Stimme gehörte dem Töchterlein seiner Wirtin, dem muntern Schön-Lenchen. Ihr Gesang lockte jedoch nicht ihn

konnten beide Frauen doch nicht recht begreifen. Gerade gegenüber wohnte ja ein echter Pfeifer, und rechts ein Baßgeiger, und links ein Paukenschläger, und schräg über die Gasse weg der Trompeter. Der blasse, schlanke Student mit den großen, traurigen Augen schien nichts zu hören, er setzte sich zur Arbeit nieder, wenn er aus dem Collegio kam, und zeigte sich nur am kleinen, bescheidenen Mittagstisch bei der Wirtin und ihrem Töchterlein. Dann machte er aber mehr Verneigungen, als er zulangte, sprach wenig und wurde sehr oft rot, besonders wenn Schön-Lenchen ihn anlachte, und sie lachte so gern. Mit dem letzten Bissen im Munde schob er den wackeligen Stuhl weg, machte einen ungeschickten Kratzfuß und ging wieder hinauf in sein Kämmerlein. Wenn dann später Frau Engeltraut auch hinaufkletterte, vielleicht um Wasser in den kleinen Steinkrug des Studenten zu füllen oder ihm eine dünne Kerze zu bringen, die acht Tage reichen mußte; wenn sie nachsah, ob das vierte Bein an seinem wackeligen Tisch noch halten wollte, und das Papier an den zwei zerstoßenen Scheiben vom Winde noch nicht durchgeblasen war, da fand sie allezeit, sie mochte kommen, wann sie wollte, den schlanken Jüngling am Tische sitzend, mit dem schmalen Gesicht tief über allerlei beschriebene Papierbogen geneigt oder emsig schreibend. Sein schwarzes, abgeschabtes Röcklein hatte er dann

Durſtigen; aber es ſtörte ihn mehr in der Arbeit, als die Trompeten, Geigen und Flöten aller Stadtpfeifer zuſammen. Wenn ſie zuweilen die Bodentreppe hinaufſprang, daß die kleinen Pantoffeln klappten, um nach der Wäſche zu ſehen und halblaut ein luſtiges Liedchen ſummte, da mußte er die Feder weglegen und auf und ab gehen, ſo ſeltſam ward es ihm zu Mute.

Wie reizend ſteht doch die echte und rechte Heiterkeit jeder Mädchengeſtalt, aber wie ſelten iſt ſie geworden in unſerer Zeit! Frohe Mädchenaugen ſind die echten und rechten Sonnenſtrahlen fürs Haus, ſie dringen in alle Winkel und überall wird's hell, und wäre das Vater- oder Mutterherz noch ſo ſorgenvoll. Und ſind nicht ſonnige Blicke, ein leichter Schritt, ein harmloſer Scherz unwiderſtehlichere Eroberer, als das ſchwere Geſchütz eines ſchmachtenden Augenaufſchlages und tiefer Seufzer? Fällt nicht ein einziges melodiſches Lachen lieblicher ins Ohr, als zehn kunſtvolle Arien und mindeſtens zwölf Lieder, der Klavieretuden gar nicht zu gedenken?

Der verſtorbene Stadtpfeifer, Schön-Lenchens Vater, war ein gar luſtiger Mann geweſen, der ſich von jeher jede Sorge, welchen Namen ſie auch tragen mochte, gleich mit ſeiner Flöte vom Herzen herunter zu blaſen pflegte. Dasſelbe Mittel wandte er mit Glück an bei

dem allzuhäufigen Zanken und Schelten seiner Ehehälfte. Je lauter sie keifte, desto lauter blies er, und da mochte er sich wohl im Laufe der fünfzehn Jahre eine Lungenkrankheit angeblasen haben, denn dreimal jeden Tag hörten ihn die Nachbarn wenigstens so laut blasen. Man betrauerte ihn im ganzen Gäßchen, als er starb; seine Frau wurde seit seinem Todestage ganz still, hing weinend die Flöte des Verstorbenen in ihrem Wohnstübchen auf und lachte nie mehr. Schön-Lenchen trauerte recht von Herzen dem Vater nach, an dem sie gar sehr gehangen, und wenn auch ihr natürlicher Frohsinn bald genug wieder wie eine Sonne durch die Wolken brach, so wollte es doch, bedünkte ihr, nie wieder so schön werden wie damals, als der Vater noch mit seiner Flöte die kleinen alten Lieder begleitete, die sie sang. Die Flöte war auch ihr Lieblingsinstrument, der Rang der Stadtpfeifer in ihren Augen der allerhöchste, er kam gleich hinter dem Range der Könige, Minister und hochgelahrten Professores, und alle Frauen im Stadtpfeifergäßchen wußten, daß Schön-Lenchen einem wohlhabenden Krämerssohn aus der Petersstraße einen Korb gegeben aus purem Stolz.

Eines Abends im Juni — es war nun fast ein Vierteljahr her, daß der stille Student im Dachkämmerchen wohnte —, da begab es sich, daß Mutter und Tochter zu einer Muhme gebeten waren, ihren Namens-

tag zu feiern. Weil die Muhme nun im Brühl wohnte, und die Abendmahlzeit vielleicht lange dauern konnte der festlichen Gelegenheit halber, so gab Frau Engeltraut den Hausschlüssel dem stillen Studenten und sagte ihm auch, er möge, wenn er Lust habe, unten im Wohnstübchen ihrer Rückkehr harren. Die Muhme tischte aber diesmal wenig auf, Schön-Lenchen langweilte sich unter alle den steifen Gesichtern, die sich gar nicht zum Lachen verzogen, und trieb nach Hause, und so kam es denn, daß sie schon um zehn Uhr in ihr altes Gäßchen einbogen. Aber was war das? Flötentöne kamen durch die Nacht gezogen, weich und sanft grüßend. Frau Engeltraut stand verwundert still. So spielte der neue Stadtflötist nicht, das fühlte sie deutlich, Lenchen aber faßte jetzt zitternd ihren Arm und flüsterte: „Mutter, Mutter, das ist des Vaters Flöte; ich gebe mein Leben hin, es kann keine andere sein!“ Und halb furchtsam, halb selig stürzte sie vorwärts, daß ihr Frau Engeltraut kaum folgen konnte. Wirklich, die Töne drangen aus dem geöffneten Fenster ihres Stübchens. Drinnen aber war es dunkel, nur der Mond warf einen schmalen Streifen Licht gerade in den Winkel, wo der Lehnstuhl des toten Stadtpfeifers stand. Schön-Lenchen, die sich auf die Zehen hob, sah auch eine Gestalt dort sitzen. Mit einem Schrei fuhr sie zurück. Da verstummte das Spiel, Schritte kamen

gegen das Fenster, ein blasses Gesicht schaute heraus, und eine sanfte Stimme fragte: „Ruft da jemand?“

„Lasset uns herein, Herr Hiller!“ antwortete Frau Engeltraut, und der stille Student schloß auf und begrüßte die Frauen. Dann zündete er schnell die kleine Lampe an, und nun erst hörte er Schön-Lenchens Stimme, die ihn ganz leise und schüchtern fragte: „Habt Ihr jetzt gespielt, Herr Hiller?“

„Ja,“ antwortete er noch leiser; „ich nahm die Flöte dort von der Wand.“

„Siehst Du, Mutter, ich hab's ja gesagt,“ jubelte das Mädchen jetzt hell auf; „es steckt ein Musikant in ihm, aber kein verdorbener, o, und nun gar ein Flötenbläser! Nun muß er mir alle meine Weisen begleiten, wie der Vater selig es that; — wollt Ihr? — sagt, wollt Ihr?“ Und sie fiel, ohne eine Antwort abzuwarten, zuerst der Mutter um den Hals, schob dann den stillen Studenten in den großen Lehnstuhl, gab ihm die Flöte in die Hand und schickte sich an, eine ihrer Lieblingsweisen zu singen:

„Es steht ein' Lind' in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigall!“

Es dauerte aber doch lange, ehe das Mädchen so weit war, daß sie frischweg singen und es aushalten

konnte, daß von dem Lehnstuhl her, just von dem Plätzchen des toten Vaters, wieder liebe, sanfte Flötentöne kamen; die Stimme versagte ihr alle Augenblicke. Aber endlich ging's doch und da saßen sie beisammen bis Mitternacht und sangen und spielten fast alle die Lieder, die Lenchen wußte, lustige und ernste durcheinander, wie's der Sängerin eben einfiel, und alle konnte der stille Student begleiten, als ob er's immer gethan, und des Erstaunens bei Frau Engeltraut und der freudigen Rührung bei Schön-Lenchen waren kein Ende.

„O, warum seid Ihr kein ordentlicher Musikant geworden?" fragte sie ihn endlich mit glühenden Wangen, „Ihr hättet es ja vielleicht noch bis zum Stadtpfeifer bringen können wie der selige Vater."

„Ich bin zu arm," antwortete der stille Student und sah mit seinen großen, ernsten Augen zum erstenmal frei und offen in das Gesicht Schön-Lenchens. „Einem fleißigen Schreiber zahlt man mehr als einem schlechten Flötenspieler."

„Sprecht doch nicht so!" sagte sie entrüstet. „Ihr spielt fast so gut wie der selige Vater, und der war schon viele Jahre Stadtflötist. Ihr müßt notwendig ein Musikant werden, es wäre ja Jammer und Schade um Euch!"

Ein Lächeln, das erste, das Lenchen in dem Gesicht des stillen Studenten gesehen, flog über seine Stirn,

die schmalen Lippen zuckten, aber er sagte kein Wörtchen weiter, sondern sah nur immer Schön-Lenchen an.

„Nicht wahr, Mutter, er muß nun alle Abende herunterkommen und mit mir Musik machen?“ fragte sie erregt.

„Ja, ja, nur zu,“ antwortete Frau Engeltraut, „aber jetzt wollen wir alle zu Bette gehen. Ihr beide wäret im stande, die ganze Nacht hindurch zu musizieren!“

Der junge Mann verbeugte sich ungeschickt und sagte gute Nacht, das Mädchen aber reichte ihm rasch die Hand hin und drückte die seine so warm, daß es ihm zum erstenmal in seinem Leben geschah, daß er die Treppe nicht finden konnte, trotz allen Leuchtens der Frau Engeltraut. Als er endlich hinaufgestolpert war und die alte Frau kopfschüttelnd wieder ins Stübchen trat, sah sie ihr Töchterchen mit der Flöte in der Hand in des Vaters Lehnstuhl sitzen. Sie erhob sich langsam beim Eintritt der Mutter, hing die Flöte wieder an den alten Platz, schlang dann den Arm um den Nacken der Mutter und sagte mit einer Stimme voll erstickter Thränen: „Mutter, ich glaube, daß er just eben so gut spielt, wie der selige Vater selber.“

„Ich dachte gar!“ antwortete ärgerlich die Witwe des Stadtflötisten und trieb das aufgeregte Kind zu Bette.

Von da an war's wohl ganz natürlich, daß der stille Student allabendlich herunterkam und Schön-Lenchens kunstlosen Gesang mit der Flöte des seligen Stadtpfeifers begleitete. Allmählich verlor sich seine große Schüchternheit der holdseligen Jungfrau gegenüber, und die Pausen zwischen einem Liede und dem andern wurden immer länger; sie plauderten leise und angelegentlich zusammen. Frau Engeltraut blieb auch nicht immer im Stübchen, sie hatte in der Küche zu schaffen, oder trug einen guten Rat hinüber zur Trompetersfrau und holte sich einen wieder. Es war ja nichts Bedenkliches dabei, das junge Volk allein zu lassen. Lenchen konnte sich unmöglich in solch einen armen, blöden Schlucker verlieben, und er wußte ja, daß ein Stadtpfeiferstöchterlein gewiß nicht für ihn gewachsen sei. Während kurzer vier Wochen war aber das verschlossene Herz des stillen Studenten unter den warmen Blicken Schön-Lenchens aufgegangen wie eine Knospe vor den Sonnenstrahlen, und er hatte ihr sogar seine ganze, bitter traurige Jugendgeschichte erzählt, ohne daß sie ihn sonderlich darum gefragt. Er erzählte ihr, daß er ein Lausitzer sei aus dem Dorfe Wendisch-Ossig, und daß sein Vater ein armer Schulmeister gewesen, der aber schon gestorben, als er, Johann Adam Hiller, erst sechs Jahre alt war. Mit Augen, die in Thränen schwammen, redete er von der Mutter Not und Sorgen,

und daß er nie gewußt, was es heiße, fröhlich sein. Wenn andere Kinder lustig gespielt, habe er aus des Vaters altem Gesangbuch die Sterbelieder aufgesucht und nachgesungen, die ihm der Vater gelehrt. Mit dankbarer Liebe sprach er von dem Nachfolger seines Vaters, dem wackern Schulmeister, der ihm den ersten Unterricht gegeben im Notenlesen, auf der Violine und im Spielen auf dem Klaviere. Da habe er dann immer allen Hunger und Kummer vergessen und fleißig gelernt. Auch singen gelehrt habe ihn der gute Mann, und seiner hellen Diskantstimme allein habe er es zu verdanken, daß er auf das Görlitzer Gymnasium gekommen sei, wohin ihn der Schulmeister durch einen Freund dringend empfohlen. In Görlitz sei er in den Singchor aufgenommen worden, und dort habe er auch die Flöte gelernt und sein alter Flötenlehrer habe ihm beim Abgange vom Gymnasium seine eigene Flöte zum Andenken geschenkt. — „Nun, wo ist denn die Flöte?“ hatte da Schön-Lenchen rasch gefragt. „Hier in Leipzig, bei meinem ersten Wirt im Schuhmachergäßchen,“ antwortete da Johann Adam Hiller ganz traurig. „Ich hatte ja nicht Geld genug, ihn zu bezahlen, als ich auszog, und meine Flöte war das Kostbarste, was ich besaß, da gab ich's denn hin! Aber bald habe ich sie mir wieder erschrieben und dann ist der schwerste Kummer von meinem Herzen abgefallen.

Zwei Thaler habe ich ihm schon hingetragen, es fehlt nur noch ein einziger Thaler. Und wohnen konnte ich nicht länger da, ich mußte in derselben Stube arbeiten, wo die Meisterin war mit den Kindern, und das ging nimmermehr. In meiner Dachkammer war es so dunkel wie in einem Ofen im Sommer."

Der weitere Verlauf der Geschichte des armen Johann Adam Hiller trieb dem weichherzigen Mägdlein Thränen in die Augen, die der Erzähler aber mit einem wunderbar freudigen Gefühle über die frischesten Wangen der Welt rollen sah. — Hiller verließ das Gymnasium zu Görlitz und wurde Schreiber in derselben Stadt. Sein Herr behandelte ihn schlechter, als einen Knecht, aber er hielt, um seiner armen Mutter willen, der er immer von seinen geringen Ersparnissen schickte, tapfer ein Jahr bei ihm aus. Einer seiner Lehrer vom Gymnasium verschaffte ihm eine andere Schreiberstelle in Wurzen, wo es ihm besser erging. Später bekam er, wahrscheinlich durch die Empfehlung irgend eines unbekannten Gönners, eine geringe Stelle an der Kreuzschule zu Dresden. Er hoffte nun durch Fleiß und angestrengte Arbeiten seiner Mutter ein sorgenloseres Leben verschaffen zu können. Rastlos thätig schrieb er z. B. in den Nächten eines Vierteljahres, während des Sommers 1747, sieben Hassesche Opernpartituren ab, aber mit dem Gelde, das er da-

durch gewann, versüßte er nur das Kranken- und Sterbelager seiner Mutter. Ihr Tod traf ihn schwer; er stand ja nun ganz allein in der Welt und dies Bewußtsein hatte für ihn etwas so unendlich Trauriges.

Da schickte ihm Gott einen sanften Trost: er lernte den hochberühmten Organisten und Orgelspieler der Dresdener Frauenkirche, Gottfried August Homilius, kennen, einen Meister in der Kunst des würdigen Choralsatzes, einen Mann, den man den Lucas Cranach der deutschen Musik genannt hat. Dieser wackere Kantor nahm sich des stillen, blassen Jünglings, dem die Liebe und Sehnsucht nach der Musik aus den Augen schaute, und der ihn so rührend bat, ihn im Generalbaß zu unterrichten, mit Eifer an. Er enthüllte ihm nicht allein die eigentlichen Geheimnisse der heiligen Tonkunst, sondern unterwies ihn auch gründlich im Klavier- und Orgelspiel. Gar bald hatte er die Freude, zu erleben, daß der Schüler gar artige regelrechte Motetten setzte nach dem Muster des Lehrers. Aber davon ließ sich nicht leben und wohlmeinende Freunde gaben den Rat, der Jüngling solle doch auf ein Jahr wenigstens die Universität Leipzig besuchen. Mit schwerem Herzen gab Johann Adam Hiller nach, trennte sich unter heißen Thränen von seinem angebeteten Lehrer und trat, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, insbesondere an die Herren Professoren Gellert und Gott-

scheb, die Reise nach Leipzig an. Er fand, außer bei seinem Wirt, dem geizigen Schuster, überall freundliche Aufnahme und bekam viele Freitische. Besonders hoch in Gunst stand er schon nach kurzer Zeit bei dem hochberühmten Herrn Professor Gellert, der ihn seiner Bescheidenheit und seines Fleißes halber oft andern zum Muster aufstellte und ihn nicht selten zu sich beschied. Die Freundlichkeit Gellerts war sein höchster Stolz und seine Augen leuchteten ordentlich, als er Schön-Lenchen von dem ehrwürdigen milden Herrn erzählte. O wie war das Mädchen dem mildblickenden Professor, den sie oft gesehen, noch einmal so gut, nachdem sie gehört, wie lieb er mit dem stillen Studenten verkehrte, und wie tief verneigte sie sich und wie sehr errötete sie, als sie am nächsten Sonntage nach dieser Erzählung vor dem Thore mit der Mutter und dem stillen Studenten lustwandelte, und der Herr Professor Gellert ihnen entgegenkam, freundlich nickend. Sie wäre gern auf der Stelle zu ihm hingegangen und hätte ihm die Hand geküßt, wenn es sich nur eben geschickt. Aber das konnte ihr wenigstens niemand verbieten, daß sie in ihr Abendgebet ganz heimlich den stillen Studenten verflocht und dem lieben Gott auch obendrein den Organisten der Frauenkirche, sowie den freundlichen Professor Christian Fürchtegott Gellert dringend ans Herz legte.

Der stille Student fing nun allmählich an, für Schön-Lenchen neue Lieder zu setzen, die er ihr immer erst vorlas und dann vorspielte. Sie sang sie sehr leicht nach, denn sie hatte ein feines Musikohr, aber die Weisen gefielen ihr selten, sie waren meist so ernsthaft und traurig, wie das Gesicht Johann Adam Hillers selber. Da sagte sie eines Abends zu ihm: „Es ist doch wohl gut, daß Ihr ein Studiosus juris geworden seid, denn für einen echten und rechten Musiker seid Ihr doch viel zu ernsthaft und trübsinnig. Ein Musikant muß fröhlich sein, wie der selige Vater war. Und es kann ja eigentlich gar nicht anders sein, denn der liebe Gott hat uns die Musik geschickt, daß wir uns das Leben leicht machen sollen mit ihr und schön, und will ganz gewiß nicht haben, daß wir nur Sterbelieder singen, wie Ihr es thut. Singt und klingt es denn immer so traurig in Euch? Ich denke immer, einem Musikanten kämen nur herrliche, goldene, lustige Melodieen in den Sinn, daß er nicht wüßte, welche er zuerst ergreifen solle: es bekümmert mich, daß es bei Euch so ganz anders ist. Oder ist's etwas ganz besonders Trauriges, was Euch quält und drückt?"

Ach! wenn er ihr so gegenüber saß, quälte und drückte ihn eigentlich gar nichts. Schlug doch die Blume der Liebe in seinem Herzen mit jedem Tage mehr die glänzenden Kelchblätter auseinander und trat ihr rosen-

roter Wiederschein doch immer deutlicher auf seine Wangen, die früher so bleich gewesen. Nur seine Augen behielten trotz allen heimlichen Glücks ihren schweren Aufschlag und ernsten Blick, wie eben die Augen aller derer, denen der liebe Gott keine frohe Kindheit beschert. Wer früh Vater und Mutter begraben sah, wen keine liebe Hand groß zog, der sehnt sich sein Lebtag immer nach dem verschlossen gebliebenen Paradiesesgarten, der wird nie so heiter, als jene Glücklichen, denen Gott eine helle, warme Jugendzeit beschieden. Besäße er auch alle Schätze der Erde, umgäbe ihn auch alle Herrlichkeit der Welt, man wird es dennoch seinen Augen ansehen, daß ihm etwas fehlt, was ihm kein Mensch ersetzen kann, nur dermaleinst die lieben Engel im Himmel selber.

Als Schön-Lenchen nun so sanft und herzig immer und immer wieder in ihn drang, ihr zu gestehen was ihn peinige, da sagte er endlich: „Nun ja, mögt Ihr's wissen! ich möchte nun einmal für mein Leben gern Musikant werden, aber ein ganzer und rechter, damit ich dermaleinst ordentlicher Stadtmusikus werden könnte hier in Leipzig." — „Stadtflötist meint Ihr?" fragte das Mädchen mit strahlenden Augen und heißem Erröten. O, sie hätte ihm um den Hals fallen mögen für dieses Wort. Aber sie hielt an sich und sagte nur nach einer Weile wieder leise: „Wie wolltet Ihr das

am besten anfangen — und daß es nicht gar so entsetzlich lange dauerte — —"

„Ich müßte nach Dresden zurück zu meinem herrlichen Lehrer Homilius. Wenn der mich nicht bis zum Stadtflötisten bringt, ein anderer kann's nicht, und mir selber sind ja Hände und Füße gebunden in meinem trocknen Studium."

„Nun seid nur geduldig, Gott verläßt keinen echten Musikanten! sagte der selige Vater, wie sollte er Euch verlassen?"

Und dabei legt sie ihre runde Hand auf die seine und sah ihn so lächelnd und tröstend an, daß er alles vergaß und sich nichts mehr wünschte, als immer in ihr rosiges Gesicht schauen zu dürfen und dann und wann ihre Stimme zu hören, wenn sie sang:

„Es steht ein' Lind' in einem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigall."

Die Görlitzer Flöte war bald wieder in Johann Adam Hillers Händen; jubelnd brachte er sie eines Tages in das Wohnstübchen, der letzte fehlende Thaler war erschrieben, als eben die ersten Blätter von den Bäumen fielen. Das war ein Fest, als er zum erstenmal auf seiner Flöte, seinem wohlerworbenen Eigentum, den Gesang Schön-Lenchens begleiten durfte, und

sie meinte auch, seine Flöte klänge doch noch heller als des Vaters Flöte. Aber sie sagte das sehr leise, denn Frau Engeltraut hätte das bei Leibe nicht hören dürfen. Der Ruf von Hillers Flötenspiel hatte sich mittlerweile verbreitet, und gar bald forderte man ihn auf, in den Stadtkonzerten mitzuspielen, was er auch gern that, und sich geduldig bald als Flötist, bald als Geiger einschreiben ließ, wie man ihn eben brauchte. Schön-Lenchen ging natürlich seitdem noch einmal so stolz des Sonntags mit der Mutter neben dem stillen Studenten her, der in den Stadtkonzerten spielte. Seine Worte aber: „Ich möchte nun einmal für mein ganzes Leben gern Musikant werden!“ gingen ihr nicht aus dem Sinn. Wie schrecklich mußte es doch sein, studieren zu müssen und allerlei abscheulich schwere Dinge zu lernen, wo es einen trieb, unabläßig zu flöten und zu geigen.

Wachend und träumend mühte sie sich in Gedanken ab, wie wohl dem stillen Studenten zu helfen sei, der täglich, ihr selbst unbewußt, tiefer in ihr Herz hineinwuchs. Mit wachsender Angst sah sie in sein Gesicht, das ihr alle Tage bläßer und bekümmerter vorkam. Den lieben Gott hatte sie alle Abende gebeten, doch zu Gunsten Johann Adam Hillers nur einmal ein kleines Wunder zu thun, aber der liebe Gott zögerte. Sie wußte sich keinen Rat mehr und wurde still und ernsthaft.

Da fiel es ihr aber plötzlich mitten in einer schlaflosen Nacht ein und es war, als ob es ihr ein Engel ins Ohr gesagt, daß doch eben in Leipzig einer lebe, der helfen könne, helfen werde, wenn es irgend möglich sei, dem stillen Studenten zu helfen, ein Mann, den jedes Kind kannte, ein Mann, von dessen Güte und Mildherzigkeit sie so viele Geschichtchen gehört hatte. Diesem einen wollte sie alles sagen, zum Professor Gellert wollte sie gehen; hatte er doch den Johann Adam Hiller lieb, wie dieser ihr selbst ja so oft erzählt. Der Mutter sagte sie freilich kein Wörtchen davon: wie durfte die ahnen, daß sie um des stillen Studenten willen solchen Gang thun wolle? Aber wenn Frau Engeltraut auch solche Dinge nicht vermutete, so wußte sie gar wohl, wie es um ihr Töchterchen stand, wenn sie sich auch stellte, als merke sie nichts. Dies „Quinkelieren" sollte aufhören, ihr Lenchen war tausendmal zu gut für solch einen aushelfenden Stadtmusikanten, der arm war wie eine Kirchenmaus. Der Gedanke erboste sie immer mehr, daß der stille Student sich einbilden könne, sie wolle ihm ihr Kind geben; und an demselben Sonntag, als Lenchen, vorgeblich um eine Muhme zu besuchen, mit bebenden Knieen und hochklopfendem Herzen die Treppe zu des hochberühmten Professors und Liederdichters Gellert Studierzimmer hinaufstieg, kletterte Frau Engeltraut in die Dachkammer

und kündigte dem stillen Studenten die Wohnung; zu Neujahr sollte er ausziehen. Lenchen dürfe aber kein Wort vorher davon erfahren, machte sie zur Bedingung, sonst müsse er gleich ausziehen.

Professor Christian Fürchtegott Gellert saß an seinem einfachen Schreibtisch und war eben mit der Dichtung einer seiner schalkhaften Fabeln, ich glaube: „vom blauen Hecht und der Frau", beschäftigt, als ein Frauenfinger schüchtern an seine Thüre klopfte. Der zierlich gepuderte und sorgfältig gekleidete würdige Herr legte die Feder nieder und rief: „Herein!" Ein junges Mädchen in der Kleidung der Leipziger Bürgerstöchter, mit dem festanliegenden schwarzen Häubchen und der weiten Schürze, trat verlegen ein und knixte tief und wiederholt. Professor Gellert, überrascht von der reizenden Erscheinung, ging ihr entgegen und fragte freundlich nach ihrem Begehr. Aber er mußte sehr lange warten, ehe er eine Antwort bekam. Schön-Lenchen, denn das war sie ja, konnte lange nicht das leiseste Wörtchen hervorbringen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt und auf der Brust lag es ihr wie ein schwerer Stein. Erst als sie den heimlich gefürchteten Herrn Professor so sanft und mild reden hörte, erst als sie ihn recht ansah und fand, daß seine schönen, ernsten Augen den Augen des stillen Studenten ähnelten, da löste sich der Krampf ihres Herzens und sie

brach in Thränen aus und in die schluchzenden Worte: „Ach, lassen Sie ihn los vom Studieren, er geht sonst zu Grunde, er will und muß ja ein Musikant werden!“

Der würdige Herr ließ sie erst ruhig sich ausweinen, und als er dann lächelnd und gütig nach den näheren Verhältnissen dieses „Er“ zu forschen begann und sie bei sich niedersetzen hieß, faßte sie sich so weit, daß sie nach und nach ziemlich zusammenhängend die einfache Geschichte des stillen Studenten erzählen konnte. Als sie fertig war, wußte freilich der stattliche Mann mit der schönen Stirn und dem unwiderstehlichen Lächeln mehr, als sie ihm hatte sagen wollen; die ganze heimliche Liebe zwischen dem stillen Studenten und dem lieblichen Stadtpfeiferstöchterlein lag klar vor seinen Blicken.

„Er muß zurück nach Dresden zu Homilius,“ sagte nach einigem Nachsinnen der würdige Herr. „Aber das ist nicht so leicht, mein Kind. Er muß dort leben können und ohne Sorge leben und lernen zugleich. Nur so können wir ihm helfen. Aber die Hilfe wird wohl nicht allsogleich da sein, und da müssen Eure Herzen sich in Geduld fassen.“

Er redete noch lange zu ihr, und wenn sie ihn auch nicht ganz verstand, denn er brauchte doch so manche hochgelahrte Ausdrücke, so begriff sie doch, daß sie sich mit ihrer Bitte an den Rechten gewandt, der

helfen würde, sobald er könne. Und mehr wollte sie gar nicht. Sie küßte die Hände des gütigen Herrn mit feuriger Dankbarkeit, gab freudig das Versprechen, geduldig harren zu wollen auf seinen Bescheid und niemandem etwas zu erzählen von ihrem Besuche bei ihm, am allerwenigsten dem stillen Studenten, vor der Entscheidung. Dann fühlte sie die Lippen des würdigen Herrn auf ihrer reinen Stirn und eilte so stolz und glückselig dem düstern Stadtpfeifergäßchen wieder zu, als gälte es, sich das Myrtenkränzlein zu holen. Mit glühenden Wangen und strahlenden Augen kam sie zu Hause an und die Mutter war sehr erfreut, zu sehen, daß ihr Kind an diesem Abend scherzte und lachte wie früher, obgleich der stille Student nicht herunter kam zum Spielen und Singen. Von jenem Tage an war Schön-Lenchen wie verwandelt, so übermütig wie jetzt war sie nie gewesen. Es schien ihr nicht aufzufallen, daß Johann Adam Hiller mittags wenig redete und fast gar nicht aß, daß die Mutter abends, wenn sie mit ihm sang, nicht mehr aus dem Zimmer ging. Sie lachte so fröhlich, sie trieb tausend Possen, sie nickte dem stillen Studenten so schalkhaft zu, sie drückte beim „Gute Nacht"-Wunsch so innig seine Hand, als gäbe es für sie kein Leid mehr auf der Erde, als verstünde sie nicht mehr in seinem traurigen Gesichte zu lesen. Nur einmal, als er sie so gar betrübt und zweifelnd

angeschaut, hatte sie ihm zugeflüstert: „Nur Geduld, es wird bald hell werden bei Euch!“

So ging die Zeit hin und der Christabend kam heran, der liebe 24. Dezember, und dieser Tag war auch der Geburtstag Johann Adam Hillers, das hatte er ihr einmal gesagt und wie hätte sie's vergessen können! Wer doch gerade für diesen Tag eine rechte Herzensfreude für ihn gehabt hätte! Sie hatte zwar ein Band gestickt für seine Flöte, aber das war doch nur eine arme Gabe! Zuweilen, besonders seit der letzten Woche, legte sich eine Zentnerlast auf ihr junges Herz, nämlich der Gedanke: „Der Herr Professor hat deine Bitte vergessen!“ Was hatte ein solcher Mann nicht alles zu denken und zu thun, wie leicht war solch ein Vergessen möglich! — Sie setzte schon dann und wann im Geiste einen Brief an ihn auf, aber wer sollte ihr den Brief korrigieren, wenn nicht der stille Student? Noch einmal zum Herrn Professor hinzugehen, dazu hätte sie sich nicht überwinden können, das wäre doch gar zu zudringlich gewesen. Und doch trieb es sie zuweilen mit Gewalt vor sein gütiges Angesicht, sie sehnte sich ordentlich nach seinem trostvollen Lächeln, denn sie sah Hillers Augen von Tage zu Tage trauriger werden, und so wurde ihr das Herz immer schwerer.

Endlich war der Weihnachtstag wirklich da. Der

Schnee glänzte auf den Straßen, die Fenster flammten überall hell auf; Schön-Lenchen saß im Dunkeln in der kleinen Schlafkammer und — weinte sich recht aus. Die Mutter putzte drinnen im Wohnstübchen den Baum an. Herr Hiller sollte auch herunterkommen, hatte sie gesagt, und beim Schimmer des Lichterbaumes wollte Lenchen ihm auch heimlich gratulieren. Ach, es war ihr eben gar nicht wie gratulieren zu Mute. Da pochte es stark an die Hausthür. Lenchen lief hin und öffnete. Ein Bote brachte einen dicken Brief vom Herrn Professor Gellert an den Studiosus Johann Adam Hiller. Schön-Lenchen mußte die Lampe niedersetzen, so freudig erschrak sie. Der Bote war schon längst fort, da stand sie noch immer da und besah den Brief und die Aufschrift und küßte heimlich das Siegel. Dann nahm sie das Lämpchen und stieg mit dem Briefe die Treppe hinauf. „Was ist's?" rief Frau Engeltraut aus der Stubenthür. „Ein eiliger Bescheid vom Professor Gellert an den Studiosus Hiller," antwortete Lenchen, und die Mutter schlug die Thür wieder zu. Das Mädchen setzte oben die Lampe auf den Boden nieder und klopfte mit zitterndem Finger an die kleine Thür der Dachkammer. Hiller öffnete sogleich. Erstaunt sah er die Geliebte vor sich stehen, matt beleuchtet vom kleinen Lämpchen, einen Brief in der Hand. „Da nehmt, schnell," sagte sie mit erstickter

Stimme, halb lachend, halb weinend, „es ist mein Glückwunsch zu Eurem Geburtstage!“ Und sie wußte nicht, wie's kam, aber sie hing an seinem Halse und er hatte sie an sich gerissen und ihre Lippen glühten und schmolzen in einander.

Das war eine jener seligen Minuten, wie sie Gott jedem seiner armen Menschenkinder schenkt, damit es die dornige Erde lieb behalte und freudig und mutig weiter lebe.

Schön-Lenchen riß sich zuerst los: „Lies doch den Brief!“ bat sie. Er aber kümmerte sich nicht um den Brief, sondern nahm sie immer und immer wieder in die Arme und flüsterte: „Das ist ja der erste Glückwunsch, den je menschliche Lippen an mein Ohr getragen an meinem Geburtstage. Und nun? Welche Lippen bringen ihn?“

Immer und immer küßte er diese Lippen wieder, um sich zu versichern, daß es auch wirkliche, lebenswarme Lippen eines menschlichen Wesens seien. Endlich nahm er den Brief und wollte das Siegel brechen, da hörte Lenchen die Stimme der Mutter. Schnell wie ein Gedanke war sie mit dem ausgelöschten Lämpchen hinuntergehuscht: „Komm bald!“ hauchte sie ihm noch zu und er — stand im Dunkeln, wie ein selig Träumender.

Eine Stunde später war vieles anders geworden

im Hause der Witwe des Stadtflötisten. Johann Adam Hiller hatte ohne alle Schüchternheit seiner Wirtin mitgeteilt, daß er durch Verwendung seines gütigen Gönners, des Herrn Professor Gellert, die herrliche Stelle eines Führers des jungen Grafen Brühl zu Dresden erhalten habe, mit der Weisung, schon am Tage nach Neujahr die große Reise dahin anzutreten. Die alte Frau war in ihrem Erstaunen darüber gleich zur Trompetersfrau hinübergelaufen. Während dieser Zeit zeigte der stille Student seinem Mädchen den Brief Gellerts, der einen Gruß enthielt für „Jungfer Lenchen", den sich Johann Adam Hiller gar nicht zu erklären vermochte, ebensowenig wie die Hindeutung Gellerts auf seine musikalischen Studien bei Homilius, zu denen er bei dieser Stellung Muße finden werde. Da mußte denn freilich Lenchen alles beichten, aber die Beichte war nicht schwer und die Absolution erteilte der Herzliebste in tausend Küssen und Dankesworten. Und sie redeten viel mit einander, ehe die Mutter wieder kam, auch vom Scheiden; und da hatte er denn Thränen weg zu küssen, die nun erst bei der Gewißheit einer baldigen Trennung reichlich über des Mägdleins Wangen flossen.

Frau Engeltraut kam mit sehr veränderten Gesinnungen von ihrer Freundin zurück; sie betrachtete den stillen Studenten, der solche hohe Gönner hatte

und solche Stellen erhielt, mit ganz anderen Augen und hatte wenig einzuwenden, als er sie noch an demselben Abend ganz kecklich bat, die Hand Schön-Lenchens für ihn zu bewahren, wenn er als tüchtiger Musikant nach Leipzig zurückkehre. „Denn zum tüchtigen Lernen bei meinem wackern Lehrer bleibt mir nun in solcher freien Stellung die herrlichste Zeit," sagte er mit strahlenden Augen, „und da soll auch etwas Ordentliches aus mir werden, wenn Lenchen warten will." Sie sah ihn nur an und er wußte, daß sie warten würde bis an der Welt Ende — aber auf ihn, auf ihn allein.

Zum Herrn Professor Gellert gingen sie zusammen hin, Hiller und sein Bräutchen, aber der wollte nichts von Dank wissen, und meinte, freundlich die Wangen Lenchens streichelnd, jedes habe nur dem andern zu danken, Hiller sei auch der Stelle wert durch seinen Fleiß.

Dann kamen noch ein paar wehmütig selige Tage, dann kam das Abschiedsleid und allerlei verworrene Träume von einem Wiedersehen in vier, spätestens fünf Jahren, — denn zu dieser Zeit mußte der junge Graf ja die Leipziger Universität beziehen, — und dann war alles vorüber.

Stadtpfeifer oder Stadtflötist ist er zwar nicht geworden, der wackere Johann Adam Hiller, aber dennoch ein tüchtiger Musikant, oder vielmehr kein Musikant

wurde aus ihm, sondern ein Musiker. Hätte es doch Schön-Lenchen erleben dürfen, daß man in den Leipziger Kirchen Gellertsche Lieder sang nach den Weisen Johann Adam Hillers, daß der ehemalige stille Student Direktor wurde bei den Leipziger Wochenkonzerten, und daß er in der Kunst des Gesanges Unterricht zu geben verstand wie kein anderer. Alle seine Schülerinnen wurden berühmte Sängerinnen, unter ihnen ragten die bildschöne Corona Schröter und Gertrud Schmeling hervor mit ihren mächtigen Glockenstimmen. Dabei schrieb er viele kleine Singspiele, deren Text der versgewandte Felix Weiße dichtete, z. B. die Liebe auf dem Lande, Lottchen am Hofe, die verwandelten Weiber u. a. m. Es waren auch viel lustige Sachen darunter; hätte das Schön-Lenchen erlebt, die ihn immer so gern heiter sehen wollte! Aber als er im Jahre 1758 wirklich mit dem jungen Grafen nach Leipzig kam, lag Lenchen schon lange und schlief auf dem Johanniskirchhofe unter grünem Rasen. Da ließ sich's doch besser auf den lieben „stillen Studenten" warten, als in der engen, dunklen Gasse, wo die Nachbarn so viel fragten und spotteten. Frau Engeltraut war stumpf geworden durch den Tod ihres Kindes und erkannte den ehemaligen Mieter gar nicht mehr.

Als sie später Johann Adam Hiller an des Kantor Doles' Stelle auch zum Kantor an der Thomasschule

machten, studierte er zunächst seinen schwarzröckigen Schülern seine schönste Motette ein: „Alles Fleisch ist wie Gras", und an einem schönen Frühlingsabend zog er mit ihnen hinaus auf den Kirchhof und ließ diesen herzergreifenden Gesang an einem schlichten grünen Rasenhügel singen. — An diesem Abend, während die Töne rein und voll über die stillen Schläfer hinwegzogen, haben ihn alle die Sänger weinen sehen.

Später hat Gott ihm ein liebes Weib beschert und gute, zärtliche Kinder, und viel Ruhm und Ehre wurde ihm in seinem Amt und in seinen Werken. Aber ein recht fröhlicher Musiker ist er doch nie geworden; seine dunkle Kindheit und die Erinnerung an Lenchen überschattete sein ganzes Leben wie eine Trauerweide, die Sterbelieder aus des Vaters altem Gesangbuche blieben immerdar der Grundton seiner Seelenstimmung, so viel lustige Weisen er auch komponierte. Mozarts Requiem war sein Lieblingswerk; er schrieb es sich selbst ab und setzte darüber die Worte: **Opus summum viri summi W. A. Mozart.**

An seinem Sterbetage, am 16. Juni 1804, bat er, daß man ihm an seinem Grabe seine eigene Motette singen möge: „Alles Fleisch ist wie Gras". Und so geschah es.

In der Nähe der Thomasschule, mitten im Grünen, da steht jetzt sein Denkmal. Seine ernste Büste umgiebt

ein Sternenkranz. Droben im Himmel iſt ihm aber gewiß ein ſchönerer Kranz geworden, geflochten aus all den Freudenblumen, die ihm hier auf Erden als Knoſpen ſterben mußten, und Haydn und Mozart werden ihm ſchon gelehrt haben, wie man ein ſeliges, jubelvolles „Hallelujah!“ ſingt.

Eine luſtige Reiſe.

An einem hellen Apriltage, im Jahr 1760 etwa, rollten zwei ſchwerfällige, dickleibige Karoſſen mit Poſtpferden beſpannt aus dem Neuſtädter Thore Wiens und ſchlugen die nach Italien führende Straße ein. Die Sonne lugte ſo ſchelmiſch hinter den dünnen Frühlingswolken hervor, als wollte ſie ſagen: „Wartet nur ein Weilchen, bald werfe ich dieſe Schleier weg und brenne Euch tüchtig auf den Pelz!“ In der Luft ſchwirrte es leiſe, leiſe wie fern heranziehender Lerchenjubel, und die Erde und die Bäume würden gar zu gern ſchon Frühlingstoilette gemacht haben, hätte der Schneider Lenz die grünen Kleider nur ſchon geliefert. Aber das war wieder die alte Not — noch nichts war fertig — er täuſchte wieder alle aufs neue, wie er ſie

schon tausendmal getäuscht, und doch verließen sie sich immer wieder auf ihn.

Er verstand auch gar zu gut die Kunst der Überredung, und die neuesten Moden kannte ja niemand so genau wie er.

Diesmal sah's freilich ganz absonderlich schlimm aus. Die grünen, weißen und bunten Röcklein hatten auf den ersten April allesamt fertig sein sollen — aber o weh! wie wenig war fertig geworden. Da stand ein Strauch, dem der Lenz zwar eine grüne Kravatte umgelegt, dem aber noch — es läßt sich nur verstohlen erzählen — die Hosen fehlten, hier fror ein Maiglöckchen gar im blanken Hemdchen und harrte zitternd vor Ärger des grünen Überkleides, dort deckte ein alter Kastanienbaum seine riesigen Glieder nur zur Not mit einem hellgrünen Mäntelchen, das nirgends zulangen wollte, und die Primeln warteten mit Ungeduld, in Tücher eingewickelt, auf ihre bunten Jäckchen. — Da hatten es doch die Menschen besser, die da in den sonnigen Morgen hinausfuhren und behaglich aus den Kutschenfenstern schauten: die hatte ein Wiener Schneider äußerst zierlich und sauber ausstaffiert.

Aus dem Fenster des ersten Wagens lächelte ein ganz besonders hübsches Frauengesicht in der vollen Blüte des Lebens, mit braunen, großen Augen und fein gepudertem Haar. Sie hatte sich in einen Atlas-

mantel von dunkelblauer Farbe gewickelt, aus dessen Kapuze, die mit reichen Spitzen besetzt war, das runde Gesicht hervorsah. Eine ältere Dame in braunen, faltigen Gewändern zog den dunkeln, reich mit Pelz verbrämten Überwurf fröstelnd über den Schultern zusammen. Um ihr gutes Gesicht legte sich eine Haube in festen, saubern Falten, ein schwarzes Seidentuch war darüber geschlagen, und die Hände beider Frauen bargen sich in riesige Muffen von grauem Pelz. Auf dem Rücksitz saß ein ausnehmend stattlicher Mann von etwa 48 Jahren, wie ein vornehmer Kavalier gekleidet, den kleinen Degen an der Seite, die Perücke untadelhaft, den dreieckigen Hut etwas nach links gerückt, wie es damals die Mode vorschrieb. Freundlich und gewandt neigte er sich plaudernd bald zu der jüngeren, bald zu der älteren der beiden Frauen, dabei blieb aber sein streng geschnittenes Angesicht immer feierlich ernst und die dunkeln Augen schauten so fremd darein, als wüßten sie kaum, was die Lippen just redeten. Freilich hatte dieser Mann auch wohl ein Recht, anders dareinzuschauen als gewöhnliche Menschenkinder und die breite Stirn etwas höher zu tragen, er war ja der hochberühmte Komponist und Ritter Christoph von Gluck, dazumal Hof- und Theater-Kapellmeister zu Wien. Man hatte ihn nach Bologna verschrieben, um dort eine große Opera seria zu einem Text von

Metastasio: Il Trionfo di Clelia zur Einweihung des dortigen neuen Opernhauses zu komponieren, und er war eben auf dem Wege dahin. Seine beiden Begleiterinnen, Mutter und Tochter, hatte er schon vor drei Jahren flüchtig in Venedig kennen gelernt, sie hatten sich jetzt gewissermaßen unter seinen Schutz begeben, um nach der Lagunenstadt zurückzukehren. Die Tochter, Bianca Marini, hatte zwei Jahre lang als Primadonna an der Prager Oper geglänzt, länger vermochte man sie dort nicht zu fesseln, die unüberwindlichste Sehnsucht befiel sie nach ihrer schwimmenden, wundersamen Vaterstadt, sie verging fast in der ernsten Praga vor Heimweh. Jetzt auf dem Wege nach der bella Venezia war ihre Stimmung so strahlend wie ihr Angesicht, und ihre Laune so bezaubernd, wie ihre Augen.

In dem zweiten Wagen befand sich das Gepäck der Reisenden, was keinen geringen Platz einnahm, denn die schöne Sängerin führte ihre reiche Theatergarderobe bei sich und eine ganze Kiste voll getrockneter Lorbeerkränze, Blumen und Bouquets von jeglicher Art, dazu Geschmeide und kostbares Geräte von allen erdenklichen Formen, zarte Gaben verschiedener alter und junger, glücklicher und unglücklicher, getrösteter und verzweifelter Liebhaber oder Anbeter, und zwei eisenbeschlagene Koffer voll Briefe und Sonette. Die

Bewachung solcher Schätze hatte man nicht allein dem Fuhrknecht anvertrauen mögen, und so war denn der vierte Reisegefährte am Abend vor der Abfahrt von dem Ritter Gluck im Namen der Damen mit dem ehrenvollen Amte eines Wächters betraut worden, und saß denn, augenscheinlich seelenvergnügt, zwischen all dem aufgetürmten Plunder. Er war obendrein der jüngste von allen, kaum 19 Jahre alt und nur durch besondere Schicksalsgunst dazu gekommen, wie der Ritter Gluck der Marini erzählte, die Reise unternehmen zu können. Man brauchte mit ihm keine Umstände zu machen. Der damalige Hauptdirektor des Hoftheaters, Graf Durazzo, hatte nämlich an dem „kleinen Geiger", so nannte ihn der Maëstro in seiner Erzählung, einen gewaltigen Narren gefressen, und nicht allein die Kaiserin vermocht, ihm zu einer Reise nach Italien 225 Gulden Reisegeld zu schenken, sondern sogar noch aus eigener Tasche 50 Dukati hinzugefügt. Zudem hatte er dem Carl Ditters von Dittersdorf noch das Versprechen gegeben, daß sein monatliches Gehalt als Geiger in der Kapelle, nämlich 37 Gulden 36 Kreuzer, während seiner Abwesenheit ihm fortgezahlt werden solle. Als die Sängerin hierauf bemerkte, daß der junge Mensch dann wohl ein wackerer Spieler sein müsse, da der Graf doch sicher für keinen Stümper bei der Kaiserin Fürsprache einlegen werde, gab das der Ritter Gluck zwar zu,

meinte aber doch, daß in diesem Falle zweifelsohne mehr Glück und Keckheit denn großes Talent vorhanden sei. Freilich wußten dazumal noch wenige in der Haupt- und Residenzstadt Wien, daß in dem genannten harmlosen Geiger Karl Ditters, dem ehemaligen Schützling des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, etwas mehr stecke als ein simpler Orchester- und Solospieler, und der Komponist der Armida war nicht unter diesen wenigen. Nur unter seinen Kollegen, den Musikanten im Orchester, war kein einziger, der nicht erklärt hätte, der kleine Karl würde den trefflichsten Kapellmeister abgeben, der jemalen den Taktstab geschwungen, aber die Herren da oben wollten dergleichen unbegreiflicherweise von selbst nicht einsehen. Sie wußten auch gar nicht, wie es eigentlich unter jener geigenden, flötenden, pfeifenden und trompetenden Bande herging, daß dies Völkchen einen Staat im Staate zu bilden sich unterfing und sich längst einen absoluten König aus ihrer Mitte gewählt, freilich einen ohne Krone und Scepter; den kleinen Karl nämlich.

Er geigte ihnen alle vorkommenden schwierigen Stellen in geheimen Proben so lange vor, bis sie selbige in den Ohren und Fingern hatten, er sah die Stimmen durch und korrigierte die Fehler leserlich, er gab heimliche Zeichen denen, die nicht ordentlich, und denen, die zu eifrig zählten, er trat für den kränklichen

Bratschisten ein, wenn er in kalten Tagen in der Kirche spielen mußte, er hatte sogar einmal ein Flötensolo für den zweiten Flötisten übernommen, der von einem Kindtaufsschmause kurz vor dem Konzerte zurückkehrend die Noten, die er eben spielen sollte, plötzlich alle doppelt sah — kurz er war überall und nirgends, das will sagen: er war immer da, wenn man ihn brauchte, und drängte sich doch nie hervor. Darum wurden auch am Morgen seiner Abfahrt wirkliche Thränen vergossen, und die Marini sah voll Erstaunen aus dem Fenster ihrer Wohnung der wunderlichen Scene zu, die auf offener Straße spielte. Seltsame Gestalten, meist lang, hager und eckig, mit kurzen Rockärmeln, zerdrückten Jabots und schief getretenen Stiefeln drängten sich um den hochbepackten Reisewagen, um dem Scheidenden noch einmal die Hand zu reichen. „Kommt nur bald wieder!“ riefen sie alle. Scharen von größern und kleinern Kindern belagerten den Wagentritt und die Räder und zwitscherten durcheinander wie tollgewordene Sperlinge. In einiger Entfernung standen Frauen, sich verstohlen mit der Schürze die Augen wischend, hier und da lehnte sich auch ein rosiges Musikantentöchterlein an die Mutter und nickte und lächelte verstohlen. Des Abschiednehmens wäre gewiß kein Ende gewesen, hätte nicht die stolze Gestalt des Ritter Gluck die Menge halb scheu, halb mürrisch zurückweichen lassen. Er

grüßte herablassend wie ein König und stieg die Treppe hinauf, um die Frauen zum Wagen zu geleiten.

Zu seiner Verwunderung fand er die reizende Bianca in lebhafter Bewegung. „Habt Ihr schon jenen Aufzug gesehen?“ fragte sie auf das Fenster deutend. „Uns läßt man ohne Thränen ziehen, Maëstro, und der kleine Geiger dort scheidet wie ein König. Aber er soll nicht allein Grüße und zärtliche Blicke empfangen, ich will's auch, und Ihr müßt mir dazu mit verhelfen! Seht! da stehen zwei große Körbe voll Zuckerwerk, wir wollen den Kindern da unten den Abschied versüßen. Bitte, bitte, lieber Maëstro, tragt mir den schwersten dort!“

Ohne seine ärgerliche Miene zu beachten, gab sie ihm einen ziemlich schweren Korb bis an den Rand mit Naschwerk gefüllt, nahm den andern an den Arm, lief flink vor ihm her und fing an, die Kinder heran zu locken. Aber trotz der süßen Stimme und des lächelnden Angesichts kam keines, sie sahen erst fragend den kleinen Geiger an. Da ging die schöne Sängerin plötzlich rasch die Stufen vor dem Hause hinab, trat dicht an den Wagen, in dem Karl Ditters Platz genommen, reichte den Korb hinein und sagte lieblich: „Da nehmt's und teilt's selber aus!“ Dann wandte sie sich zu dem in der Hausflur harrenden Ritter, nahm ihm seine Last ab, stellte sich mitten unter die Kinder

und rief: „Kommt herbei und nehmt, was Ihr Luſt habt, der da im Wagen hat's für Euch beſtellt!“ Und nun war's eine köſtliche, luſtige Scene, die keine Feder beſchreiben könnte. Man purzelte über einander, man drängte, ſtieß und ſchlug ſich, jauchzte, weinte, jubelte und lachte — ganz Wien ſprach noch zwei Tage lang von dieſem Auftritt vor der Wohnung der hübſchen Venezianerin, die vor ihrer Abreiſe die ſeltſame Grille gezeigt, Muſikantenkinder halb tot zu füttern mit Zuckerwerk. Meiſter Gluck habe ihr dabei gar liebenswürdig geholfen. Von dem dritten Reiſegefährten ſprachen nur die, die um ihn trauerten und ſich nach ihm ſehnten, — wer wußte auch ſonſt von dem „kleinen Karl“?

Schon in Neuſtadt, wo die Wagen zum erſtenmal hielten, trat Karl Ditters an den Wagenſchlag der Sängerin, ſchwenkte zierlich ſeinen Dreimaſter, verneigte ſich nach den Regeln des Anſtandes, juſt wie es ihm ſein Tanzmeiſter Pompeati gelehrt, und berichtete in wohlgeſetzter ſcherzhafter Rede, daß von ſämtlichen Schachteln, Kiſten, Kaſten, Koffern und Körben noch bis zur Stunde kein einzig Stück verloren gegangen. Er ſah, als er ſo frei und unbefangen zu ihr ſprach, ſo bildhübſch aus, daß man ihn hätte im Vergleich zu der Geſtalt Glucks füglich einen ſchlanken Pagen nennen können, der nach den Befehlen ſeines königlichen Gebieters und ſeiner ſchönen Herrin fragt. Bianca fand

ihn im geheimen ganz allerliebst und wunderte sich, daß der Maëstro so gleichgültig von ihm geredet. Sie reichte ihm mit feierlichem Ernste die weiße Hand, dankte ihm für seine treue Bewachung und ernannte ihn zum Lohne dafür zu ihrem Schatzmeister für die ganze Dauer ihrer Reise, wobei sie nicht verfehlte, ihm eine wohlgespickte Börse zu überreichen, mit der Mahnung, nicht zu sparsam zu sein. Der Ritter Gluck schüttelte gewaltig den Kopf zu solchem Leichtsinn und meinte nachher, solch junger Fant, der nur gewohnt sei, nach Kreuzern zu rechnen, werde Gold weggeben wie die Kreuzer. „Laßt ihn!" antwortete die Marini heiter, „ist es nicht dazu da, ausgegeben zu werden? Wir sollen es weiter rollen, darum ist es rund! Damit er aber nicht etwa, durch den ungewohnten Glanz verführt, sich aus dem Staube mache mit meinen Schätzen, so soll von Stund an der Wagen mit dem Gepäck vorausfahren statt hinterdrein, und der jugendliche Schatzmeister hat so oft wie möglich den Kopf aus dem Wagenfenster zu stecken, damit ich genau wisse, daß er da sei." — Dergleichen wollte ihr nun der Maëstro gar allen Ernstes ausreden, aber die schöne Bianca ließ sich wie die meisten ihrer Schwestern sehr schwer etwas ausreden, und so wurde der kleine Geiger herbeigerufen und mit den Befehlen seiner Gebieterin bekannt gemacht, die er just so schelmisch lachend aufnahm,

wie sie gegeben wurden. Mit dem Kopf-hinaus-stecken nahm er es fast zu gewissenhaft und gab von seinem Dasein so häufig Kunde, daß die Sängerin sehr viel zu lachen und zu nicken hatte. Die Mutter machte endlich den Vorschlag, man solle doch lieber dem neuen Schatzmeister einen Platz im Wagen einräumen.

„O nein, **mama mia!**" rief die Tochter, „das würde nicht halb so lustig sein! Ich weiß bessern Rat! Hört nur! den einen Tag fährt der Maëstro Gluck mit uns, und Carlo Ditterio spielt den grimmen Cerbero; den nächsten Tag sitzt der kleine Geiger bei uns und der große Gluck ruht einmal nicht auf *seinen eigenen*, sondern auf *fremden* Lorbeeren, und bewacht meine Kisten. Ist das nicht vortrefflich ausgedacht? Dann hat der Maëstro auch wieder einige Freistunden! Klagte er nicht gestern noch, daß ihm so viel Zeit verloren ginge und er lieber Tag und Nacht gereist wäre? Habe ich so nicht allen geholfen?" — Sie warf sich in die Wagenkissen zurück, sah ihr Gegenüber übermütig lachend an und war so bezaubernd hübsch just in diesem Moment, daß der berühmte Komponist der Armida that, was jeder in diesem Falle gethan haben würde: er küßte die niedlichen Hände, die sich ihm eben entgegenstreckten, und erklärte sich mit dem Vorschlage der Signora einverstanden.

Von Stund an begann das lustigste Leben der

Welt in dem engen Wagen der Sängerin. Wenn der kleine Geiger bei den Frauen saß, so war es, als ob alle verhext seien; man hörte nichts als Lachen und Scherzen, und ein Witz- und Schelmenwort jagte das andere. — Zuweilen erhob auch der „Carlo Ditterio" seine zarte, goldreine Tenorstimme und sang ein heiteres Lied, dem zu lauschen der ernste Maëstro im andern Wagen sich nicht enthalten konnte, obgleich er sich eigentlich fest vorgenommen, seine einsamen Wächterstunden zum Komponieren zu benutzen. Aber — das Heft Notenpapier lag auf seinen Knieen, den Stift hielt er in seiner Hand, und doch wollte die Melodieenquelle nicht sprudeln. Er mußte ja immer und immer hinhören auf das silberne Lachen da dicht hinter ihm, und auch hin und wieder einmal hinausschauen, unter dem Vorwande nachzusehen, ob auch alles noch wohl aufgepackt und die Wege nicht zu schlecht seien. Aber es achtete niemand auf sein Hinschauen, worüber er sich im geheimen nicht wenig ärgerte. War es nicht unerhört albern von der Marini, sich von einem 19jährigen „Knaben" dermaßen gefangen nehmen zu lassen, seinem Geplauder zu lauschen, mit ihm zu scherzen, daß ihr nicht einmal ein Augenblick blieb, den Kopf zum Fenster hinauszustecken, wozu sie doch Zeit genug fand, wenn der kleine Geiger im Gepäckwagen saß? Zuweilen übermannte ihn der gerechte Ärger so, daß

er dem schläfrigen Fuhrknecht zuschrie, rascher zu fahren; wenn er dann aber gar nichts mehr hörte, schalt er wieder auf den „dummen Burschen" und gebot ihm zu halten, bis er — das silberne Lachen, Trällern und Singen wieder ganz deutlich vernahm.

Am Abend des ersten einsamen Tages fragte er sich allen Ernstes, als er ins Bett stieg: „Ritter Christoph von Gluck, hast du deinen Kopf verloren? Bist du in die kleine welsche Sängerin verliebt, du, der mit Prinzessinnen verkehren darf?" — Aber sein Herz schlug bei dieser Frage nicht um das Hundertteil einer Sekunde schneller und so beruhigte er sich auch. Und doch schlief er schlecht seit jenem vertrackten Einfall der Marini. — Am nächsten Tage fühlte er sich wieder sicherer, er fuhr mit den Frauen, und sah das übermütige Rosengesicht der Sängerin sich wiederum bis auf wenige Spannen gegenüber. Er bot nun seine ganze Macht auf, sie zu unterhalten, ja selbst zu belustigen. Mit großer Gewandtheit redete er mit ihr über alle möglichen Dinge, über Himmel und Erde, über Musik und Putz, über Venedig und Wiener Würstel, über die Kunst und eine neue Haarfrisur: — aber er blieb immerdar der Ritter Christoph von Gluck, Lehrer der kaiserlichen Prinzessinnen und Hofkapellmeister der Kaiserin Maria Theresia. — Die schöne Bianca hörte auch aufmerksam zu, plauderte lebhaft da-

zwischen, aber wenn der vermaledeite kleine Schatzmeister „befohlenermaßen" den gepuderten Kopf zum Fenster herausstreckte, so sah sie es jedesmal, und mitten im glänzendsten Satze ihres Gefährten nickte sie nach dem andern Wagen hin, alles vergessend. — Am Abend des zweiten Tages fragte er sich nochmals mit größerem Ernste: „Christoph Gluck, — du wirst doch nicht?" — Und wieder schlief er ganz abscheulich schlecht und stand in der übelsten Laune auf.

Es war in der That Gefahr da für das Herz des Komponisten der Armida, aber freilich nur aus jenem Grunde, aus dem schon so oft Gefahr für die feuerfesten Herzen erwachsen. Der hochberühmte Maëstro sah nämlich eine Blume vor sich, an der er schon vor Jahren achtlos vorübergegangen, da er wußte: „Wenn du wolltest, könnte sie dein Eigentum werden."

Nach dieser selbigen Blume streckte nun ein eben Vorüberstreifender, ein kecker Knabe, die Hand aus, und plötzlich erschien ihm solche Handlung wie ein Raub, und er selbst war der Beraubte. So ist's mit vielen Dingen im Leben. Verachtet und verabsäumt liegen sie im Winkel; jemand zieht sie ans Licht: da erheben sich alsogleich viele Stimmen und reden von uralten Eigentumsrechten. Wird nicht fast immer eine Mädchenrose erst zur wahren Rose, wenn sie irgend ein glücklicher Räuber an der Brust trägt? Bewundert

man einen Strauß Feldblumen nicht erst, wenn er in einer kostbaren Schale uns vor Augen gehalten wird? — Nur das Begehrte ist begehrenswert für die meisten Menschenherzen.

In Graz hielt man Nachtlager. Da saßen denn die vier Reisegefährten einträchtig beisammen in dem schlechten Gelaß des Wirtshauses und ließen sich das einfache Mahl trefflich schmecken. Danach beschloß man, noch eine Weile bei einander zu bleiben und sich allerlei ergötzliche Historien zu erzählen. Man rückte näher zum Kaminfeuer. Zwei überschlanke Kerzen hatten genug zu thun, die Wände des Zimmers ein wenig zu erleuchten, das Feuer im Kamin half tapfer und warf einen köstlich roten Schein auf die Gestalten der Männer und Frauen. Die Mutter der Sängerin hatte sich in ihre schwarze, reich mit Pelz verbrämte Kontusche gewickelt und schaute mit heiteren Augen um sich. Sie war eine muntere Frau, die gern lachte. Gluck ging mit mächtigen Schritten, die wohlgepflegten Hände auf dem Rücken in einandergelegt, auf und ab. Die Marini hatte sich in einen Sessel geworfen, den der kleine Schatzmeister zuvor äußerst geschickt mit allerlei reichem Pelzwerk und Tüchern ausstaffiert. Träumerisch summte sie eine Passage vor sich hin, dann eine kleine Roulade, einen Triller, immer lauter und heller, bis sie endlich auffuhr, ihre lachenden Augen im Kreise

herumgehen ließ und mit dem vollen Schelmenlächeln, das ihr so reizend stand, ausrief: „Verehrter Maëstro, so laßt doch das Wandern! Man wird ja toll davon. Könnt Ihr es denn gar nicht mehr ein Weilchen still neben mir aushalten? Bin ich denn so über die Maßen langweilig für Euch, daß Ihr immer davon laufen müßt?“

Gluck blieb stehen und sah zu ihr herüber. — „Ja, wer ihr nur gleich davon laufen könnte bis Bologna,“ dachte er. Dann unterbrach er seine Meditationen und ging wahrhaftig zu ihr hin, um sich auf ihren Wink auf den abscheulichsten Holzstuhl zu setzen, der jemals aus eines Tischlers Fäusten hervorgegangen. O, das hübsche Märchen vom Herkules am Spinnrocken wiederholt sich in etwas veränderter Gestalt noch bis auf den heutigen Tag!

„Und wo bleibt denn der Schatzmeister?“ fragte die Marini, obgleich sie gar wohl wußte, daß er hinter ihrem Sessel stand. Der hübsche Page kam auch sogleich hervor. — „Hierher! Auf diesen kleinen Koffer!“ befahl sie, und als er kecklich Platz genommen und mit seinem frischen Kinderlächeln zu ihr aufsah, sagte sie: „Jeder der beiden Männer soll uns die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen! Und der jüngste mag anfangen, der hat sich nicht lange zu besinnen. Erzählt also, Signor Carlo!“ Sie legte den Kopf gegen die Lehne,

als wäre gar kein Widerspruch möglich, schlug die Arme übereinander, und stellte ihre Füße unbefangen neben den kleinen Geiger auf den niedern Koffer. Einen Augenblick mußten der kleine „Carlo" und der große „Christoph" auf denselben Punkt Augen und Gedanken richten: auf die zierlichsten Füßchen nämlich, die je in roten Saffianschuhen und spitzen Absätzen den Erdboden berührt. Der Ritter war froh, daß er just nichts zu erzählen brauchte, und noch froher, daß er angesichts dieser Füße keine Opera seria niederzuschreiben gezwungen war. Der hübsche Page aber räusperte sich nach einer Pause und begann also:

„Die Historie meiner ersten Liebe ist kurz und traurig, wie solche Historien immer sein müssen. Ich war eben elf Jahre alt geworden, als ich meiner unvergeßlichen Geliebten zuerst begegnete, oder vielmehr zuerst ihre Stimme hörte.

An einem Freitag Nachmittag war's, da hörte ich jene Zauberstimme zum erstenmal, die mir noch heute ganz deutlich und klar im Herzen klingt. Sie kam aus einem Raume, der wohl unter dem liegen mußte, in welchem ich mich eben befand. Meine Geliebte sang eine alt-italienische Melodie, die ich vorher niemals gehört und die ich später tausendmal nachzuspielen versuchte. Der erste Ton ihrer Stimme ließ mich den Frost in Händen und Füßen vergessen, es

war bitterkalt in der kleinen Kammer; — als sie weiter-sang, überkam mich eine Glut, daß ich mich kaum zu lassen wußte, und als sie schwieg, zitterte ich am ganzen Leibe. Solcher Ton müßte Tote erwecken, meinte ich damals, und ich glaube es noch.

Da rief mich mein alter Lehrmeister Joseph Zügler zur Lehrstunde in seine Stube. Ganz verwirrt lief ich auf ihn zu und erzählte ihm halb atemlos, was ich eben gehört. Da zog er die dicke Lippe verächtlich in die Höh und sagte: „Nun, es war ein simples Frauen-zimmer, was da sang; was ist da zu verwundern. Kümmere Er sich nicht um dergleichen Gewinsel und ziehe Er einen derben Strich auf seiner Geige!“

Das that ich denn auch nach besten Kräften, aber nie wurde mir das Spiel so sauer, wie in dieser Stunde; der weiche, dunkle, warme Ton ging mir nicht aus den Ohren und aus der Seele. Seitdem versuchte ich, wenn ich allein war, jene Melodie nachzuspielen, aber es wurde nur Stückwerk. Und dann — wie jämmer-lich klang's auf meiner Geige, wie scharf und kreischend! Ich warf oft das Instrument weg und weinte bitter-lich. In der Nacht, in meinen Träumen hörte ich den süß traurigen Gang der Melodie ganz deutlich, Note für Note, Takt für Takt; aber des Morgens war alles verflogen. Das fing allgemach an mich gewaltig zu quälen. Geduldig fand ich mich trotzdem zeitig und

immer zeitiger in der kalten Hinterstube des Joseph Zügler ein, immer still hoffend, den zauberhaften Gesang noch einmal zu hören, — umsonst: es sang niemand mehr. — Ich glaube, daß ich über dem Hangen und Bangen ganz verdrossen und albern wurde, denn zu Hause setzte es allerlei derbe Strafpredigten von unserm braven Lehrer, dem Pater Anselmus; und der Kammermusikus verfehlte nicht, mir den Bogen weidlich um die Ohren zu schlagen, so gewaltig waren die Schnitzer, die ich in meinen Arbeiten in der Generalbaßlehre machte. Da platzte ich denn eines Tages unter heißen Thränen vor ihm mit der Bitte heraus, mir zu sagen, ob ich bewußtes Frauenzimmer nicht noch einmal singen hören könne, dieweil ich vor lauter Sehnsucht nach dem Ton und der Melodie, die ich gehört, schier von Sinnen zu kommen meine. Da wurde der Alte ganz braunrot vor Zorn und schalt: „Dummer Bube, das Frauenzimmer, das Ihm die Seele aus dem Leibe gesungen, ist doch für Ihn verloren für allezeit. Die liegt unter Schloß und Riegel und darf nur singen, wenn es ihr Herr und Meister erlaubt. Schlag Er sich den vermaledeiten Singsang aus dem Kopfe, steck Er seine Stumpfnase in die Noten, sonst sind wir geschiedene Leute!“

Aber wenige Nächte nachher, da hörte ich jene Wunderstimme wieder, — wie aus weiter Ferne und

doch ganz deutlich, und sprang aus dem Bette. Hurtig schlüpfte ich in die Kleider, leise ging's die Treppe hinab, dann rannte ich über den Hof durch die kleine Nebenpforte auf die Straße. Still war's; nur der goldene Ton schwebte auf und ab. Ich zog der Stimme nach, der Schnee funkelte auf den Dächern, ich mußte dahin gehen, woher sie kam, und hätte ich durch ein Eismeer mich schlagen sollen. Und seltsam — je näher ich dem Hause meines alten Lehrmeisters kam, je wärmer wurde es. Die Luft schlug in köstlichen blauen Wellen an meine Stirn, ein sanfter Duft wie von Orangenblüten zog daher. Da drüben stand endlich das Haus des Kammermusikus Zügler! — Aber kein Schnee war daselbst mehr zu sehen, keine Eiszacken hingen vom Dache herab, wohl aber Weinranken. Der Garten stand im tiefsten Grün, und fremde Blumen blühten an den Wegen. Volles Weinlaub rankte sich an den Wänden in die Höh und zog sich wie ein dichter Kranz um das Fenster, aus dem die Stimme kam. Es stand weit offen, — ich sah jetzt die Singende deutlich; sie neigte sich herab und lächelte. — Wie schön war sie! Schlank war ihr Hals, dunkel ihre Farbe, aber ihre Augen leuchteten wie Sterne, schwarzes Haar floß in langen Ringeln über ihre Schultern, ein dunkles Sammetgewand verhüllte ihre Glieder, und an der Brust trug sie einen

Strauß Orangenblüten. Ich glaube, seit jener Stunde sehne ich mich nach Italien, wo diese Blüten ja im Freien wachsen sollen. Mit einem Jubelruf breitete ich beide Arme nach ihr aus, ich weinte und schluchzte und lachte in einem Atem. Da winkte sie mir, immer singend, und streckte mir ihre Hände entgegen, und nun begann ich flugs an dem dünnen Weinlaube in die Höhe zu klettern, als ob ich eine Spinne wäre, und kletterte mit einer Hast, als hinge mein Leben an jeder Sekunde. Da — schon fühlte ich die kühlen Fingerspitzen der schönen Frau, — riß urplötzlich eine grüne Ranke, — wer hängt sich auch an Ranken, — und ich stürzte — wohin, wußte ich nicht.

Als ich die Augen wieder aufschlug, mochte es wohl um die Mittagsstunde sein; ich roch den Dampf des Essens aus der Küche und sah den Kammermusikus und meinen Vater an meinem Bette sitzen. Joseph Zügler nahm eben eine Prise und sagte: „Nur keine Sorge um den da, mein werter Herr Hofsticker! Eine tüchtige Purganz und ein gründliches Vomitiv bringen den Buben rasch wieder auf die Beine. Ich stehe für ihn ein. Hätte nun und nimmer gedacht, daß solch ein wackerer Spieler von der Amati eines windigen Solisten dermaßen verdreht und verwirbelt werden könne, daß er im Hemde sich im Schnee wälze."

„Amati heißt sie also, die wunderschöne Frau,

die ich heute Nacht — —," so fragte ich, mich hastig im Bette aufrichtend.

Aber der Kammermusikus drückte, noch ehe ich meinen Satz ausgesprochen, mich mit eiserner Faust in die Kissen zurück. „Schweig Er!" rief er drohend. „Wenn Er sich aber eilt, gesund zu werden und wieder vernünftig zu sein verspricht, so will ich Ihn später zu dem Solisten Huber führen, da kann Er sich vorgeigen lassen auf der vertrackten Amati, solange der Huber Lust dazu hat. Und jetzt eingenommen! Hierher gesehen! Mund auf! Augen zu! Eins! Zwei! Drei! — So; jetzt leg Er sich wieder!"

Und ich wurde wieder gesund; es ging nur nicht ganz so schnell nach den Mitteln des Kammermusikus, als dieser sich's gedacht. Aber mein erstes Violinsolo führte ich drei Monate später auf mit meiner Geliebten im Arm. Der brave Huber lieh mir nämlich seine herrliche Amati dazu, und als ich geendet, da küßte er mich auf beide Wangen und sagte: „Du hast es verdient, mein Sohn, auf dieser Geige zu spielen!" Und ich meine, bis heutigen Tages hat mir niemand ein Lob gesagt, das mir tiefer ins Herz gegangen!

Der berühmte Geiger Huber hat vor wenig Jahren seine letzte und meine erste Geliebte, die himmlische braune Amati mit dem schlanken Halse und der goldenen

Stimme, mit sich ins Grab genommen. Das ist das traurige Ende meiner Liebesgeschichte!“ schloß der hübsche Page.

„Birbante!“ lachte die Marini und schlug mit dem Fächer zärtlich und neckisch nach dem Erzähler. — „Kindereien!“ brummte Gluck.

Am anderen Tage begann das lustige Leben von neuem. Das Wetter war herrlich, die Wege leidlich, die Börse der Signora füllte sich immer wieder, sobald sie leer war, wie in den Zaubermärchen, und das Endziel der Reise, das neue gelobte Land voll Poesie, Musik und Sonnenschein rückte immer näher und näher. Als man das letzte Nachtlager in Görz hielt, war die schöne Marini ausgelassener denn je. Man wollte ja in wenigen Tagen in Mestre sein! Und Mestre war ja schon Venedig!

Sie sang allerlei Arien und der kleine Geiger mußte begleiten und Maëstro Gluck den Takt dazu schlagen. Das gab denn einen köstlichen Wettlauf von Stimme und Geige, und keine wollte sich von der andern überholen lassen. Ritter Gluck selber vergaß oft das Taktschlagen und lauschte halb lächelnd, halb staunend den Sprüngen, Trillern, Läufern, langatmigen Kadenzen der lieblichsten Stimme und der reinsten Geige. Der kleine Carlo hielt sich in der That wacker! Als die Sängerin aber, atemlos und

lachend, endlich sich in einen Sessel warf, erklärte doch der Maëstro die Geige für besiegt, was sich auch der Geiger gefallen ließ und wofür er mit einem wehmütigen Triller in Moll schloß.

„Nein nein, er hat mich besiegt!“ rief die Marini, „und zur Strafe, daß der Maëstro falsches Zeugnis abgelegt, wird er uns jetzt die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen!“ — „Das wird er nicht!“ antwortete der Komponist der Armida: „in Venedig aber“ — hier neigte er sich dicht an das Ohr der schönen Bianka — „erlaubt ihm, daß er Euch die Geschichte seiner letzten Liebe erzähle.“

Man war in Mestre. Es war spät am Abend. In Görz hatte man beschlossen, in Mestre Nachtquartier zu nehmen und erst am andern Morgen in einer Poeta, das ist ein größeres zweirudriges Schiff, nach Venedig zu fahren. Später aber hatte der Maëstro die Frauen umzustimmen gewußt, und so wollte man noch am Abend der Ankunft in kleinen Gondeln, je zwei und zwei, nach der Lagunenstadt aufbrechen; der kleine Schatzmeister sollte die Mutter begleiten und Gluck die Tochter. Über dies Abkommen schien der Komponist der Armida sehr aufgeräumt und war sogar freundlich mit dem kleinen Geiger, der noch beim Nachtessen absonderlich viel und geheim mit den Frauen zu plaudern hatte. Mochte er doch; hatte nicht der

Maëstro einen vollständigen Sieg über ihn davongetragen? Beinah wäre aber seine gute Laune wieder verloren gegangen, denn es gab solch ein Durcheinander, ehe das Gepäck in den kleinen Schiffen war und ehe die Frauen bereit waren einzusteigen, und dabei war es so stockfinstere Nacht, daß der Ritter Gluck mit genauer Not endlich den blauen Mantel der schönen Bianca und dessen Insassin an seinem Arme in die stille Gondel zu lotsen vermochte.

Die Marini hatte sich schauernd vor der Nachtluft so dicht eingewickelt und zog sich allsogleich in ein so dunkles Eckchen zurück, daß er auch nicht das Nasenspitzchen von ihr sah. Der große Maëstro fühlte nun plötzlich eine seltsame Beklemmung, als er so neben ihr saß, und nutzte in diesem Gefühl seine kostbare Zeit weit weniger, als er sich vorgenommen. Auch überschlich ihn wieder jener Gedanke: „Sie gehört dir nun wieder!“ und sein Herz schlug deshalb gewaltig ruhig.

Sie waren schon eine lange Strecke dahingefahren auf der glatten Wasserstraße, und schon blitzte und funkelte es von ferne wie jene mächtige Krone, von der die Sage erzählt, daß sie zu nächtlicher Weile emporsteige aus dem Schoße des Meeres, worin sie versunken; la bella Venezia schaukelte sich auf den Wellen. Da fand der Ritter Chistoph von Gluck erst Worte, um der schönen Frau an seiner Seite die

versprochene Geschichte seiner — letzten Liebe zu erzählen.

Er rückte ihr näher, er hörte sie seufzen, und, wie das wohl so geschieht, er geriet über seine eigenen Worte allmählich in Glut, und die Flammen schlugen endlich über ihn zusammen.

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen und war im Feuer seiner Rede auf beide Kniee gesunken, da hielt das Schiffchen. Stimmen wurden laut; das Streiflicht von Fackeln fiel auf die Gondel. Bis zu diesem Augenblick hatte die Marini kein Wörtchen geredet, keine Bewegung gemacht; als aber nun der Maëstro seine Hände ausstreckte nach den ihrigen, da stand sie schüchtern auf, trat einen Schritt vor, und fragte mit äußerst kläglicher Stimme: „Liebt Ihr mich denn wirklich, großer Gluck?“ — Und dabei fiel die dunkelblaue Kapuze herab, und von einem grellen Lichtstreifen getroffen, lachte das Schelmengesicht des kleinen Schatzmeisters dem Knieenden entgegen. — Was nachdem in der Gondel vorgegangen, ist nimmer laut geworden; der Maëstro Gluck aber reiste am nächsten Morgen, ohne von der schönen Marini Abschied genommen zu haben, allein nach Bologna.

Eine Überraschung.

Im sogenannten Riesensaal des kurfürstlichen Schlosses zu Dresden war im September des Jahres 1778 eine Bühne aufgeschlagen worden, auf besonderen Befehl der Kurfürstin Witwe, Marie Antonie. Die hohe Frau hatte selber die Arbeiten der Zimmerleute überwacht und das lebhafteste Interesse an der Vollendung des Ganzen kundgegeben. Jetzt war längst alles fertig; ein purpurner Vorhang mit schweren goldenen Fransen verhüllte jene Bretter, die die Welt bedeuten, teppichbelegte Treppenstufen führten vom Zuschauerraume auf die Bühne, und das Orchester war geräumig genug, eine ziemlich große Anzahl von Musikern aufzunehmen. Die Proben waren bereits abgehalten und an einem der nächsten Abende sollte die Aufführung einer Oper: „Il trionfo della fidelta“

stattfinden. Die Kurfürstin Witwe selber, die geistvolle, warmherzige Freundin der Musik, hatte sie vor Jahren komponiert. Sie wurde damals in Leipzig aufgeführt und eine Schülerin des Kantors Hiller, Gertrud Schmeling, sang darin die Hauptrolle. Das war eine schöne Zeit für Marie Antonie gewesen. Damals saß sie noch freudestrahlend an der Seite ihres geliebten Gemahls und lauschte mit frohem Herzen jenen Zaubertönen, die von den Lippen der jungen Sängerin strömten. — Ach wie anders war es seitdem geworden! Längst schon schlief der Kurfürst im Grabe, und die zarten Schultern der verlassenen Frau und Mutter hatten manche schwere Last zu tragen. Marie Antonie erzog ihren einzigen Sohn im Sinne ihres heimgegangenen Gatten mit frommer und gewissenhafter Treue.

In all jenen schweren und einsamen Jahren war die Musik die mächtige Trösterin der hohen Frau geblieben. Nichts war ihrem Herzen linderderer Balsam, nichts erhob sie höher über das Leid dieser Erde, als wenn sie die Zeit an ihrem Klavier verbrachte, das sie mit Meisterschaft spielte, oder wenn sie den Tönen eines Streichquartetts und dem Gesang einer schönen, wohlgeschulten Menschenstimme lauschen durfte. Auf das eifrigste beschäftigte sie sich mit der Komposition, und die „Arkadische Gesellschaft" zu Rom hatte längst die fürstliche Frau zu ihrem

Mitgliede ernannt unter den Namen: Ermelinda Thalia, Pastorella Arcada.

Daß sie jetzt, nach so langer Zeit, ihre Oper wieder einstudieren ließ, hatte eine eigene Bewandtnis. Der Rat Muthhäuser, ein treuergebener Diener und musikalischer Freund der Kurfürstin Witwe, hatte ihr vor einiger Zeit ein junges Mädchen zugeführt, Minna Brandes, die Tochter eines Schauspielers und Schauspieldichters, der eben, auf einer Engagementsfahrt begriffen, unter sorgenvollen Verhältnissen in Dresden eingezogen war. Die Stimme des schönen Kindes hatte Marie Antonie bis zu Thränen gerührt. Sie erinnerte lebhaft an den Ton der Gertrud Schmeling, an jene Leipziger Sängerin, aus der mittlerweile die weltberühmte Mára geworden war. Mit diesem Ton stiegen zugleich die Erinnerungen an schöne vergangene Tage auf, und die hohe Frau empfand plötzlich das lebhafte Verlangen, noch einmal jene erste und geliebte Arbeit, den Trionfo della fidelta, lebendig vor sich erstehen zu sehen. Sie faßte den Plan, ihrem neuen Schützling jene Partie Gertrudens selber einzustudieren und die Oper mit allem Pomp im Riesensaale aufführen zu lassen. Bot sich doch so auch die vorteilhafteste Gelegenheit, die junge Debütantin dem vornehmen und musikliebenden Dresden vorzuführen und ihre Anmut und Schönheit in das rechte Licht zu stellen.

ſtattfinden. Die Kurfürſtin Witwe ſelber, die geiſtvolle, warmherzige Freundin der Muſik, hatte ſie vor Jahren komponiert. Sie wurde damals in Leipzig aufgeführt und eine Schülerin des Kantors Hiller, Gertrud Schmeling, ſang darin die Hauptrolle. Das war eine ſchöne Zeit für Marie Antonie geweſen. Damals ſaß ſie noch freudeſtrahlend an der Seite ihres geliebten Gemahls und lauſchte mit frohem Herzen jenen Zaubertönen, die von den Lippen der jungen Sängerin ſtrömten. — Ach wie anders war es ſeitdem geworden! Längſt ſchon ſchlief der Kurfürſt im Grabe, und die zarten Schultern der verlaſſenen Frau und Mutter hatten manche ſchwere Laſt zu tragen. Marie Antonie erzog ihren einzigen Sohn im Sinne ihres heimgegangenen Gatten mit frommer und gewiſſenhafter Treue.

In all jenen ſchweren und einſamen Jahren war die Muſik die mächtige Tröſterin der hohen Frau geblieben. Nichts war ihrem Herzen linderndere Balſam, nichts erhob ſie höher über das Leid dieſer Erde, als wenn ſie die Zeit an ihrem Klavier verbrachte, das ſie mit Meiſterſchaft ſpielte, oder wenn ſie den Tönen eines Streichquartetts und dem Geſang einer ſchönen, wohlgeſchulten Menſchenſtimme lauſchen durfte. Auf das eifrigſte beſchäftigte ſie ſich mit der Kompoſition, und die „Arkadiſche Geſellſchaft“ zu Rom hatte längſt die fürſtliche Frau zu ihrem

blitzende Augen hefteten sich auf die Sängerin Minna Brandes, die ahnungslos auf und ab schritt, die Arme hebend und senkend, indem sie ihre Partie sang, während die Kurfürstin Witwe am Klavier saß und begleitete. Diese feurigen Augen verschwanden erst nach Beendigung der Stunde; am nächsten Musikabend aber erschien zum allgemeinen Staunen der Kurfürst plötzlich in den Gemächern seiner Mutter. Freudestrahlend eilte sie ihm entgegen. „Was führt Euch hierher?“ fragte sie mit dem glücklichsten Lächeln.

„Der Wunsch, Euch eine kleine Freude zu machen. Habe ich's erreicht?“ flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr.

Sie nickte. Ihr Gesicht war verklärt. Wie gut er war! Hatte es doch nur eines Winkes bedurft, ihn heranzuziehen. O, warum hatte sie diesen Wink nicht früher schon gegeben! — Wie dankbar sie ihm war für das Opfer, das er ihr gebracht! — Denn ein Opfer war es für ihn, sagte sie sich; wollte man doch fast ausschließlich Streichquartette von Haydn spielen, an denen er kein Vergnügen fand. Nur zuletzt sollte die Kleine singen, eine Arie von Païsiello und eine aus des jungen Mozarts Oper: La finta giardiniera.

Sie führte ihm sofort ihren Schützling zu und sah mit heimlicher Freude, wie lebhaft und gütig er mit der jungen Sängerin redete. Das schöne Mädchen fühlte auch [illegible] jene verlegene Schüchternheit zu

Mit Eifer und Freude ging die Kurfürstin Witwe, nachdem sie sich der Bereitwilligkeit des jungen Mädchens versichert, ans Werk und der Erfolg ihrer Bemühungen war ein so überraschender, daß sie schon während der Vorstudien in die lebhafteste Aufregung geriet. Sie war so entzückt von ihrer Schülerin, daß sie nicht aufhörte, von ihr zu reden und ihre holde Stimme zu preisen.

Besonders häufig erwähnte sie die junge Sängerin in Gegenwart ihres Sohnes. Der Kurfürst war zu ihrem Kummer völlig unzugänglich für den Zauber der Musik und erklärte das Flöten, Geigen und Singen geradezu für einen sinnlosen Lärm. — „Ihr seid niemals Zuhörer an meinen Musikabenden," sagte Marie Antonie zu ihrem Sohne, „ich wette aber, daß die Stimme der Minna Brandes Euren Ohren und Eurem Herzen wohl thun würde. Sie hat einen großen Vorzug vor der Mara; sie ist eine talentvolle Schauspielerin und — schön."

„Schön?" sagte der Kurfürst lächelnd. „Meine teure Mutter weiß, daß mich die Schönheit von Sängerinnen und Schauspielerinnen bisher noch immer gleichgültig gelassen hat!"

Bei der nächsten Übungsstunde der jungen Sängerin verschob sich ein wenig der Vorhang vor der Glasthür jenes Kabinetts, das an den Musiksaal stieß; ein Paar

blitzende Augen hefteten sich auf die Sängerin Minna Brandes, die ahnungslos auf und ab schritt, die Arme hebend und senkend, indem sie ihre Partie sang, während die Kurfürstin Witwe am Klavier saß und begleitete. Diese feurigen Augen verschwanden erst nach Beendigung der Stunde; am nächsten Musikabend aber erschien zum allgemeinen Staunen der Kurfürst plötzlich in den Gemächern seiner Mutter. Freudestrahlend eilte sie ihm entgegen. „Was führt Euch hierher?“ fragte sie mit dem glücklichsten Lächeln.

„Der Wunsch, Euch eine kleine Freude zu machen. Habe ich's erreicht?“ flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr.

Sie nickte. Ihr Gesicht war verklärt. Wie gut er war! Hatte es doch nur eines Winkes bedurft, ihn heranzuziehen. O, warum hatte sie diesen Wink nicht früher schon gegeben! — Wie dankbar sie ihm war für das Opfer, das er ihr gebracht! — Denn ein Opfer war es für ihn, sagte sie sich; wollte man doch fast ausschließlich Streichquartette von Haydn spielen, an denen er kein Vergnügen fand. Nur zuletzt sollte die Kleine singen, eine Arie von Paisiello und eine aus des jungen Mozarts Oper: **La finta giardiniera.**

Sie führte ihm sofort ihren Schützling zu und sah mit heimlicher Freude, wie lebhaft und gütig er mit der jungen Sängerin redete. Das schöne Mädchen schien auch gar bald jene verlegene Schüchternheit zu

verlieren, mit der sie anfangs ihm entgegengetreten war, und begegnete mit ihren Taubenaugen ohne allzugroße Scheu den Blicken des hohen Herrn. Der Kurfürst nahm neben Minna Brandes Platz, als die Musik begann, und Marie Antonie, die oftmals verstohlen das Gesicht ihres Sohnes studierte, war glücklich, ihn ruhig und heiter, augenscheinlich den sanften Klängen mit Vergnügen lauschend, zu sehen. Sie konnte freilich nicht ahnen, daß er nicht im entferntesten an die Musik dachte, sondern sich in die reizenden Umrisse jenes Köpfchens neben ihm vertiefte und den schönen Linien eines fast klassischen Profils mit immer neuem Entzücken folgte. Auch später, als Minna sang, bewunderte der hohe Herr viel mehr den lieblichen Mund, dem die klaren Töne entschwebten, als jene Töne selbst, vielmehr die vollendete Gestalt, die Grazie der Bewegung, als den Gesang des Schützlings seiner Mutter.

Seit jenem Abend bis zur Aufführung der Oper „Il trionfo della fidelta“ fand sich der Kurfürst regelmäßig an den Musikabenden Marie Antoniens ein. — „Er wird endlich so viel Glück in der Musik finden lernen, wie ich!“ dachte sie voll froher Hoffnung.

Der ganze Hof, sowie alle Musiker Dresdens erwarteten mit Ungeduld den Abend der Operaufführung. Es waren viele Einladungen erlassen, und der Riesensaal füllte sich mit einem glänzenden Publikum.

Einige Stunden vorher waren fremde Gäste angekommen, zwei stattlich aussehende Männer und eine Frau, und die Kurfürstin Witwe hatte befohlen, ihnen gute Plätze anzuweisen. Wer mochten sie sein? Man erzählte sich, die Festgeberin habe jene Frau zärtlich umarmt.

Die junge Debütantin saß mittlerweile in ihrem kleinen Ankleidezimmer hinter den Coulissen. Draußen lachten und plauderten die anderen Sängerinnen und Sänger; sie aber suchte sich in Ruhe zu sammeln. Eine beklemmende Bangigkeit war doch über ihr Herz gekommen bei dem Gedanken an dies große und glänzende, ihr noch unbekannte Publikum. Ihre beiden Eltern waren bei ihr. Die Mutter, eine geborene Koch, das Patenkind Lessings, selber eine vortreffliche Schauspielerin, sprach ihr Mut ein und musterte die Toilette ihrer Tochter, während der Vater still in einem Winkel saß und sein Kind betrachtete. — Wie schön sie war! Wie unschuldig und rein der Ausdruck ihres Gesichts, wie seelenvoll die großen, blauen Augen, wie edel die Gestalt, wie zierlich Hände und Füße! — Ja, sie war seine höchste Lebensfreude, und sie vor jedem bösen Hauch zu schützen, schien ihm die wichtigste Aufgabe seines Lebens. Mit Widerstreben nur hatte er dem Wunsche seiner Frau nachgegeben und Minna die Bühne betreten lassen. Es wäre freilich, so sagte er

sich tausendmal, ein unverantwortliches Unrecht gewesen, dieses Talent nicht auszubilden, denn Minna entzückte schon in Kinderrollen das Publikum bis zur Begeisterung. Zugleich zeigte sich bei ihr eine so seltene musikalische Begabung, ein so feines Gehör und erstaunliches Gedächtnis, daß Brandes die schönsten Hoffnungen darauf baute. Er hatte das junge Mädchen einmal in eine Aufführung des „Ritorno di Tobia" von Haydn mitgenommen, das erste große Musikwerk, das ihr zu Gehör kam. Sie war so erregt vor Entzücken, daß sie mehrere Tage lang krank lag. Unaufhörlich fragte sie nach jenem Manne, der diese herrliche fromme Musik gemacht, und Brandes konnte ihr nicht genug von ihm erzählen. — „Laß uns hinreisen, um ihm zu danken!" bat sie immer und immer wieder, und jeden Groschen, den man ihr schenkte, legte sie zurück zu einer Reise nach Wien. Sie trällerte die Melodieen aller Hauptarien mit silberreiner Stimme und größter Korrektheit nach. Von jenem Tage an zog sie die Musik Haydns jeder andern vor, und in ihrem Herzen trieb sie einen Kultus mit ihm, von dessen Glut ihre Angehörigen nur eine schwache Ahnung hatten. Das unstäte Wanderleben, zu dem die Familie Brandes sich durch verschiedene mißliche Theaterverhältnisse verurteilt sah, gab nicht die gehörige Zeit und Muße, sich mit Minnas musikalischer Ausbildung zu

beschäftigen, und so sang das talentvolle Mädchen nur gewissermaßen nebenbei und trat meist als Schauspielerin und nur gelegentlich als Sängerin auf, überall, wo sie sich zeigte, Begeisterung erweckend. Dennoch erschien sie diesen Abend vor dem vornehmen Publikum im Riesensaale des Schlosses zu Dresden mit Zagen. „Ich habe mich noch nie so gefürchtet," sagte sie. „Gieb nur Achtung, ob ich's auch gut mache," bat sie den Vater, „und komm oft zu mir hinter die Coulissen. Wenn Du mir sagst, daß ich gut gesungen, bin ich froh und alles wird mir leicht. Und nun gebt mir einen Kuß, Papa und Mama; Ihr wißt, das hilft mir immer!" —

Und die Eltern umarmten ihr Kind in demselben Augenblick, als die Klingel das Zeichen zum Anfang der Vorstellung gab. Zugleich aber meldete die Garderobedienerin einen Lakaien der Kurfürstin Witwe, der die „Mamsell Brandes" im Auftrag der hohen Frau zu sprechen verlangte. Aufgeregt eilte die junge Sängerin dem Boten entgegen. Er überreichte ihr einen versiegelten Zettel, der die Worte enthielt:

„Haltet Euch brav, Kleine; ich habe soeben einen Gast bekommen, der notwendig mit Eurem Gesang eben so zufrieden sein muß wie

Eure wohlaffektionierte

Marie Antonie."

„Irgend ein hoher Gaſt wird eingetroffen ſein, ein Prinz oder eine Prinzeſſin, Verwandte des Hofes," meinte die Mutter; „nimm Dich hübſch zuſammen, daß wir Ehre einlegen mit Dir!"

„Ich wollte, ſie hätte mir geſagt, wer gekommen iſt," ſeufzte die junge Sängerin; „das Grübeln darüber zerſtreut mich. Nein, nein, es iſt ſicherlich mehr als ein Prinz; ich wette irgend ein großer Muſiker iſt eingetroffen und die Kurfürſtin hat ihn eingeladen. — Vielleicht Haydn!" ſetzte ſie haſtig mit plötzlichem Aufleuchten der Augen und Erglühen der Wangen hinzu.

„Thörichte Schwärmerin!" lachte Frau Brandes, „immer haſt Du den Haydn im Kopfe und wirſt ihn doch nie zu ſehen bekommen. Und dann hat er ja eine Frau. Und hübſch ſoll er gar nicht ſein; er hat nichts als ſeine Augen und —"

„Seine Muſik," fiel Minna eifrig ein, „und ich denke, das iſt genug!"

„Still, ſtill, — denke an Deine Partie," mahnte der Vater, „und ſei unſer braves Kind!"

Eine kleine Weile ſpäter ſtand das liebliche Weſen auf der Bühne. — —

Der erſte Akt der Oper Il trionfo della fidelta war vorüber. Mit glückſtrahlenden Augen empfingen die Eltern die Tochter. Minna Brandes hatte auch dieſes verwöhnte Publikum entzückt, ja hingeriſſen durch

die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, die Schönheit ihres Gesanges, das Feuer und die Anmut ihres Spiels.

„Nun, Papa, hast Du erfahren, wer die vornehmen Gäste sind?“ fragte die junge Sängerin.

„Es sind drei Personen, ein Ehepaar und der berühmte Violinspieler Fiorillo. Aber Haydn ist's nicht!“

„Dann lohnte sich's auch nicht der Mühe, mich zu erschrecken!“

„Und wenn sich's doch lohnte, mein Kind,“ sagte Brandes mit ungewöhnlichem Ernst. „Soll ich Dir sagen, wem Du vorsingst? — Niemand anders als der gefeiertsten Größe unter den Sängerinnen, Gertrud Mara. Sie ist mit ihrem Manne im Saale. Lohnt es sich da nicht der Mühe?“

Frau Brandes ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen. „Großer Gott, warum sagst Du ihr das? Sie wird sich ja jetzt halb tot ängstigen,“ zürnte sie.

„Das wäre eine armselige Künstlerin, die sich fürchtete, vor einer ihr überlegenen zu singen. Wer wirklich etwas Rechtes erreichen will, der ringt nicht nach dem Beifall der Menge, sondern nach dem der Größten. Ein Tadel aus dem Munde der Mara fördert unser Kind mehr als das Beifallsgeschrei von Hunderten. Ist's nicht so, Minna?“

„Du hast recht, Papa; ich gehe jetzt, um einzig

und allein vor der Mara zu singen, und Du sollst Dich Deiner Tochter nicht zu schämen brauchen. Beruhige Dich, gute Mutter; ich fürchte mich nicht und werde zeigen, was ich leisten kann!"

Ja, Brandes hatte recht gehabt; sein Kind war eine echte Künstlerin: es bestand die Probe. Die Stirn Minnas war heller, ihre Augen noch strahlender, als sie jetzt heraustrat, und hatte sie vorhin die Zuhörer durch ihren Gesang entzückt, so begeisterte sie jetzt dieselben zu einem Jubelsturm ohnegleichen, der ihre Leistung bis zu Ende der Vorstellung begleitete. Mit unendlicher Freude blickte Marie Antonie auf den Triumph ihrer Oper und ihres Schützlings. Man rief den Namen der jungen Sängerin und sie erschien, gefolgt von allen Mitspielern, noch einmal auf der Bühne. Man winkte ihr entgegen, man klatschte in die Hände und die Kurfürstin nickte ihr zu. Auch der Kurfürst schien lebhaft erregt; seine Augen grüßten wiederholt lächelnd die reizende Erscheinung. Da drängte sich durch den mittelsten Gang, den man frei gelassen, eine etwas auffallend gekleidete Frau von voller Gestalt und hastigen Bewegungen. Ohne sich aufhalten zu lassen, eilte sie an dem Ceremonienmeister vorbei und erstieg die Stufen, die zur Bühne führten. Mit Heftigkeit zog sie das junge Mädchen in ihre Arme. „Ihr habe alle Eure Sache gut gemacht, sie aber doch am

allerbesten. Da hast Du einen Kuß, Mädchen, von der Mara. Ich habe diese Partie noch vor Jahren gesungen. Nun, die Töne waren gut, aber gespielt habe ich wie ein Haubenstock, und der bin ich auch geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Konzertsaal ist mir lieber als die Bühne!"

Das war ein herrlicher Abend für Minna Brandes, der mit der Aufführung der Oper begann und mit einem lustigen Souper schloß, das den Sängern und Musikern und ihren Angehörigen in den Gemächern des Schlosses serviert wurde, aber — der Kuß der Mara war doch das Schönste dabei. Das junge Mädchen befand sich wie im Taumel. Noch etwas Herrliches hatte die berühmte Sängerin ihr gesagt: „So lange ich hier bleibe, will ich Dir Unterricht geben!" Diese Worte waren unter all den vielen schönen doch die beglückendsten. Sie dachte immerfort an diese Verheißung, und zuweilen auch wohl an das edle, lächelnde Antlitz des Kurfürsten, als er ihr zugeflüstert: „Ich liebe die Musik, seit ich Euch kenne! Die Oper meiner Mutter hat nicht den richtigen Titel: sie sollte heißen Il trionfo della bellezza!" — Und dabei hatten seine Augen wie Sterne gefunkelt. — Die gütige Marie Antonie hatte einen Ring von ihrer Hand gezogen, ihn dem Finger der jungen Sängerin angesteckt und sie auf die Stirn geküßt. O, und der Vater! wie er

strahlte vor Freude, und wie stolz die Mutter dort an der langen Tafel präsidierte. Die Tafel der Sänger war ein wenig weggerückt von den andern, sie stand nahe jener Thür, die in die kurfürstlichen Gemächer führte. Der schwere Vorhang, der diese verhüllte, bewegte sich zuweilen, und als man jetzt das Wohl der jungen Sängerin ausbrachte und die schöne Minna sich erhob, um zu danken, und sich in die Arme ihres Vaters schmiegte wie ein glückliches, beschenktes Kind, da hätte man deutlich ein Paar Augen dort hervorlugen sehen können. — Wem sie wohl gehören mochten?

„Ich bin so selig!“ flüsterte das Mädchen, „ich habe jetzt keinen Wunsch mehr, als daß wir gesund bei einander bleiben möchten!“

„Wirklich gar keinen, kleine Schwärmerin?“ fragte der alte Schauspieler heiter.

„Ja doch!“ rief sie nach kurzem Besinnen. „Ich wollte, eine Fee oder ein Zauberer bescherte mir so viel Geld, daß wir einmal nach Wien reisen könnten. Ach, es giebt aber leider keine Zauberer mehr!“

Nach jenen Worten bewegte sich der Vorhang nicht mehr. — Ob es aber doch noch Zauberer gab? — Fast möchte man's glauben; denn als Minna in jener Nacht in ihr Schlafkämmerchen trat, schrie sie vor Staunen und Freude laut auf. Ein prachtvoller

Blumenstrauß lag auf dem Tische vor ihrem Bette und ein kleines, seltsam geformtes Kästchen stand dabei. Der Deckel gab einem leichten Drucke ihrer Hand nach: blinkendes Gold blitzte ihr entgegen. Vierzig Dukaten waren es und dabei ein Zettel, worauf mit verstellter Hand geschrieben stand: „Zu einer Reise nach Wien."

Trotz allen Nachforschungen erfuhr Minna den Namen des Gebers nie. Hin und her riet und fragte sie, selbst die Kurfürstin Witwe gab sich Mühe, eine Spur zu entdecken. Die Mara lachte hell auf, als ihre junge Schülerin versuchte, ihr zu danken; sie hatte, dank der Verschwendung ihres Gatten, niemals vierzig Dukaten zu verschenken, und war sogar genötigt, überall in Dresden und den naheliegenden Städtchen mit Fiorillo Konzerte zu geben, um ihre gänzlich geleerte Kasse zu füllen. — So mußte es denn wohl ein Zauberer gethan haben; war doch der Glaube an Zauberei ein so freundlicher!

Die Mara hielt Wort. So lange sie in Dresden blieb, erteilte sie Minna Brandes jeden Tag Unterricht. Das junge Mädchen lernte in einer Stunde mehr, als andere in Wochen, und ihre Fortschritte waren erstaunenswert. Leider mußten sich Lehrerin und Schülerin bald trennen. Brandes hatte Verpflichtungen übernommen, die ihn mit Weib und Kind nach Hamburg

riefen, und die Mara zog es in Begleitung Fiorillos nach Petersburg zur Goldernte. Minna trennte sich mit heißen Thränen von Dresden und ihren hohen Schützerinnen und gelobte bald wiederzukehren und sich dann ganz dem Gesange zu widmen.

Die Reise nach Wien blieb trotz jenes geheimnisvollen Geschenkes ein Traumbild. Von den goldenen Dukaten schmolz einer nach dem andern hin; es kamen Zeiten der Sorge und Krankheit; die Kräfte des Vaters reichten oft nicht mehr aus und die Mutter kränkelte fast unaufhörlich. Minna war die alleinige Stütze der Truppe und ihren Eltern der einzige helle Stern. Unermüdlich spielte sie, und Rollen der verschiedensten Art fanden in ihr eine meisterhafte Darstellerin. Nie klagte sie, nie zeigte sie Unlust oder Ermüdung, für ihre Lieben thätig zu sein; um der Kunst willen es sich sauer werden zu lassen, schien ihr eine Lust. Nur hielt ihre Gesundheit alle diese unerhörten Anstrengungen nicht aus. Ihr verändertes Aussehen machte oft ihre Freunde besorgt, wie die häufig wiederkehrende plötzliche Verschleierung ihrer süßen Stimme. Man drang in sie, sich zu schonen, sich von den Ihrigen zu trennen und ein vorteilhaftes Engagement an irgend einer größeren Hofbühne anzunehmen. Sie wies diese Vorschläge fast zornig zurück. — „Wie?“ fragte sie, „man kann von mir verlangen, daß ich

meine Eltern um ein paar Jahre Arbeit willen verlassen soll, während doch die Getreuen Jahrzehnte für mich gearbeitet?"

So blieb sie denn, spielte fast allabendlich und beachtete nicht, daß ihre Kräfte schwanden. Dann kam der Tod ihrer Mutter, und da galt es, trotz eigenen Schmerzes, den gesunkenen Lebensmut des Vaters aufzurichten; und als nach all den bangen Zeiten endlich die Sonne des ruhigen Glückes aufging über Vater und Tochter, als eine Reise nach Riga und Mitau das geleerte Schatzkästlein mit befriedigendem Reichtum gefüllt hatte, und ihr ein köstliches Wiedersehn und eine erneuerte Studienzeit mit ihrer großen Lehrerin geschenkt worden war, da war's zu spät zu einer Reise nach Wien, zu Haydn. Minna Brandes fühlte sich von einem schleichenden Fieber ergriffen. Auf den Rat der Hamburger Ärzte entschloß sie sich nach längerem Kränkeln zu einem Landaufenthalt. Ihr Vater, in grenzenloser Sorge um die Gesundheit seiner geliebten Tochter, begleitete sie. In einer stillen, lieblichen Umgebung, in Nienstedten, schwand das junge, reiche Leben trotz aller Pflege sichtlich dahin. Die rührendsten Beweise von Teilnahme wurden ihr entgegengebracht; selten wohl hatte sich eine Schauspielerin so viel Liebe und Achtung in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft errungen als Minna Brandes.

Ihr Talent, ihre Schönheit, die Tadellosigkeit ihres Lebens, die herzgewinnende Freundlichkeit ihres Wesens, die Unbefangenheit ihres Auftretens und vor allem die zärtliche Liebe und Aufopferung für ihre Eltern gewannen ihr alle Herzen. So glich auch jetzt ihr Krankenzimmer einem Blumengarten, und Schalen voll der seltensten Früchte, der ausgesuchtesten Erfrischungen aller Art standen auf dem Tische vor ihrem Lehnstuhle. Sie war trotz aller Schwäche nicht dazu zu bewegen, sich zu Bett zu legen; „der Vater würde sich ängstigen," sagte sie. — „Ich bin nicht so krank, als Ihr glaubt, und im Herbst reisen wir nach Wien!" scherzte sie tausendmal. —

Das Bild Haydns, das ihr der Vater geschenkt, hing ihrem Sitze gegenüber, und sie grüßte es oft so zärtlich mit den Augen, daß Brandes dabei die heftigste Eifersucht empfand über diese Liebesbeweise, die sein angebetetes Kind an ein Phantom verschwendete. — „Sei froh und dankbar über diese Liebe," lächelte dann Minna; „ist sie auch thöricht, so hat sie mich doch vor einer viel thörichtern bewahrt. Nur durch sie allein sind all die schönen Worte, die man mir zugeflüstert, für mich leerer Klang geblieben. Wer weiß, ob Dich Deine Tochter nicht längst verlassen hätte, ohne diese Schwärmerei für Haydn. Die großen Genies, die hervorragenden Geister ahnen gar nicht, wie viel

Gutes sie stiften, wie viel Wunder sie wirken, nur allein durch ihr Dasein." An einem wunderschönen Sommertage, am 13. Juni 1788 war es, als Minna Brandes sich plötzlich einen Spiegel bringen ließ und lange lächelnd hineinschaute. „Ich denke, wir reisen morgen nach Wien," — sagte sie zu ihrem Vater, „es ist die höchste Zeit, sonst werde ich häßlich und Du hast mir immer gesagt, daß Haydn nur hübsche Frauen leiden möchte! Versprich mir, daß Du morgen mit mir reisen willst. Ich fühle mich wohler und leichter als seit langer Zeit!" — Und als der arme Vater ihr alles versprochen hatte, lehnte sie ihr Köpfchen zurück, wie ein müdes Kind, legte ihre fiebernde Hand in die Hand ihres treuen Pflegers und flüsterte: „Nun ist alles gut — nun will ich ausschlafen und mich stärken zu der langen Reise."

Wie schön sie noch war! das sagte sich der trauernde Vater auch jetzt, indem er sie anblickte; aber es war die wunderbare, heilige Schönheit der Todgeweihten. — Sie atmete so ruhig, himmlischer Friede lag auf ihrer Stirn, ein süßes Lächeln schwebte um ihre Lippen. Die Fenster nach dem Garten waren geöffnet, der Duft der ersten Rosen schwebte in das stille Krankenzimmer. Die Sonne ging unter, Stunde nach Stunde verrann, — der Vater regte sich nicht, um die Tochter nicht zu wecken. Die kleine Hand, die er in der seinen hielt,

wurde kälter und kälter; ein Grauen überkam ihn plötzlich; er neigte sich auf die Brust seines Kindes: sie hob sich nicht mehr.

Minna Brandes hatte ihre lange Reise angetreten; aber der Weg ging nicht nach Wien zu dem schwärmerisch geliebten Ideal ihres Herzens: er führte sie in den Himmel.

Schwere Wahl.

Es war in einem kleinen Stübchen in der Marktstraße in München, wo an einem Novembernachmittag des Jahres 1784 der königlich bayrische Kapellmeister und berühmte Violinspieler Peter Winter mit Sturmesschritten auf und nieder ging oder vielmehr lief. Mit seinen langen Beinen brauchte er nur drei Schritte zu thun, um sich jedesmal in seinem Laufe gehemmt zu sehen, auf der einen Seite durch ein Spinett, auf der andern durch den Ofen, der freilich nicht geheizt war, aber den Anstürmenden jedesmal doch höchst unsanft zurückwies, wenn er an ihn anprallte. Die Schneeflocken flogen gegen die Fenster, ein eisiger Wind zog von den Voralpen her, die Dämmerung entfaltete schon ihre grauen Flügel. Aber der ruhelose Löwe im engen Käfig schien von alledem

Das Dirigententalent Winters entwickelte sich zwar in glänzender Weise, ebenso seine Virtuosität, aber mit dem Komponieren wollte es trotz aller Mühe durchaus nicht recht gehen. Seine ersten Versuche, gewaltig ernsthafte Singspiele und verschiedene Divertissements für zwei Violinen, Bratsche und Baß waren zwar sehr korrekt gearbeitet, machten ihm selbst aber keine rechte Freude und andern auch nicht. — „Verliebe Dich, um aller Heiligen willen, alter Junge!“ bat Franz fast täglich; „und wäre es auch kreuzunglücklich: ohne Liebe wird nichts!“ — Er selber schrieb die zierlichsten, gesangreichsten Melodieen für sein schönes Instrument und versuchte sich sogar in der Oper mit vielem Glück. Eine reizende, kecke Operette: „Der Kuß“, die man in Mannheim aufführte, erregte allgemeines Entzücken.

Winter teilte diesen Beifall von ganzem Herzen, war überhaupt von jeher einer der wärmsten Bewunderer seines Freundes. Freilich galt diesmal seine Begeisterung kaum zur Hälfte dem Werke seines Freundes, die größere Hälfte fiel der Darstellerin der Hauptrolle zu, der bezaubernden Schwester des Komponisten, der gefeierten Sängerin Franziska Danzi. — Welch ein Geschöpf! — Sie schien nur in die Welt gekommen, um die verschiedenartigsten Männerköpfe derartig zu verdrehen, daß sie nie ihre ursprüngliche Stellung wiederfanden. Jung, schön, die Grazie selbst, mit

schwarzen, blitzenden Augen und den Wimpern einer Murilloschen Madonna, hinreißend als Schauspielerin, mit einer prachtvollen, wohlgeschulten Stimme, geistvoll, schelmisch und fröhlich, war sie nicht allein der Abgott der Männerwelt, sondern wurde auch von den Frauen geliebt. Am liebsten war sie in Gesellschaft ihres Bruders, an dem sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, und seines stillen, riesengroßen Freundes, den sie gar zu gern so lange neckte, bis er außer sich geriet und in der Aufregung seine Geige aus dem Kasten riß. In wütenden Passagen und Läufern sagte er dann seinem reizenden Quälgeist das, was er in Worten nicht über die Lippen brachte, nämlich daß sie das bezauberndste Geschöpf der Welt und die entzückendste Marter seines Lebens sei. — Ob Franziska diese Sprache verstand? — Sie gab sich nie das Ansehen, die Gefühle dieses ihres schüchternsten Bewunderers erraten zu haben.

Einmal, im Laufe des Gesprächs, in einer lebhaften Acclamation, hatte sie ihre kleine, weiße Hand auf seine riesig große, braune gelegt und dabei in komischem Zorn gerufen: „Aber so sehen Sie mich doch ordentlich an, wenn ich Sie um eine Antwort bitte!“ — Dies Manöver wäre der reizenden Franziska aber beinah teuer zu stehen gekommen. Winter verlor die Besinnung, als er seine Augen auf sie

richtete und in ihr lachendes, strahlendes Antlitz blickte, das kaum wenige Zolle von ihm entfernt war. Er sank sofort auf die Kniee, die glühendste Liebeserklärung schwebte auf seinen Lippen; er öffnete sie mit einem tiefen Seufzer. — „Lieber Winter," fiel ihm da das Mädchen in die Rede, „Sie müssen sich noch ein wenig tiefer bücken, wenn Sie wollen, daß ich Ihren verschobenen Haarbeutel zurecht rücken soll."

Und er bückte sich wirklich noch tiefer und verstummte. Ihre kleinen Finger aber schoben den Beutel in Ordnung; stumm stand Winter wieder auf, ergriff seine Geige und sagte seiner Peinigerin durch sie die unerhörtesten Dinge. Franziska nahm ihr Nähzeug und setzte sich an das Fenster, um ein Röckchen mit Siberflittern zu besetzen, das sie am nächsten Abend tragen wollte. Kaum daß sie dann und wann mit halbem Blick unter den langen Wimpern hervor zu ihm hinsah.

War es im Grunde ein Segen für Mannheims Väter und Mütter, Ehemänner und Ehefrauen, daß die Familie Danzi mit der Kapelle nach München übersiedelte, so büßte diese selbst dadurch nichts ein, denn auch hier trug man Franziska auf den Händen. Die Mitglieder der Marchandschen Theatergesellschaft unterwarfen sich willig ihrem Scepter. Nur einer ging seinen eigenen Weg und zeigte der Sängerin gegenüber

eine gewisse ernste Zurückhaltung: dies war der berühmte Hoboist Ludwig August Lebrun, den der König mit einem für die damalige Zeit unerhörten lebenslänglichen Gehalte von 15 000 Gulden an seine Residenz gefesselt hatte. Hielt ihn jene liebliche, weiße Rose in Banden, die damals unter dem Namen Margarete Marchand in München blühte? — Zum erstenmal stand Franziska Danzi einer Nebenbuhlerin gegenüber, einer ihr ebenbürtigen Sängerin, einem kaum 16jährigen Mädchen. Zart wie ein Hauch, blond, mit einem blendenden Teint und den tiefsten blauen Augen, verdiente Margarete wirklich den Namen einer weißen Rose. Ihre Stimme war weniger großartig als die Stimme Franziskas, aber von jenem Zauber, der unser innerstes Herz berührt, der uns Thränen in die Augen steigen läßt, der uns Gedanken bringt an alles, was uns teuer und heilig ist auf Erden und im Himmel. — Mit der kindlichsten Freude umarmte sie gleich beim ersten Begegnen ihre strahlende Gesangsschwester. „Ich will recht viel lernen von Euch!" sagte sie in ihrer mädchenhaften Lieblichkeit, errötend und entzückt zugleich. „Und ich von Euch!" erwiderte Franziska zärtlich, und die Freundschaft der beiden Frauen, die man sofort rote und weiße Rose nannte, war geschlossen für alle Zeiten.

Ein anregender Kreis versammelte sich, wenn kein

Theaterabend die verschiedenen Kräfte in Anspruch nahm, im Hause Marchands. Der Ton dort war der frischeste und ungezwungenste von der Welt. Der Theaterdirektor selber, ein geistvoller Mann, liebte die Fröhlichkeit. Er sah sein Kind, dessen zarte Gesundheit ihm und seiner Frau oft große Sorge machten, gern heiter. Die frischen Elemente der Mannheimer Truppe begrüßte er mit dem lebhaftesten Vergnügen, und besonders war es Franz Danzi, der sein Herz gewann. Die Abende in Marchands Hause erhielten durch ihn einen neuen Reiz. Aber auch die rote und weiße Rose zeigten sich da im Glanz ihrer vollen Schönheit, und der Kampf der jungen Männer um ihre Gunst war kaum weniger hartnäckig als der Streit der Häuser Lancaster und York. Wie in München selbst, so bildeten sich auch in dem engeren Kreise Parteien für Franziska und Margarete. Man mühte sich ihnen zu gefallen, man zeigte sich von der besten Seite. Nur Winter war an diesen Abenden ungelenkiger und stiller denn je. — Warum? Nun, weil sein Herz in die peinlichste Klemme geraten war. Er allein wußte nicht, wohin sich wenden, zur weißen oder zur roten Rose; er allein schwankte hin und her, bald von der einen zauberischen Gestalt unwiderstehlich angezogen, bald die andere anbetend. — Wer konnte da helfen? — Niemand. — Ahnte doch keiner, was ihn so ernst und

stumm machte. Er schloß sich sehr bald an Lebrun an, dessen ruhiges, fast schwermütiges Wesen ihn in seiner augenblicklichen Gemütsstimmung am meisten anzog. Danzi war ihm jetzt zuweilen in seiner sprudelnden Lebendigkeit unerträglich; zudem begeisterte ihn das Spiel Lebruns in ungewöhnlicher Weise.

Aber ihn nicht allein: Lebruns Hoboe bezauberte alle. An einem Abende im Marchandschen Hause wurden die Lichter weggenommen und in das Nebenzimmer getragen, während der Künstler spielte. Er liebte solch Spielen in künstlicher Dämmerung ganz besonders. Welch eine Welt von süßen, bestrickenden Tönen tauchte da aus dem Dunkel auf! Wie die Herzen der Zuhörer erzitterten! Als der letzte Ton verhallt war und Marchand mit dem großen Armleuchter wieder hereintrat, sprang Franziska Danzi hastig auf und lief hinaus. Sie hatte zum erstenmal in ihrem frohen Leben geweint. Als sie später — die weiße Rose war ihr nachgeeilt — wieder hereintrat, lachte sie freilich, aber sie glich doch einem Frühlingstage nach einem sanften Regen, wo alles glüht, duftet und funkelt.

Sie sang auch nachher, und Winter, der sie wie immer begleitete, meinte, sie nie schöner singen gehört zu haben. Als aber bald darauf Margarete ein einfaches, altes Volkslied vortrug, da war's ihm doch, als sei sie die Nachtigall und Franziska die hell schmetternde,

jubelnde Lerche. Und zwischen der Nachtigall und Lerche wollte er wählen. Es war sonnenklar, daß er liebte; aber — wenn er sich genau prüfte, wußte er wahrhaftig nicht, welches von jenen beiden wunderbaren Geschöpfen er an sich fesseln sollte zum Bunde fürs Leben. Einer von beiden seinen Antrag und eine herzhafte Liebeserklärung zu machen, dazu war er fest entschlossen; zu quälend schien es ihm an jedem Morgen, in der Erinnerung an die herrliche Gestalt Franziskas aufzustehen mit den Worten:

„Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall" —

und an jedem Abend schlafen zu gehen mit dem Seufzer:

„Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche." —

O, es war eine Marter ohnegleichen und ein Ende mußte gemacht werden! Eine Sorge in betreff der Empfindungen der beiden Frauen überkam ihn nie. Waren sie nicht gegen ihn zuthunlicher und freundlicher wie gegen jeden andern? Sein stilles Wesen zog beide sichtlich an; er brauchte also nur zu fragen. Ja, aber welche zuerst fragen?

In dieser seiner bittern Herzensnot geriet Winter auf einen seltsamen Einfall. Er wollte seine Liebe in Tönen aussprechen. In einer kleinen, einfachen Romanze wollte er seine Empfindungen deutlich ausdrücken und in einer andern wiederum eine Liebe sanft zurückweisen, die man ihm etwa entgegentragen könnte. Beide

Musikstücke wollte er versiegeln und dem Theaterdiener einhändigen, der nun je ein Couvert — ohne Adresse — den beiden Sängerinnen mit der Bitte überbringen sollte, das betreffende Musikstück für den nächsten Abend einzustudieren. In welche Hände nun beide Gesangstücke fallen würden, dies sollte den Ausschlag geben. Der Inhaberin der Stimme, welche ihm die Romanze sang, wollte er in derselben Stunde noch Herz und Hand antragen. Dies kleine Musikstück war sein besonderes Entzücken. Die Qual eines liebenden Herzens war so köstlich darin geschildert:

„Ich war, wenn ich erwachte,
Stets heiter und stets froh,
Ich scherzte, spielte, lachte.
Allein nun ist's nicht so.

Mir wird jetzt öfters bange,
Gar oft zu eng der Raum,
Der Tag wird mir zu lange,
Voll Unruh ist mein Traum u. s. w."

Winter summte diese Strophen eben vor sich hin, als er in seinem Stübchen wie eine eingefangene Brummfliege überall anstieß. — Die andere Komposition war in Form eines Duetts gehalten. Ein liebendes Mädchen flötet dem Geliebten zu:

„Wenn mir Dein Auge strahlet,
Wird mir so leicht, so gut,
Und meine Wange malet
Noch nie gefühlte Glut."

Worauf der Besungene wehmütig und fast gezwungen abwehrend antwortet:

„Ach dämpfe dieses Feuer,
Uns trennet meine Pflicht;
Dem Freunde bist Du teuer,
Doch ford're Liebe nicht."

Würde Franziskas reizender Mund vergebens bitten:

„Bist Du so nah, so nah dem Herzen,
So fühle, fühle wie es schlägt,"

oder sollten Margaretens süße Augen ihn flehend während dieser Worte anschauen? — Der Kapellmeister wußte in der That nicht, was er sich wünschen sollte. — Schicksal, entscheide du! —

Und heute war der Abend dieser Entscheidung.

Ermattet stellte Winter endlich seine Hetzjagd ein. Er machte etwas sorgfältiger als gewöhnlich Toilette und trat zur festgesetzten Stunde totenbleich in das Haus Marchands. Die Zimmer waren bereits gefüllt; er schlüpfte an den plaudernden und lachenden Gruppen vorüber in das Musikzimmer; er hatte Margareten dort am Flügel stehen sehen.

„O welche reizende Musik haben Sie mir geschickt, wertester Herr Kapellmeister," sagte sie, ihn lieblich begrüßend. „So etwas Anmutiges habe ich noch nie gesungen! Aber ich möchte es schnell, so lange wir allein sind, einmal mit Ihnen hier am Klavier durchgehen. Ich singe mit halber Stimme. Kommen Sie!"

Das Herz schlug ihm hörbar. — Was wollte sie singen? — Die Romanze oder das Duett? — Zitternd entfaltete er das Blatt, das sie ihm in die Hand schob, nur einen Blick warf er darauf, er las:

„Ich war, wenn ich erwachte —"

Also das Schwanken hatte für immer ein Ende. Er wußte nun, daß Margarete Marchand seine Braut und sein Weib werden sollte.

Wie die Noten vor seinen Augen tanzten, wie seine Finger bebten! — Sollte er ihr gleich zur Stelle sein Herz öffnen, das Opfer seiner Liebe und seines Lebens ihr darbringen, noch ehe sie die süßen Lippen zum Gesange seiner Romanze geöffnet? — Nein, nein; sie mußte erst singen. Er schlug leise den einleitenden Accord an und die lieblichste Stimme der Welt hauchte:

„Ich war, wenn ich erwachte —"

Halblaut stimmte Margarete die Romanze an. Welche entzückenden Bilder tauchten während dieser leisen, köstlichen Musik vor der Seele des Komponisten auf! Er hielt im Geiste die reizendste Braut in seinen Armen und empfing das beglückendste Geständnis, das ein Mann zu empfangen vermag. Von ferne tönten die Kirchenglocken. Und wie ordentlich sah es daheim im Stübchen aus, seitdem das holde Weib dort schaltete und waltete! Wie ließ sich's so herrlich komponieren in ihrer Gegenwart! Wie war die weiße Rose

so wunderlieblich! Er begriff nicht, daß er einen Augenblick hatte schwanken können zwischen ihr und Franziska. Jene stolze, rote Blume war bestimmt in prunkenden Gärten zu blühen, bewundert und angestaunt von vielen Augen, nicht aber im stillen Hause eines armen Musikanten. — Nein, niemand als Margarete paßte für ihn. — Schauer der Wonne überflogen ihn, als er sie eben hauchen hörte:

„Ich möchte gerne spielen,
Doch weiß ich selbst nicht was." —

Warum sang sie nur gar so leise? Und plötzlich stockte sie sogar mitten in der Strophe — ein seltsames Geräusch schlug an Winters Ohr. Rasch wendete er sich um. Ein Schrei des Schreckens entfloh seinen Lippen: Danzi hielt die holdselige Mädchengestalt in seinen Armen. Der Kühne hatte soeben den glücklichsten Raubzug seines Lebens gethan und Margaretens Lippen geküßt. Voll strahlender Freude wendete er sein hübsches Gesicht gegen den Freund, ihm zurufend: „Mach mir's eilig nach, lieber Junge, aber bei einer andern!"

Das Mädchen aber streckte ihm heißerrötend die Hand hin und flüsterte: „Sie haben es wohl längst gemerkt, wie lieb wir uns haben!" — Winter faßte die kleine Hand wie im Traume, verneigte sich und stammelte einen Glückwunsch. Also Margarete war

ihm genommen von dem kecken Franz! Wo waren denn seine Augen gewesen, daß er nichts gesehen? Wie hatte er überhaupt je an das kleine, blasse Mädchen denken können? Franziska war die einzige Sehnsucht seines Herzens gewesen von allem Anfang an; er empfand das jetzt sonnenklar. Zu ihr also! dem Schicksal zum Trotze!

„Wenn mir Dein Auge strahlet"

trillerte es ihm aus dem andern Zimmer wie Lerchengesang entgegen. Wie ihn das aufrichtete! Er folgte den Zaubertönen, den Mut einer ganzen Welt in der Brust. Auf der Stelle sollte die verführerische Circe wissen — —

Da trat sie auf ihn zu, lächelnd, glühend, wunderschön am Arme Lebruns. „Kapellmeisterchen, dies bezaubernde Duett müssen Sie ändern, damit ich's mit meinem Bräutigam und künftigen Eheherrn singen kann. So, wie es da ist, mag er's nicht. — Hier steht er! Bitte, reicht Euch die Hände!" — Und Winter reichte wieder seine Hand hin. Er hörte es lachen und schwirren hin und her, überall sah er frohe Gesichter, aber er verstand kein Wort, und warum die Leute so glücklich aussahen, war ihm auch nicht recht klar. — „Laßt mich nach Hause gehen, ich habe Zahnschmerzen," sagte er nach einer Weile und verschwand. — Die nächsten Stunden, die er in seinem Stübchen

verbrachte, waren freilich schlimm; aber in der Nacht darauf schlief er so ruhig und fest wie noch nie in seinem Leben. Die quälende, nutzlose Liebe war ausgerottet mit Stumpf und Stiel für alle Zeiten.

Winters Schüchternheit, nicht nur Frauen gegenüber, scheint sich auch in späterer Zeit nicht verloren zu haben, denn viele, viele Jahre später schrieb der Altmeister Spohr, der mit seiner genialen Frau München besuchte, in sein Tagebuch: „Der Kapellmeister Winter ist riesengroß, aber furchtsam wie ein Hase."

Schön-Ännchen.

„Ännchen von Tharau iſt's, die
mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut
und mein Geld."

Simon Dach.

Vor mehr als 200 Jahren ſaß in einem behaglichen Zimmer des Erdgeſchoſſes eines ſchmalen, ſpitzdachigen Hauſes ein etwa 58jähriger Mann. Er ſah freilich, mit flüchtigem Blicke betrachtet, älter aus in dem langen, talarartigen Kleide, das damals die „Magistri artium", Lehrer oder Meiſter der freien Künſte trugen und in dem grauen Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel; in den dunkelblauen Augen lag aber noch ein Stück Jugend und Kraft. Dieſe Augen ſchauten hinter einer großen runden Brille,

unbekümmert um die Staffage von Runzeln und gebleichtem Haar so frisch und hell in die Welt hinaus, wie etwa ein rosiges Kindergesicht aus der Morgenhaube der Großmama.

Dieser eben beschriebene Mann war der damals weit und breit berühmte und sehr hochgelehrte Magister Simon Dach, derzeit Rektor an der Universität und Professor der Poesie zu Königsberg, insbesondere aber Verfasser vieler schöner und kunstvoller Reimereien. Den Gelehrten sah man ihm weniger an als den Dichter. Seine warme Freundlichkeit, sein mildes, mitteilsames Wesen, seine Heiterkeit trotz häufiger Kränklichkeit, machten auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, den wohlthuendsten Eindruck, man vergaß bei ihm sofort den berühmten Mann über dem liebenswürdigen Menschen, er hatte selbst weder Weib noch Kind, und doch schien die Wärme der Liebe und Freundschaft notwendig zu seiner Existenz.

Er mochte wohl eben jetzt einen Gedankenausflug machen in vergangene Zeiten; er hatte den Kasten seines Schreibtisches aufgezogen und entfaltete langsam und sinnend allerlei vergilbte Papiere, die er zu ordnen schien. Das Fenster war geöffnet, die köstliche Sommerluft drang mit den Sonnenstrahlen in sein Zimmer und ein Schmetterling, wer weiß durch welchen süßen Luftstrom mit fortgezogen, flatterte spielend um das

Haupt des einsamen Mannes. Da klopfte es leise an die Thür, sie öffnete sich, und eine allerliebste Mädchenrose schaute herein: Ännchen, die junge Tochter der braven Hauswirtin des Rektors. In ihrer Hand trug sie einen mächtigen Blumenstrauß; sie hatte ihren kleinen Garten wahrhaft geplündert zu Ehren des Geburtstagsfestes ihres würdigen Herrn Paten. Sie zog aber noch etwas hinter sich her, was aber kein Geburtstagsgeschenk sein sollte, einen hübschen Magister legens nämlich, den seit wenigen Stunden verlobten Bräutigam des niedlichen Mädchens. Simon Dach schaute etwas verwundert darein; er hatte seinen Geburtstag in der That ganz vergessen und konnte auch lange nicht klug werden aus der Rede des immer höher erglühenden Kindes, das von einer „langen Lebensfahrt", „Gelbveigelein und Rosmarin", „Bräutigam und Hochzeit" bunt durcheinander schwatzte und immer verlegener an dem Bande des weißen Häubchens zupfte, bis es endlich den dicken Strauß auf den Tisch und sich dem Paten an den Hals warf, eine leisere, aber wahrscheinlich deutlichere Erklärung ihm zuflüsternd. Der junge Magister kratzfüßelte während dessen ein Erkleckliches; es war für ihn keine geringe Ehre, so sans façon in das Zimmer eines so allgeliebten und berühmten Herrn zu treten; er erschrak daher über die Vertraulichkeit seiner Braut gegen den

Rektor. Auch ärgerte er sich, daß sie die hübsche Redeweise, die er ihr beibrachte, just für diese feierliche Gelegenheit so wirr und unverständlich zu Tage gefördert. Ängstlich räusperte er sich und trat von einem schwarzen Bein auf das andere, rieb verlegen die Hände und wurde bei der bloßen Vorstellung, daß der Professor der Poesie nachher ein tiefgelahrtes Gespräch mit ihm anzuknüpfen beabsichtigen könne, abwechselnd leichenblaß und blutrot; Simon Dach aber ahnte nichts von den Befürchtungen, er hatte seinen Liebling geküßt und reichte nun ihrem Verlobten die Hand mit den einfachen Worten:

„Haltet das Jungfräulein wert für alle Zeiten!"

Dann ohne weiter auf die etwas stotternde Gegenrede zu achten, wühlte er ein Veilchen in seinen Papieren, zog ein Blatt hervor, betrachtete es mit wehmütigem Ausdruck und sagte:

„Da, mein Herr Magister, nehmt hier als Hochzeitsgeschenk mein erstes und letztes Minnelied, bewahrt es wohl und sagt Eurer Jungfrau Braut das zweite Verslein zu hundert Malen vor; die Weiber wollen es nicht gern behalten! Dies kleine Verslein eben hat mich vor vielen Jahren beinahe mein fröhlich Herze gekostet. Lest's mit Bedacht!"

Ehrfurchtsvoll empfing der Magister legens das dicke, gelbe Blatt, entfaltete es bedächtig und las mit

gewaltigem Tone, als ob er eine Rede des Cicero recitiere, folgendes Liebesgedicht:

„Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld;
Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Liebe und Schmerz;
Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein;
Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um Deines herum.

Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will Dir folgen durch Länder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um Deines herum."

Eine Pause entstand, als der Vorleser geendet. Er selbst fand nicht allsogleich ein passendes Wort der

Bewunderung, und der Dichter des Liedes saß in Erinnerungen verloren und lächelte schwermütig.

„Ach, das ist doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pate!“ sagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Aber was war denn das für ein Ännchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pate da so kunstvoll geredet?“

Die vielbesprochene Neugier aller Evastöchter schaute aus Ännchens hübschen, braunen Augen und schien in diesem Gesichtchen unwiderstehlich zu sein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Wesen geworfen, wie einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor sich hinredet, eine Geschichte zu erzählen, die der Magister legens sich sorgfältig aufschrieb und die ich aus einem äußerst verrenkten possierlichen Deutsch in unsere heutige Sprache zu übersetzen versuchte; es war die Geschichte der Entstehung dieses bezaubernden naiven Minneliedes.

Simon Dach, hebt die Geschichte an, wurde von seinem Vater auf die damals sehr berühmte, hohe Schule zu Magdeburg gesandt, um sich vorzubereiten auf die Universität Königsberg, woselbst er später studieren sollte. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen, schwarzen Rock mit puffigen,

geschlitzten Ärmeln, enganliegenden Unterkleidern und dem schwarzen, keck auf das blonde Haar gedrückten Sammetbarett, und manch bildhübsches Mädchen wandte verstohlen die Augen nach ihm hin, wenn er leise trällernd vorüberzog. Eine weichere, schönere Stimme als die seine gab es nicht, dies wurde bald bekannt, auch verstand Simon Dach meisterlich die Laute zu schlagen, welche Kunst er daheim von seiner Mutter erlernt.

Gerade gegenüber seiner Wohnung stand das Haus eines reichen Bäckers, und unten in der Stube neben der Thür war ein Tisch dicht an das eine Fenster geschoben, auf dem allerlei dicke Brote sich blähten, auch runde Weißbrotchen und Zuckerkuchen; über der Hausthür hing ein ungeheurer Kringel, das bekannte Bäckerzeichen. Wollte nun einer etwas kaufen, so mußte er ans Fenster klopfen, der Bäcker schob es auf, der Käufer handelte und die Ware nahm den Weg durchs Fenster. Eben dieser Bäckerladen war immer ganz außerordentlich belagert und manche Scheibe schon entzwei geklopft worden; zu jeder Stunde des Tages fast konnte man Kauflustige dort stehen sehen. Aber warum wohl? War das Gebäck des reichen Meisters Valentin denn so ganz absonderlich gut, die Brote so groß, die Kuchen so süß, das Mehl so rein?

Nein, nichts von alledem; der dicke Bäcker war

Bewunderung, und der Dichter des Liedes saß in Erinnerungen verloren und lächelte schwermütig.

„Ach, das ist doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pate!“ sagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Aber was war denn das für ein Ännchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pate da so kunstvoll geredet?“

Die vielbesprochene Neugier aller Evastöchter schaute aus Ännchens hübschen, braunen Augen und schien in diesem Gesichtchen unwiderstehlich zu sein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Wesen geworfen, wie einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor sich hinredet, eine Geschichte zu erzählen, die der Magister legens sich sorgfältig aufschrieb und die ich aus einem äußerst verrenkten possierlichen Deutsch in unsere heutige Sprache zu übersetzen versuchte; es war die Geschichte der Entstehung dieses bezaubernden naiven Minneliedes.

Simon Dach, hebt die Geschichte an, wurde von seinem Vater auf die damals sehr berühmte, hohe Schule zu Magdeburg gesandt, um sich vorzubereiten auf die Universität Königsberg, woselbst er später studieren sollte. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen, schwarzen Rock mit puffigen,

geschlitzten Ärmeln, enganliegenden Unterkleidern und dem schwarzen, keck auf das blonde Haar gedrückten Sammetbarett, und manch bildhübsches Mädchen wandte verstohlen die Augen nach ihm hin, wenn er leise trällernd vorüberzog. Eine weichere, schönere Stimme als die seine gab es nicht, dies wurde bald bekannt, auch verstand Simon Dach meisterlich die Laute zu schlagen, welche Kunst er daheim von seiner Mutter erlernt.

Gerade gegenüber seiner Wohnung stand das Haus eines reichen Bäckers, und unten in der Stube neben der Thür war ein Tisch dicht an das eine Fenster geschoben, auf dem allerlei dicke Brote sich blähten, auch runde Weißbrotchen und Zuckerkuchen; über der Hausthür hing ein ungeheurer Kringel, das bekannte Bäckerzeichen. Wollte nun einer etwas kaufen, so mußte er ans Fenster klopfen, der Bäcker schob es auf, der Käufer handelte und die Ware nahm den Weg durchs Fenster. Eben dieser Bäckerladen war immer ganz außerordentlich belagert und manche Scheibe schon entzwei geklopft worden; zu jeder Stunde des Tages fast konnte man Kauflustige dort stehen sehen. Aber warum wohl? War das Gebäck des reichen Meisters Valentin denn so ganz absonderlich gut, die Brote so groß, die Kuchen so süß, das Mehl so rein?

Nein, nichts von alledem; der dicke Bäcker war

Bewunderung, und der Dichter des Liedes saß in Erinnerungen verloren und lächelte schwermütig.

„Ach, das ist doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pate!“ sagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Aber was war denn das für ein Ännchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pate da so kunstvoll geredet?“

Die vielbesprochene Neugier aller Evastöchter schaute aus Ännchens hübschen, braunen Augen und schien in diesem Gesichtchen unwiderstehlich zu sein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Wesen geworfen, wie einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor sich hinredet, eine Geschichte zu erzählen, die der Magister legens sich sorgfältig aufschrieb und die ich aus einem äußerst verrenkten possierlichen Deutsch in unsere heutige Sprache zu übersetzen versuchte; es war die Geschichte der Entstehung dieses bezaubernden naiven Minneliedes.

Simon Dach, hebt die Geschichte an, wurde von seinem Vater auf die damals sehr berühmte, hohe Schule zu Magdeburg gesandt, um sich vorzubereiten auf die Universität Königsberg, woselbst er später studieren sollte. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen, schwarzen Rock mit puffigen,

den er seinem Ännchen dermaleinst mitzugeben gedachte.

Seit nun der junge Schüler Simon Dach diese holdseligste Jungfrau geschaut, war es vorbei mit seiner Ruhe und Fröhlichkeit, und seine Melodieen auf der Laute klangen alle traurig und beklommen. Jeden Morgen ging er hin und handelte bei dem Meister Valentin um ein kleines Brot so lange wie möglich; und dabei schielte er immer nur nach dem Platze, wo Schön-Ännchen saß. Er merkte deshalb auch lange nicht, daß der verschmitzte Bäcker ihm nur steinharte Brotchen zusteckte, er wußte kaum, was er genoß. Oft geschah es auch, daß er in der Liebeszerstreutheit an das falsche Fenster klopfte, wo dann Schön-Ännchen von ihrer Arbeit aufsah und ihm anmutig zulächelte. In solchem Falle vergaß er immer ganz und gar, sich sein Frühstück- und Abendbrot zu kaufen und lief mit hungrigem Magen, aber desto vollerem Herzen heim. Er hatte auch einmal, ermuntert durch ein besonders freundliches Nicken der Heimlichgeliebten, es gewagt, der Schönsten sein Leid in einer zierlich geschriebenen Epistel zu klagen, die er sauber gefaltet zwischen die Resedabüsche schob; aber da Schön-Ännchen nicht zu lesen verstand, so blieb der Zettel ohne Erfolg. Das machte ihn für lange Zeit wieder recht mutlos. Da endlich im Frühling brach seine schüchterne Liebe in

auf seinen Vorteil ebensowohl bedacht wie die Bäcker aller Zeiten, er schenkte keiner Seele auch nur einen Brocken; an dem zweiten Fenster aber, da fand man des Rätsels Lösung: da saß, halbverdeckt von Resedabüschen und Goldlack, Änncheu, des Meisters einzige wunderschöne Tochter. Das rote Sammetkäppchen konnte das köstliche schwarze, fest aufgeflochtene Haar kaum bergen, die Augen glühten unter den langen Wimperschleiern so lockend hervor und die volle, üppige Gestalt, die das lange, züchtige Kleid so knapp umschloß, trug sich so stolz, daß jeder sie bewundern mußte. Ihr eigener Vater war ja vernarrt in das blühende Kind und konnte nicht aufhören sie zu schmücken mit allerlei seltenen und kostbaren Dingen. Wenn Änncheu Sonntags neben ihm zur Kirche ging, trug sie nicht bloß ihr Kleid mit silbernen Nesteln zugeheftet, sondern eine schwere goldene Kette schlang sich wohl fünfmal um ihren weißen Hals, ihr Gebetbuch hatte einen goldenen Riegel und ihre Schneppenhaube die reichste Silberstickerei. Und wenn nun die Leute stehen blieben und staunten über das geschmückte Mägdlein, o wie sich da der Alte letzte an solcher Bewunderung! Gar manchen Freier hatte er schon abgewiesen, denn er dachte in seinem Herzen, daß solche Blume wohl für einen Ritter nicht zu schlecht sein dürfe, und zählte während der Messe wohl hundertmal den Schatz von blanken Goldgulden,

den er seinem Ännchen dermaleinst mitzugeben gedachte.

Seit nun der junge Schüler Simon Dach diese holdseligste Jungfrau geschaut, war es vorbei mit seiner Ruhe und Fröhlichkeit, und seine Melodieen auf der Laute klangen alle traurig und beklommen. Jeden Morgen ging er hin und handelte bei dem Meister Valentin um ein kleines Brot so lange wie möglich; und dabei schielte er immer nur nach dem Platze, wo Schön-Ännchen saß. Er merkte deshalb auch lange nicht, daß der verschmitzte Bäcker ihm nur steinharte Brotchen zusteckte, er wußte kaum, was er genoß. Oft geschah es auch, daß er in der Liebeszerstreutheit an das falsche Fenster klopfte, wo dann Schön-Ännchen von ihrer Arbeit aufsah und ihm anmutig zulächelte. In solchem Falle vergaß er immer ganz und gar, sich sein Frühstück- und Abendbrot zu kaufen und lief mit hungrigem Magen, aber desto vollerem Herzen heim. Er hatte auch einmal, ermuntert durch ein besonders freundliches Nicken der Heimlichgeliebten, es gewagt, der Schönsten sein Leid in einer zierlich geschriebenen Epistel zu klagen, die er sauber gefaltet zwischen die Resedabüsche schob; aber da Schön-Ännchen nicht zu lesen verstand, so blieb der Zettel ohne Erfolg. Das machte ihn für lange Zeit wieder recht mutlos. Da endlich im Frühling brach seine schüchterne Liebe in

helle Blüten aus, er dichtete sein erstes Lied, einen innigen, keuschen Minnegesang für die Erwählte seines Herzens: die erste Strophe lautete:

„Ännchen, Schön-Ännchen ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!"

Dies Lied sang er an einem Maiabende, wo die ganze Natur ein Liebesgedicht war, vor dem Kammerfenster seiner Herzgeliebten, und begleitete die einfach liebe Melodie, die er selbst zu den Worten erfunden, mit der Laute. Eben diese Melodie hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und es dürften wohl wenige Menschen in unserem lieben Deutschland leben, denen sie nicht einmal herzerfrischend in die Ohren geklungen.

Der weiche, schöne Gesang, die zärtlichen Worte verfehlten ihre Wirkung auf das Herz der reizenden Bäckerstochter nicht, sie öffnete ein klein wenig ihr Fensterlein und weinte und schluchzte, daß es bis zu dem verliebten Sänger drang. Meister Valentin vernahm glücklicherweise keinen Laut; er schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und eine sorgende Mutter lebte dem Mädchen nicht mehr. Am andern Tage fand schon die alte Magd Martha Gelegenheit, dem jungen Schüler leise zuzuraunen, daß Schön-Ännchen ihm am nächsten Sonntage in der zweiten Nachmittagsstunde ein Dankeswort zu sagen begehre. An Sonn- und Feiertagen

gönnte sich nämlich der Bäcker eine tüchtige Mittagsruhe und war während solcher Zeit buchstäblich ein toter Mann. Obgleich nun der glückliche Schüler Simon Dach dazumal fest glaubte, daß der besagte Sonntag diesmal nicht erscheinen könne und sich tausendmal vorsagte, daß es dem lieben Herrgott, der doch so entsetzlich viele Dinge zu bedenken habe, doch auch einmal passieren könne, daß er im Drange der Geschäfte zuerst diesen Tag herunter zu schicken vergäße, so kam der Sonntag doch. Und nicht allein der Morgen, sondern merkwürdigerweise sogar die Nachmittagsstunde im Gärtchen. Der Liebende kam ganz blaß vor Glück zu seiner Holden, welche ihn errötend und lächelnd empfing und ihm die Fingerspitzen reichte, die er kaum zu berühren wagte. Dann setzte sich Ännchen auf eine niedere Gartenbank, der hübsche Schüler lag zu ihren Füßen und flüsterte auf ihre Bitte ihr die Verse seines Minneliedes zu. Sie sah ihn mit heißen Augen an, legte auch wohl zuweilen die Hand auf sein blondes Haar und sprach die Strophen nach, und wieder und wieder, bis das ganze Lied ohne Stocken sanft und zärtlich von den Lippen floß. Welche Wonne für den Dichter! Er versuchte nun auch die Melodie ihr zu lehren, aber das ging nicht so leicht; Schön-Ännchen hatte kein musikalisches Ohr, sie konnte den einfachen Gesang lange nicht begreifen, auch war ihre Stimme etwas scharf und spröde:

helle Blüten aus, er dichtete sein erstes Lied, einen innigen, keuschen Minnegesang für die Erwählte seines Herzens: die erste Strophe lautete:

„Ännchen, Schön-Ännchen ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!"

Dies Lied sang er an einem Maiabende, wo die ganze Natur ein Liebesgedicht war, vor dem Kammerfenster seiner Herzgeliebten, und begleitete die einfach liebe Melodie, die er selbst zu den Worten erfunden, mit der Laute. Eben diese Melodie hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und es dürften wohl wenige Menschen in unserem lieben Deutschland leben, denen sie nicht einmal herzerfrischend in die Ohren geklungen.

Der weiche, schöne Gesang, die zärtlichen Worte verfehlten ihre Wirkung auf das Herz der reizenden Bäckerstochter nicht, sie öffnete ein klein wenig ihr Fensterlein und weinte und schluchzte, daß es bis zu dem verliebten Sänger drang. Meister Valentin vernahm glücklicherweise keinen Laut; er schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und eine sorgende Mutter lebte dem Mädchen nicht mehr. Am andern Tage fand schon die alte Magd Martha Gelegenheit, dem jungen Schüler leise zuzuraunen, daß Schön-Ännchen ihm am nächsten Sonntage in der zweiten Nachmittagsstunde ein Dankeswort zu sagen begehre. An Sonn- und Feiertagen

auch noch im argen. Ihr werdet einsehen, daß man in jenen Zeiten zum Lieben und Heiraten sehr viel Zeit brauchte. Unter herzbrechenden Seufzern wiederholten Simon und Schön-Ännchen unzähligemal den Vers:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Endlich sagte der junge Mann:

„Holdseligstes Jungfräulein, harret nur getreulich meiner; so ich als Collaborator oder sonst etwas worden bin, hole ich Euch gleich als Hausfrau heim. Wollt Ihr Treue halten?"

„Bis in den martervollen Tod!" antwortete sie feierlich, setzte aber noch schnell hinzu: „nur bleibt nicht gar zu lange; bedenkt, ich zähle schon zwanzig Jahre!"

Von der Einwilligung des Meisters Valentin und ähnlichen „Kleinigkeiten" wurde natürlich nicht gesprochen, die verstand sich ja von selbst! Wie würde das Vaterherz des Bäckers zu widerstehen vermögen, wenn der Collaborator wirklich angeritten käme? So meinten wenigstens die Liebenden im stillen.

Die furchtbaren Wetterstürme der Belagerung durch die Kaiserlichen, endlich durch den schrecklichen Tilly, im

allein am Schlusse dieses Stelldichein hatte der junge Dichter und Sänger doch die Freude, seinen Gesang wenigstens fehlerlos zu hören. Nun pflückte die Geliebte ihm noch hastig, denn die alte Martha winkte und hustete schon eine Weile, einen Strauß blauer Fliederblumen, streifte mit ihren vollen Lippen die Stirn des Trunkenen und drängte ihn lachend und erglühend zum Gartenpförtchen hinaus mit den Worten: „Kommt wieder am nächsten Sonntage!“

Noch ein flüchtiges Beisammensein war den beiden gewährt, aber ein bitteres. Der Jüngling hatte den gemessenen Befehl seines Vaters erhalten, ungesäumt nach Wittenberg zum Besuche der dortigen Schule aufzubrechen, und weil damals die Befehle der Eltern noch heilige Gesetze waren für Kinder jeglichen Alters, so schnürte noch an demselben Tage Simon Dach sein Bündel zur großen Wanderung nach Wittenberg. Da nun dieser Reisetag eben der ersehnte zweite Sonntag war, so schlich der Jüngling zur bestimmten Stunde in das Gärtchen und erzählte der Geliebten sein Leid. Mit heißen Thränen nahmen die Liebenden Abschied von einander und konnten sich gar nicht lassen. Gönnt ihnen diese Seufzer und Umarmungen, sie trennten sich ja mit dem Bewußtsein, daß viele Jahre hingehen mußten, ehe sie sich wieder hatten, denn dazumal gab es noch keine Schnellposten und Eisenbahnen und der Trost des Briefwechsels lag

auch noch im argen. Ihr werdet einsehen, daß man in jenen Zeiten zum Lieben und Heiraten sehr viel Zeit brauchte. Unter herzbrechenden Seufzern wiederholten Simon und Schön-Ännchen unzähligemal den Vers:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Endlich sagte der junge Mann:

„Holdseligstes Jungfräulein, harret nur getreulich meiner; so ich als Collaborator oder sonst etwas worden bin, hole ich Euch gleich als Hausfrau heim. Wollt Ihr Treue halten?"

„Bis in den martervollen Tod!" antwortete sie feierlich, setzte aber noch schnell hinzu: „nur bleibt nicht gar zu lange; bedenkt, ich zähle schon zwanzig Jahre!"

Von der Einwilligung des Meisters Valentin und ähnlichen „Kleinigkeiten" wurde natürlich nicht gesprochen, die verstand sich ja von selbst! Wie würde das Vaterherz des Bäckers zu widerstehen vermögen, wenn der Collaborator wirklich angeritten käme? So meinten wenigstens die Liebenden im stillen.

Die furchtbaren Wetterstürme der Belagerung durch die Kaiserlichen, endlich durch den schrecklichen Tilly, im

Jahre 1630—1631, zogen über Magdeburg hin. Die Greuel dieser schweren Zeit hat die Geschichte aufbewahrt, es kann hier nur unsere Aufgabe sein, sie anzudeuten. Die wütenden Krieger plünderten, raubten und mordeten drei Tage lang nach Gefallen; über 30000 Menschen gingen zu Grunde, Hunderte von Jungfrauen, ein gräßlicheres Geschick ahnend als den Tod, stürzten sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein fürchterliches Feuer zerstörte fast die ganze Stadt, nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von den Flammen verschont.

Die Kunde von diesen Ereignissen durchlief die Welt; sie drang auch bald nach Königsberg in das stille Stübchen des fleißigen Collaborators, den wir kennen. Er murmelte nun verzweifelt:

„O könnt ich Dir folgen durch Länder und Meer,
Kerker und Eisen und feindliches Heer!"

Im Sommer des Jahres 1636 endlich zog auf einem recht lammfrommen Pferde der Konrektor Simon Dach, von Königsberg kommend, in das den Fremden wieder geöffnete Magdeburg ein. Eben genesen von einer langen, gefährlichen Krankheit, in die ihn endlich der unabläßige Kummer seines zärtlichen Herzens gestürzt, wollte er jetzt, wie er sich sagte, eine heilige Liebespflicht erfüllen und auf dem Grabe der Vielgeliebten weinen. Eine höchst rührende Elegie von zwanzig Versen ruhte in des Konrektors linker Rocktasche, in der

rechten hatte ein Immortellenkränzlein einen Platz gefunden, eine lange, schwarze Schleife flatterte daran. Denn tot war sie ja, die schöne Maid, wer konnte daran zweifeln? Simon Dach hatte nun seit zwölf Jahren keine Kunde von ihr zu erlangen vermocht! Auf der ganzen Reise hatten ihn nur traurige Gedanken begleitet, die traurigsten überfielen ihn aber beim Anblick des Elbstromes. O sie, die lieblichste aller Jungfrauen, war gewißlich eine der ersten gewesen, die den nassen Tod gesucht, um die Treue zu halten dem Geliebten! Die Thränen des Konrektors flossen bei dieser Vorstellung. „Getreu bis in den martervollen Tod!“ seufzte er bitter; „ach Schön-Ännchen, was ist meine Liebe gegen die Deinige!“

Er achtete beim Weiterreiten kaum auf die zerfallenen Straßen, auf die zahllosen, noch überall sichtbaren Zeichen entsetzlicher Verwüstung, er heftete seine Augen nur auf den ehrwürdigen Dom, der ja auf seines Mädchens Haus herabsah, oder doch auf den Platz, wo es einst gestanden. Der gute Vater war elendiglich umgekommen, das wußte er: und sie? — Jetzt bog er um die Ecke, o Himmel! einige Häuser standen noch unversehrt, unter diesen — wahrlich es war kein Traum — das Bäckerhaus mit dem ungeheuren Kringel! Mit zitternden Knieen stieg der Reisende ab, gab seinen Gaul einem Buben zu halten und schritt auf das Haus zu.

An dem ersten Fenster lagen noch wie damals die Brote und kleinen Zuckerkuchen, an dem zweiten aber blühten keine Resedabüsche und kein Goldlack mehr. Vor der Hausthür tummelte sich eine lärmende Kinderschar, und als der Ankömmling in's Haus trat, schallte ihm aus dem Verkaufszimmer eine etwas kreischende Stimme entgegen; sie sang:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Zaghaft, ach, gewaltig zaghaft fiel bei der letzten Strophe ein weicher Tenor ein, der aber noch obendrein zitterte; in demselben Moment öffnete eine Frau die Thür, eine ganz außerordentlich dicke, leidlich hübsche Frau, und flog dem Sänger ohne irgend eine Einleitung mit einem Schrei an den Hals. Der Konrektor taumelte, aber weniger von der Last, die so plötzlich auf ihn fiel, als vielmehr vor Schreck, daß er in dieser kugelrunden Erscheinung sein Ännchen erkennen mußte.

Wenige Worte erklärten den Zusammenhang. Der Collaborator hatte wirklich zu lange auf sich warten lassen und die Kriegsnot nebst allerlei Abenteuern Schön-Ännchen auf ernstliche Heiratsgedanken gebracht. Sie gab mit vollster Bewilligung des Vaters einem reichen

Bäckerssohne die Hand, der die Bäckerei des alten Valentin fortsetzte. Der dicke Bäckermeister wiegte noch den ersten Enkel auf den Knieen; kurze Zeit darauf verschlief er sich aber eines Sonntag Nachmittags dermaßen, daß er sich in den Tod schlief: der Schlag hatte ihn getroffen.

Nur wenige Stunden verweilte der Konrektor aus Königsberg unter dem Dache seiner ehemaligen Geliebten; dann bestieg er seinen treuen Klepper, reichte weiland Schön-Ännchen die Hand, die weinend an der Hausthür stand und ihm noch ein Päcklein „Tillykuchen" und „Schwedenbrötchen" in den langen Mantelsack geschoben und sagte, sich herabbeugend, leise und mild zu ihr:

„Hättet Ihr besser das Verslein behalten, das wir uns damals beim Abschied zugesprochen, so würden wir beide jetzt wohl andere Thränen weinen!"

Als er wieder an die Elbe kam, zog er Kranz und Elegie aus den Taschen und schleuderte beides in den Strom. Indem er ihnen nachschaute, wie sie so rasch dahintrieben, ertappte sich das beste Herz von der Welt auf dem Wunsche: „O lägst Du nur tief da unten, Schön-Ännchen, so hätte ich doch meine schöne Liebe noch."

Sobald er nach Königsberg kam, strich er in dem Minneliede, das er einst für das reizende Mädchen

gedichtet, die Worte: „Schön-Ännchen", und erſetzte ſie durch den fremdklingenden Namen:

„Ännchen von Tharau".

Daß dieſe einfache Erzählung aus dem Munde des hochverehrten und geliebten Paten auf das bräutliche Königsberger Ännchen den tiefſten Eindruck machte, war vorauszuſehen; ſie ſparte die Thränen nicht und drückte wiederholt die Hände ihres Bräutigams. In ihrem ganzen langen Leben vergaß ſie keinen Augenblick den ſchönen zweiten Vers und ſeine Nutzanwendung zur großen Befriedigung ihres nachherigen Gatten, des braven Magiſters.

Am nächſten Geburtstage brachte die junge Frau einen eben ſo großen Blumenſtrauß ihrem lieben Paten in ſein ſtilles Stübchen; nur hatte ſie etwas weiter zu gehen, denn er war ausgezogen ſeit mehreren Monaten, ſein neues Haus hatte ein niederes Dach von grünem Raſen, aber ſchöne Gräſer und Blumen ſproßten darauf. Drinnen lag denn der freundliche Mann, feſt zugedeckt und ſchlief jenen ſeltſamen Schlaf, der ſo wunderbar ſüß iſt, daß noch kein Menſchenkind, deſſen Augenlider er berührte, jemals daran gedacht hat zu erwachen.

Am Hörſelberge.

Johann Wilhelm Häßler,
geb. 1747 geſt. 1822.

„Jetzt verſuche Dein Heil und wandere nach Leipzig in die Lindenſtadt und wenn ein ordentlicher Muſikant in Dir ſteckt, ſo wird dort, wo mein alter Lehrmeiſter, der Vater Bach, ſchläft, ſchon etwas aus Dir werden," ſagte der Organiſt Kittel zu ſeinem Neffen, Johann Wilhelm Häßler. „Schlage Dich durch und beeile Dich, daß Du dorthin kommſt und ſieh ſelber zu, was an Dir iſt. Habe ich mich in Dir getäuſcht und es iſt nichts mit Dir, ſo kannſt Du zum Troſte Deines Vaters noch immer Mützenmacher werden und ſein Geſchäft fortſetzen. Du biſt jetzt neunzehn Jahre alt, weißt auf der Orgel und dem Klaviere Beſcheid und kannſt auch

eine Plüschmütze zusammennähen, nun stell' Dich auf Deine Füße. Hier wird's nichts, der Hader mit dem Vater nimmt kein Ende. Verliere den Brief an meinen Freund Häser in Leipzig nicht und nun — Gott befohlen."

Es war ein bildhübscher Mensch, der da eben vor dem alten Kantor stand und den großen Brief an den Leipziger Orchesterdirektor in die Tasche schob. Von irgend einem Abschiedsschmerz war nichts bei ihm zu bemerken, die großen, blauen Augen strahlten vor Vergnügen und um die vollen, roten Lippen zuckte ein heiteres Lächeln. „Ich will Euch keine Schande machen, Ohm," sagte er, „und ich denke, der Vater wird sich auch zufrieden geben, wenn sie mich in der Lindenstadt brauchen können. Sobald ich Eurem Freunde den Brief gebracht, schreibe ich Euch ein Langes und Breites. Redet nur der Mutter zu, daß sie nicht allzusehr weine und sich Gedanken macht. Mir ist nicht so bange in der weiten Welt, als in der engen Werkstatt des Vaters." —

Und am andern Morgen in aller Frühe wanderte er denn wirklich hinaus in die Welt, das Ränzchen auf dem Rücken, die hübsche Plüschmütze, die ihm der Vater gemacht, auf dem blondlockigen Haar, das sich so widerspenstig in das Zöpfchen fügte und dessen Gold immer durch den Puder schimmerte. Die Mutter hatte

ihm noch ein geweihtes Kreuzchen umgehangen wider den bösen Feind in allen Gestalten, so konnte er denn getrost wandern. Er sah sich doch noch ein paar Mal um und winkte, denn Vater und Mutter standen in der Thür des kleinen Ladens und schauten ihm nach über die stille Straße, auf der noch alle Häuser im Schatten lagen. Der ehrliche Mützenmacher hielt die Hand über die Augen gedeckt und die Sonne schien doch gar nicht — die Mutter aber hatte ihr Gesicht in die Schürze gedrückt und hob es doch immer wieder und sah dann die Gestalt ihres einzigen Kindes immer ferner durch den Morgennebel und durch den Schleier von Thränen — und endlich bog er um die Ecke und alles war vorüber und wie ein plötzlicher Riß ging es durch das Mutterherz. Sie wankte zurück in ihr Stübchen, das so todeseinsam war und ging an den Tisch, wo ihr Junge noch eben gegessen, nahm die Tasse in die Hand, aus der er noch eben getrunken und fiel dann vor dem Marienbilde auf die Kniee und rief: „Du weißt, wie mir zu Mute ist, hilf mir!“ — Der Vater aber blieb wie erstarrt draußen stehen und sah zu, wie die ersten Strahlen kamen und über die Dächer glitten und hier und da eine Fensterscheibe aufblitzte, wie allmählich eine Thür sich öffnete und ein Fensterladen aufgestoßen wurde, und allerlei verschlafene Gesichter zum Vorschein kamen. Dann rasselten die Milch-

karren über das Pflaster, der Bäcker drüben legte seine Waare aus, das Tagesleben regte sich laut und immer lauter — der Nachbar rief ihm zu: „Ist der Junge fort?“ Da konnte er nur nicken und trat zurück, ging ins Haus durch den langen Gang in die Wohnstube und setzte sich an die Arbeit. Aber ein paar schwere Tropfen fielen auf die harten Finger. — Ja, er war fort, der Junge, um ein Musikant zu werden und hätte es doch so viel besser haben können als — Mützenmacher! Nun, ein jeder muß seinen Weg finden! —

Während dieser stillen Kämpfe des Vater- und Mutterherzens wanderte Johann Wilhelm weiter, und die Augen waren ihm auch feucht geworden, es lag ihm wie eine Last auf der Brust. Aber da kam er an der Kirche vorbei und drinnen brauste von der Orgel herab der herrliche Choral des Sebastian Bach: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ — das war der Abschiedsgruß des Ohms und der machte denn das junge Herz wieder fest und fröhlich. —

Wenn der Frühling über die Erde geht, ist das Wandern eine Lust, das fühlte auch der junge Musikant, und obgleich er schon manchen Tag gegangen war, als er an einem Sonntagnachmittag durch das alte Thor von Eisenach schritt, so meinte er erst ausgezogen zu sein, so frisch und leicht war ihm zu Sinne. Auf dem

Marktplatz stand die Kirche von Bäumen umgeben. Sie war offen und er trat hinein und ging wie im Traum verloren bis auf den Orgelchor hinauf.

Der Organist selber mußte eben erst fortgegangen sein, der Kirchendiener hatte wohl vergessen, alles wieder zu schließen, und da setzte er sich denn an das schöne Orgelwerk und erging sich in Tongedanken und Träumen. — Laut wogte und brauste es von der Orgel herab, und aus den goldenen, flutenden Wellen hob es sich oft wie ein Riesenhaupt, die mächtige Choralmelodie des Sebastian Bach, die der Ohm dem jungen Wanderer noch zum Abschied mitgegeben, tauchte auf — da war es, als ob die Mauern der Kirche sich dehnten und bebten, als ob die hohen Fenster aufspringen wollten, um sie hinausziehen zu lassen wie eine gekrönte Königin, hinauf zur Wartburg, allwo der „Junker Georg" gelebt, der den stolzen Vers von der festen Burg erdacht. —

Wie lange er gespielt, der junge Wanderer, er wußte es nicht, — als er aufschaute und sich das Haar von der Stirn strich, da war es schon tiefe Dämmerung in der Kirche. Und dicht neben ihm stand ein kaum erwachsenes Mädchen und sah ihn mit großen, nußbraunen Augen an. Schwere goldene Flechten lagen neben den blühenden Kinderwangen und fielen schwer und lang in den Nacken. Die Gestalt war zart, die

Tracht einfach, das Gesicht über alle Maßen holdselig. Verwirrt schaute er auf sie hin, so ganz fassungslos, daß sie lächeln mußte. —

„Ihr wollt wohl wissen, wer ich bin?" sagte sie. „Der Vater ist unten in der Kirche und hat Euch zugehört und mich nun heraufgeschickt, Euch zu bitten, ob Ihr für den Abend und die Nacht sein Gast sein wollt. Er ist Organist hier an der Kirche und ich bin seine Tochter Sophie. Das Treppensteigen wird ihm gar sauer mit seinem kranken Fuß und da lief ich denn zu Euch! Wollt Ihr kommen?" —

„Aber ich muß ja nach Leipzig?!" sagte er wie im Traum und stand doch schon auf und faßte nach Hut und Ränzchen, um ihr zu folgen. Und wie sie so vor ihm hinging durch die dunklen Gänge und Treppen, da war es ihm, als husche ein Lichtstrahl ihm voraus, dem er folgen müsse, ohne Widerstand und Wahl in eine neue, sonnige Welt.

Der Kantor in Eisenach nahm aber den jungen Kunstgenossen mit in sein kleines Haus, das dicht hinter der Kirche lag. Das war ein wunderbar schöner Abend, den der Wanderer in der Kantorsfamilie verlebte. Bis weit in die Nacht hinein blieben sie bei einander sitzen, während die freundliche Frau Kantorin das Beste aus Küche und Keller auftischte, und redeten über die herrliche Kunst der Musik, und der Jüngling erzählte

von Ohm Kittel, der ein Schüler des großen Sebastian Bach gewesen und wie bei eben diesem Ohm die glühende Liebe und Begeisterung für die Musik unvermerkt in sein Herz geschlichen sei. „Und nun soll ich nach Leipzig, um dort tüchtig zu lernen und das Blaue vom Himmel herunter zu spielen, auf der Orgel und dem Spinett, wie es gerade kommt und wo ich eben einspringen darf. Und morgen will ich weiter!“ —

„Nun, wenn's Euch ums Spielen und Einspringen zu thun ist, so wird es Euch nicht schaden, wenn Ihr ein paar Tage hier bleibt, bis mich das Zipperlein wiederum verlassen. Ihr würdet mir einen Gefallen thun!“

„Ja, ja, bleibt nur um meines Alten willen,“ setzte die Kantorin hinzu, „ich will Euch dafür pflegen wie Eure Mutter.“ —

Obwohl das junge Mädchen nicht ein einzig Wörtchen sagte, sah Johann Häßler doch zu ihr hin. Mit dem Ausdruck gespannter Erwartung hefteten sich ihre braunen Augen auf das Antlitz des Gastes. Da begegneten sie dem Blitz der blauen Augen und plötzlich flutete es wie ein rosiger Strom über Wangen, Stirn und Nacken. Hastig wendete sich das junge Mädchen und ging hinaus. Aber nicht so schnell, daß sie seine Antwort nicht gehört hätte: „Ihr habt recht, es könnte mir nichts schaden — erlaubt Ihr es, so bleibe ich ein paar Tage.“

Aus den paar Tagen wurden aber Wochen und Monate. Jeden Abend sagte der Gehülfe des Kantors: „Morgen wandere ich weiter nach Leipzig!“ und wenn der Morgen kam, so blieb er doch immer wieder. Den Seinigen daheim hatte er gleich im Anfang den Bescheid geschickt durch einen wandernden Gesellen, daß er in Eisenach ein wenig Rast halte, und der Ohm zählte längst die Tage, bis ein Schreiben des Leipziger Orchesterdirektors eintreffen könne, das gute Kunde bringe von den Fortschritten des Jungen, der ihm doch, er gestand es sich jetzt erst, gewaltig ans Herz gewachsen war. —

Der aber hatte Leipzig und den berühmten Mann dort ganz und gar vergessen und lebte dahin, als ob er allda geboren sei und allda auch dermaleinst zu sterben gedenke. Die ganze Stadt kannte und liebte ihn in seiner Frische und Freundlichkeit und ein Ratstöchterlein erwählte ihn zu ihrem Lehrmeister auf dem Spinett und viele andere folgten ihrem Beispiel, und wenn er die Orgel spielte, war die Kirche gedrängt voll von den hübschesten Frauen und Mädchen Eisenachs, ein Blumengesicht neben dem andern. Aber wie viele ihn auch anlächelten und ein freundliches Wort für ihn hatten, kein Lächeln und kein Wort erschien ihm so reizend und süß, als das der blonden Sophie, und vielleicht um so süßer, als sie meist ziemlich herb

und spröde gegen ihn war. Sie war seine allererste Schülerin und die talentvollste obendrein. In dem schlichten Kantorstübchen wurde ihm kein Abend zu lang. Denn nach dem Nachtessen, da schrieb Johann Häßler eifrig Noten ab für seinen väterlichen Freund, dessen Augen allmählich matt und müde wurden, und die Mutter erzählte wunderliche Geschichtchen aus alten Zeiten und auch die schauerliche Sage vom Hörselberge und der bösen Frau Venus und dem armen Tannhäuser, und wenn sie recht guter Laune war, so sang sie ein uraltes Lied mit dem Endreim:

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen —"

und bei diesem Endreim fiel allezeit eine silberhelle, wunderliebliche Mädchenstimme ein: „Blieb sieben Jahre drinnen!" — Sieben Jahre! — Dem Johann Häßler erschien das für einen Tannhäuser eigentlich gar keine lange Zeit. Wie oft lief er hinaus und kletterte auf dem kahlen Berg hin und her, um den Eingang in die geheimnisvolle Herrlichkeit zu erspähen, und wie oft, wenn er träumend dort im Heidekraut lag, die Tannhäuserballade auf den Lippen und — die Augen der kleinen Sophie im Herzen, meinte er, die süßeste Musik zu hören. Dann kam er wohl atemlos in dem kleinen Kantorhause an und schrieb allerlei Melodieen auf, die so wunderbar klangen, wenn er sie nachher spielte,

daß Sophie die Hand aufs Herz legte und die hellen Thränen ihr in die Augen traten.

„Es ist Sünde, die Musikanten der Frau Venus zu belauschen," sagte sie oft zürnend, und doch bat sie ihn selber dann wieder um die tollen Melodieen.

Und der Sohn des ehrlichen Mützenmachers wäre denn am Ende selber wohl ein zweiter Tannhäuser geworden in dem verzauberten Städtchen im Thüringer Walde, wenn nicht die Sage von seinem Verweilen von dort nach der Heimat gedrungen wäre und der Ohm Kittel sich auf den Weg gemacht hätte, den verlorenen Sohn und Musiker zu suchen und selber nach der Lindenstadt zu geleiten. Die arme Mutter wäre vor Schreck beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie hörte, daß ihr Knabe so nahe dem schrecklichen, im ganzen Lande verrufenen Hörselberge hängen geblieben sei, — ach gewiß hatte ihn eine neue Frau Venus in ihre Teufelsnetze gezogen, und die gute Frau wäre am liebsten gleich selber hingelaufen, ihres Herzens Liebling zu befreien und das tückische Ungeheuer zu zerreißen mit eigenen Händen.

Ja, in seinen Netzen hing er freilich, der Verlorengegangene, das erkannten selbst die Augen des Onkel Organisten, als sie in das Sonnengesichtchen der kleinen Sophie blinzelnd blickten, aber es waren keine Satansschlingen, nur leichte, lose Fesseln von goldschimmernden

Frauenhaaren gewebt. — Geschadet hatte es dem Jungen wirklich nichts, das bewies das Examen, das er sofort ablegen mußte. Es war eine segenbringende Lehrzeit für ihn gewesen, und der Musikant in ihm war aufgeflattert wie ein glänzender Falter. Wer weiß, ob er sich dort in der Lindenstadt, in der ernsten Arbeitsstube des gestrengen Orchesterdirektors, so rasch entfaltet. Sie brauchen eben gar zu Verschiedenes zu ihrem Gedeihen, die Menschenblumen, und die Musikantenblumen erst recht.

Nach Leipzig ging's nun wirklich, und der Ohm wich nicht eher von ihm, als bis er ihn dem Orchesterdirektor abgeliefert. Er wunderte sich im stillen, daß ihm der Verzauberte so willig folgte und nicht einmal traurig war. Freilich konnte er nicht ahnen, daß kurz vor dem bitteren Scheiden sich zwei junge Herzen einander zu eigen gegeben hatten „für Zeit und Ewigkeit", wie es so schön und gläubig in der Liebe heißt, und daß die Hoffnung auf ein glückseliges Wiedersehen mit dem jungen Musikanten in die neue Heimat zog. —

Der Name Johann Wilhelm Häßlers, des ausgezeichneten Orgelspielers, hat einen hellen Klang in der Geschichte der Musik, und aus mancher seiner Phantasieen und Sonaten klingt und singt es ganz besonders süß und wunderbar. Das ist wohl die Erinnerung an jene erste Lehrzeit am Hörselberge und an seine erste,

kleine, reizende Schülerin Sophie, die ſpäter ſein glückliches, geliebtes Weib wurde. Man rühmte ſie als vortreffliche Muſiklehrerin, ſie aber meinte lächelnd: „Das ſei keine Kunſt, wenn man in ſeiner Jugendzeit den Unterricht eines Johann Wilhelm Häßler zu genießen das Glück gehabt, der die Muſikanten der Frau Venus ſo oft belauſcht.“ —

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In gleicher Ausstattung und gleichem Einbande des vorliegenden zweiten Bandes der Musikalischen Märchen sind von **Elise Polko** noch erschienen:

Musikalische Märchen,

Phantasieen und Skizzen.

Erster Band.

22. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe in zwei Bänden.

Mit Titelbild, M. 6.—

Inhalt: Ein' feste Burg ist unser Gott: Joh. Seb. Bach. — Ein Doppelstern am Kunsthimmel: Robert und Klara Schumann. — Iphigenia in Aulis: Gluck. — Violetta: Mozart. — Ein Sommernachtstraum: Felix Mendelssohn. — Stabat mater dolorosa: Pergolesi. — Ludwig van Beethoven. — Des Meisters Grab: Franz Schubert. — Wandernde Musikanten: Aus den Zeiten der Troubadours, Anselmo Faydit. — Eine Probe: Händel. — Verblüht: Großfürstin Alexandra. — Die alte Lehrmethode: Quantz. — Die Erfinder der Barcarole: Salv. Apolini. — Porpora in Dresden 1744. — Die Katzenfuge: D. Scarlatti. — Schneeglöcklein: C. M. v. Weber. — Die Spielgefährten: Paganini. — Nur ein stilles Künstlerleben: J. R. Zumsteg. — Eine Begegnung: Gretry. — Das Kloster der heil. Lucia: Catalani. — Maria: Malibran-Garcia. — Die Memnonssäule. — Die Engelsstimme: Händel. — Eine erste Liebe: Jos. Haydn. — Eine Melodie: Adr. Boieldieu. — Eine Sylvesternacht: A. Lortzing. — Eine kleine Rache: Hippolyte Clairon. — Eine dekorierte Sängerin: Vittoria Tesi. — Eine Leonore: Beethoven. — Zwei Brüder. — Ein Vergessener: J. Berger. — Eine Mendelssohn-Erinnerung. — Ein altes Klavier im Schlosse zu Weimar.

Von **Elise Polko** erschienen ferner zum Preise von M. 6.75 für den gebundenen Band:

Künstlermärchen
und
Malernovellen.

Zweite veränderte Auflage

der früher in 2 Bänden unter dem Titel „Aus der Künstlerwelt" erschienenen Sammlung.

Inhalt: Die fremde Schwester: van Eyck. — Treue Liebe: Hans Hemmling. — Der Rubensstuhl: P. P. Rubens. — Gemalte Blumen: Daniel Seghers. — Das Damastkleid: Jan Mabuse. — Die Todesprobe: David Teniers. — Das Bild des heiligen Martin: Anton van Dyck. — Madonna mit dem kranken Kinde: Hans Holbein. — Die Heirat eines Jünglings mit einer häßlichen Frau: Lucas Cranach. — Die unbezähmte Widerspenstige: Albrecht Dürer. — Der arme Illuminist: Veit Gerhards. — Die beiden Marien· Johannes von Schorel. — Katharina Weytens: Hugo van der Goes. — Der furchtsame Martin: Martin von Hemskerken. — Wer wagt gewinnt: Rembrandt van Ryn. — Vater und Sohn: David und Cornelius de Hem. — Der Bildernarr: Ludgero Tomring. — Die Schattenriß-Schneiderin: Elisabeth Fischer. — Wozu das Fortlaufen gut: Claude Lorrain. — Das Weib des Giorgione.

Neue Künstlermärchen.

Inhalt: Vorübergeschwebt: Adele Grantzow. — Aus der Welt der Arbeit, die auf Schönheit geht: Städelsches Museum. — Ein Atelier im Nahethal: C. und R. Cauer. — Schreibtisch-Reliquien: J. Dinglinger. — Ein Dom auf hohem Felsen: Limburg. — Stille Arbeit: Karl Greiner. — Aus einem Brautstrauß: A. Lwoff. — Lieder und Blumen. — Aus der Reliquienkammer eines Sammlers. — Was eine zerrissene Saite erzählt: A. Lwoff. — Vom Königssee. — Nachbarskinder. — Spielzeug von Berchtesgaden. — Von verstummten Harfen. — Getreu bis in den Tod. — Neue und alte Zaubergeigen: P. Nardini. — Ein kleiner Schuh: G. Thevenard. — Das Haus Glucks. — Sie ist unmöglich: G. Mara. — Ein Erinnerungsblatt: F. v. Holstein. — Vom Katzen-Raphael: G. Mind. — Nach Italien: J. E. Ridinger. — Ein Genie am Pfluge: Mintrop. — Eine Silbermannsche Orgel. — Mondscheinhaus: M. v. Schwind. — Eine wunderliche Fuge: G. Teleman. — Ein Zeichenstift: J. Koch.

Vom Gesange.

Musikalische Winke und Lebensbilder

von

Elise Polko.

Zweite Auflage.

geheftet M. 4.50, vornehm gebdn. M. 5.50.

In ihrer bekannten anmutigen Schreibweise giebt in diesem Buche die auf dem Gebiet des Gesanges praktisch wie theoretisch bewanderte Verfasserin wertvolle Winke und aneifernde Beispiele, zum Nutz und Frommen aller Freundinnen dieser Kunst.

Erinnerungen

an

Wilhelmine Schröder-Devrient

von

Claire von Glümer.

Mit Bildnis in Stahlstich und Wiedergabe ihrer Handschrift.

8°. geheftet M. 3.—, gebdn. M. 3.60.

Karoline Neuber

und ihre Zeitgenossen.

Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte

von

Joh. Fr. Frh. v. Reden-Esbeck.

gr. 8°. 357 Seiten mit 7 Beilagen.

Reiche, gediegene Ausstattung, mit Bildnis, handschriftlicher Wiedergabe von Briefen der K. N., alten Theaterzetteln ꝛc.

In eigenartigen Einband gebdn. M. 12.—

Erste, durchaus urkundliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieser verdienstvollen Frau, der Begründerin der deutschen Bühne der neueren Zeit.

Der Schutzgeist.

Novelle

von

Wilhelm von Lieber.

2. Auflage.

160 Seiten kl. 8°. 1890.

In schmiegsamen Leinwandband geb. M. 2.75.

Allen Freunden einer erheiternden und durchaus wohlthuenden Lektüre sei dies Büchlein bestens empfohlen. Alles darin lebt und webt; lauter klar und wahr gezeichnete Figuren, vom ersten Helden bis zum Hausknecht; manche nur mit ein paar Strichen angedeutet, wie z. B. die Kandidaten für das juristische Staatsexamen, und dennoch so greifbar plastisch, daß man sofort ihr Porträt auf das Papier werfen könnte. Und welche Fülle natürlich herbeigeführter, interessanter Situationen, ohne je die Grenze der Wahrscheinlichkeit zu überschreiten. Für einen Zeichner eine wahre Fundgrube köstlicher Illustrationen. Mit Bedauern langt man an bei dem künstlerisch abgerundeten Schluß und mit dem lebhaften Wunsche, den lebensfrischen Erzeugnissen des liebenswürdigen Verfassers recht bald wieder zu begegnen.

E. v. Beaulieu-Marconnay,
im Magazin f. Lit. des In- u. Ausl.

Memoiren eines Theekessels.

Von

Wilhelm von Lieber.

270 Seiten kl. 8°.

In schmiegsamen Leinwandband geb. M. 3.75.

Drei Märchendichtungen.

Dornröschen. — Die sieben Raben. Melusine.

Von

Livius Fürst.

Miniaturbändchen, mit Schwabacher-Schrift und Original-Vignetten auf Büttenpapier gedruckt.

Pergamentband. M. 4.50.

„Die dichterische Behandlung der altvertrauten lieben Geschichten zeugt von echter Künstlerhand und das Büchlein wird gewiß seinen Weg machen." (Der Bazar.)

„Für junge Damen und das höhere Mädchenalter wüßten wir kaum eine Weihnachtsgabe von reinerem poetischen Duft und natürlicherer, schlichterer Naivetät" u. s. w. (Magdeb. Ztg.)

„Wer aber um ein passendes Geschenk verlegen ist, der kaufe Schwinds gleichnamige Meisterzeichnungen und füge denselben die Fürstschen Dichtungen bei — er kann versichert sein, daß er damit Freude erregen wird." (Leipz. Ztg.)

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein literarisches Album

für die

deutsche Frauenwelt.

Von

Dr. C. Vogel.

2. Aufl. neu bearbeitet von **Julie Dohmke**, geb. Vogel.

kl. 8°. geh. M. 7.50, geb. M. 8.50.

Böheimb, M., Eheglück. Ernste und heitere Weisen. kl. 8°. Geheftet M. 1.80, geb. M. 2.80.

Grundtvig, S., Dänische Volksmärchen. Erste Sammlung. Deutsch von Willibald Leo. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.20.

— **Dänische Volksmärchen.** Zweite Sammlung. Übersetzt von Adolf Strodtmann. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.20.

Runeberg, J. L., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Dr. M. Vogel. Mit dem Bilde des Dichters. kl. 8°. Geheftet M. 3.60, geb. M. 4.80.

Runeberg ist ein echt klassischer Dichter von hoher, universeller Bedeutung. Nichts von dem, was er schrieb, ist mittelmäßig, alle seine Werke, auch die kleinsten, verraten den Adel des Genius und die vollendete Schönheit der Form.

Ströse, K., Altes Gold. Die schönsten Sprüche und Gedenkverse aus den Minnesängern des Mittelalters in freier neuhochdeutscher Übertragung. Miniatur-Format in Schwabacher Schrift auf Handpapier gedruckt. Geh. in Pergamentpapier M. 2.— In vornehmen Pergamentband gebunden M. 4.50.

— **Deutsche Minne aus alter Zeit.** Ausgewählte Lieder aus den Minnesängern, neuhochdeutsch. (Seitenstück zu Obigem.) Geh. in Pergamentpapier M. 2.— In vornehmen Pergamentband gebunden M. 4.50.

ML 392
P769
1890
v.2

Stanford University Libraries
3 6105 124 428 348

ML
3925
P769
1890
v.2

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

PRINTED IN U.S.A.